

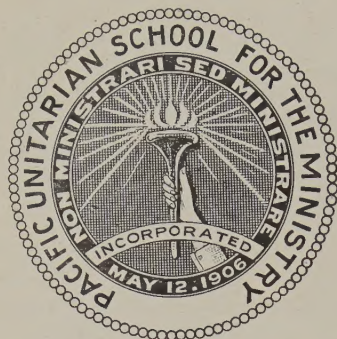
Die heiden wurden in Drinem

Leichte wurden. Jes 60 v. 3



Die evangelischen Missionen.

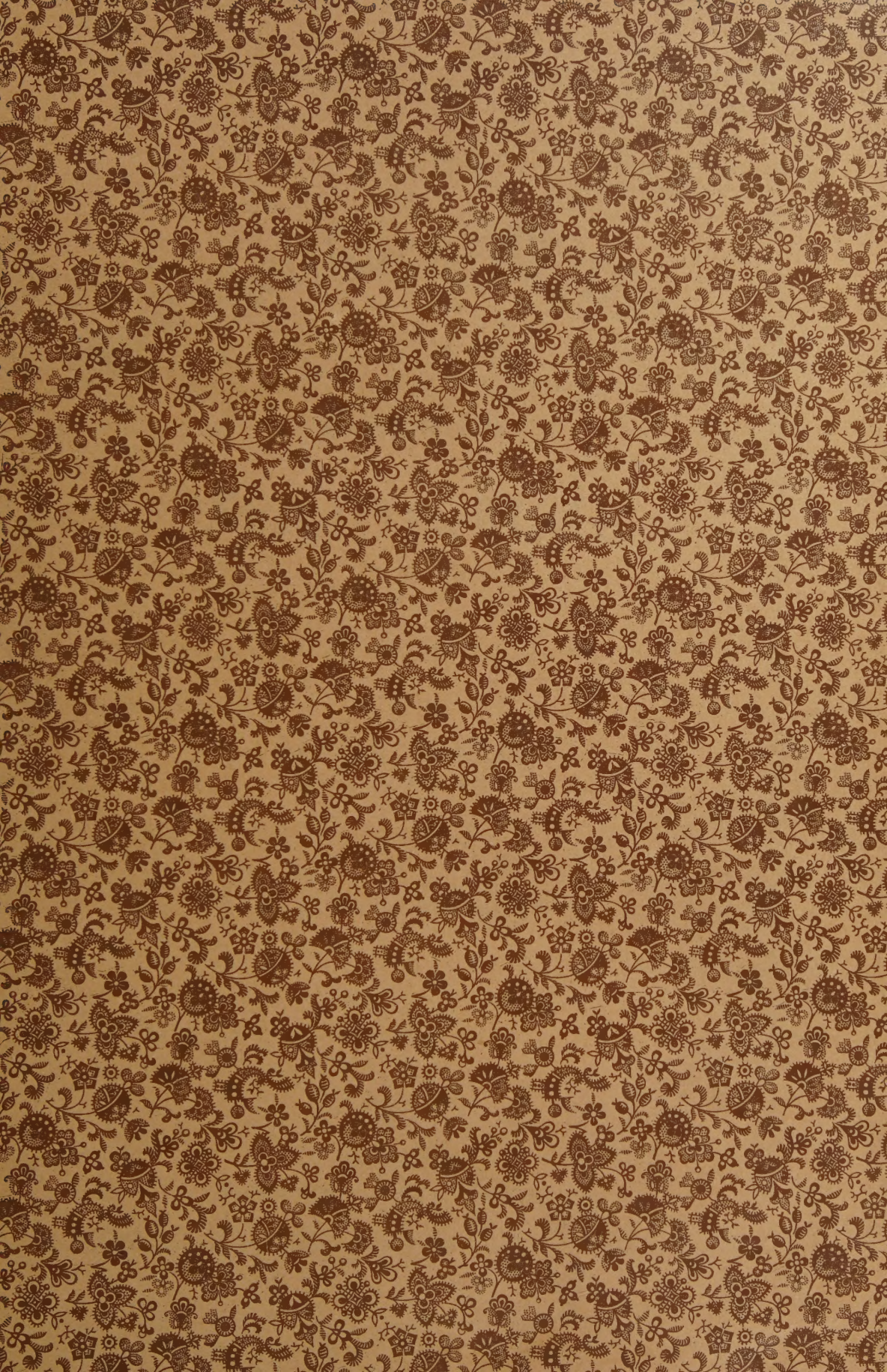
1. Jahrgang.



BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

HERMAN KOEPP



Hermann Köpp
Berlin N.O.
Georgenkirchstr. 70.


Die

Evangelischen Missionen.

Illustriertes

Familienblatt.


Herausgegeben

von

Julius Richter,

Pfarrer in Rheinsberg (Mark).

Erster Jahrgang. 1895.


CBSK

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen.

Seite

Heimat.

Betrich, H. Th. Wangemann	49. 83
Pfizer, Aus den Briefen Postells	180

Afrika.

Ostafrika.

J. Richter, Deutsche Arbeit am Njassa	25
Nachrichten aus Ostafrika	45
J. Richter, Vorwärts in Deutsch-Ostafrika	106
Berlin, Eine Geduldsarbeit am Roten Meere	133
Zihmann, Leipziger Miss. am Kilimandscharo	155
J. Richter, Unser Interesse an Madagaskar	184

Südafrika.

Buchner, Zibi, der Hlubihauptling	1. 38
In der Goldstadt Südafrikas	204
Buchner, Allerlei aus dem Kaffernlande	248
Schloemann, Ein afrikanischer Krieg	251

Südwestafrika.

J. Richter, Hendrik Witbooi	54
-----------------------------	----

Westafrika.

Frühling am Sambesi	164
---------------------	-----

Asien.

Westasien.

J. Richter, P. Fabers Mohammedaner-Mission	241
--	-----

Indien.

Nachrichten aus Indien	64. 90
Kler, Der Nagbanshi oder Schlangenprinz	73
Stosch, Auf südindischen Bergen	97
L. Rottrott, Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Kolmission	145. 169. 226
Stosch, Weihnachten in Trankebar	276

China.

Nachrichten aus Korea und China	14
Annie Taylor in Tibet	21
Nach dem Kriege	139
Reichelt, Miß Annie Taylor	206
J. Richter, Die Unruhen in China	223
Ein wackeres Kind	280

Japan.

Dalton, In einem Schintotempel	6. 35
Nachrichten aus Japan	114
Formosa	163
Hering, Das Land der aufgehenden Sonne	217
— Bei den Buddhisten Japans	266

Korea.

Nachrichten aus Korea und China	14
---------------------------------	----

Australien.

B. Richter, Die Rheinische Mission in Kaiser-Wilhelmsland	121
— Unter den Kannibalen von Englisch-Neu-Guinea	193
Aufhebung der Station Dampier-Insel	286

Amerika.

J. Richter, Der Untergang d. Moskito-Staates	282
--	-----

Allgemeines und Vermischtes.

Advent, Gedicht v. R. Pfannschmidt-Beutner	265
Armen, den, wird das Evangelium gepredigt	191
China, aus	213
— Erfolg der Mission in	117
Chinesische Standhaftigkeit	23
Chinesen, Urteile von heidnischen	23
Christentum, Zug zum	191

Dorfschule, Besuch in einer indischen	Seite 212
Ginz in Christo	260
Feindesliebe	259
Geben, was soll ich für die Mission?	92
Geber, einen fröhlichen G. hat Gott lieb	209
Geister, von bösen G. gequält	260
Genfichen, Missionsdirektor	261
Heldenmut eines Missionars	239
Hilferufe, zwei	71
Hungerstnot in Deutsch-Ostafrika	142
— Linderung derselben	239
Kinderswitwen in Indien	213
Kolonisation und Mission	116
Menschenfresser	237
Mission, die evangelische	11
Missionarsjubiläum, ein fünfzigjähriges	259
Mutterliebe	23
Nilagiri-Berge, Not der Christen auf dens.	188
Norden, im eignen	117
„Du fröhliche!“ in der Dualla-Sprache	287
Petri Verleugnung	260
Religionskongreß v. Chicago, Nachwehen dess.	116
Rettung, merkwürdige	166
Stokes	262
Tibet, vor den Thoren von	238
Trübsal, schwere	95
Tschamis übertritt zum Christentum	166
Verschiebung der religiösen Verhältnisse	70
Wackerer Knabe, ein	94
Welayuthens Rettung	188
Witwenverbrennung	70
Witbooi, Hendrik	191
Wie gewonnen, so zerronnen	238
Zeugnisse, drei bemerkenswerte	69

Bücherbesprechungen.

Andree, Allgemeiner Handatlas	71
Bilder, 50, aus der Gohnerischen Mission	70
Bilder aus der Norddeutschen Mission	70
Buchner, Acht Monate in Südafrika	43
Dalton, Auf Missionspfaden in Japan	192
Grundemann, Die Entwicklung der ev. Mission	214
— Neuer Missionsatlas	287
— Missionsbilder mit Versen	47
— Missionsstudien und Kritiken	167
Gundert, Die evangelische Mission	215
Heilmann, Missionsunterricht in der Schule	144
Hesse, Aus Dr. Gunderts Leben	95
— Joseph Josenhans	95
Horne, The Story of the L. M. S.	168
Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz	215
Jahrbuch, Theologisches für 1895	119
Kögel, Deine Rechte sind mein Lied	144
Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa	23
Peters, Das Deutsch-Ostafrikan. Schutzgebiet	167
Betrich, H. Th. Wangemann	192
Ragel, Völkertunde	214
Schmidt, Rochus, Deutschlands Kolonien	262
Schreiber, Fünf Monate in Südafrika	119
Schriften, Kleinere, der Baseler Mission	215
Schriften, Kleinere, der Berliner Mission	263
Sievers, Afrika	144
— Allgemeine Länderkunde	47
Warned, Die Mission im Lichte der Bibel	237
Wegeleiter durch die volkstümliche Litteratur	119
v. Wismann, Afrika	119

Briefkasten	48. 95. 119. 215. 240. 288
-------------	----------------------------

Verzeichniß der Abbildungen.

	Seite		Seite
Abeffinische Kirche	135	Madfchame, eine Bananenpflanzung in . . .	160
Abeffinisches Hochland	136	Madura, Schwingfest	277
Alpande in Kriegsrüstung und Bubesi . . .	42	Matapans Stadt	257
Amritsar	91	Malotong, Kirche zu	251
„ der goldene Tempel	93	Manow, die Station	34
Antananarivo, die Hauptstadt v. Madagaskar	187	Maffanah	134
Ararat, der Berg	243	Missionar und Madfcha	77
Aremas, Dorf der	202	Missions-Schülerin, indische	212
Bellefa, Missionsstation bei	138	Moresby, Port	195
Berlin, das alte Missionshaus	84	Moskitoküste, der König mit Würdenträgern	285
„ das neue Missionshaus	85	„ heidnische Indianer von der . . .	284
Bethanien im Jubeljahre 1884	89	Mount Owen Stanley	194
Bluesfields, die Hauptstadt der Moskitoküste	283	Nakin, J., und Frau	39
Bombay, das „Wilson-Colleg“	68	Ramah, ein	59
Buddha, großer	272, 273	Ramafrauen und Kinder	61
Buddhistischer Priester	274	Neuguinea, Blick in das Innere	200
Burdschu, Wohnhaus auf Station	174	„ Küstenlandschaft in	122
Chalmers, Missionar	198	„ Südkap von	203
China, Berglandschaft im westlichen . . .	15	Njassa, am Ufer des	27
Chinesisches Straßenbild	17	„ Blick auf den	113
Chinesisch-japan. Krieg, Verwundetentransp.	115	Nitto, Tempelhof in	270
Chota Nagpur, Kathedrikenhaus	81	Nilagiri, Dorf in den N.-Bergen	189
„ Landschaft	74	Norden, im eisigen	118
Christianenburg, Missionshaus in	181	Nottrott, Dr., der Präses der Kolsmision,	
Daibutsu (großer Buddha) in Nara	272	im Kreise der Missionare	235
„ in Ramakura	273	Nottrott, Frau Miss., i. Handarbeitsunterricht	232
Dampierhaus und Missionar Runze	286	Balkanreise	226
Dareßalam	107	Papua, ein, im Festschmuck	123
Darigutu, Dorf-Kapelle in	228	„ Ausbruch zum Fest	125
Dschagga-Dorf	158	Papuadorf, ein	124
Ersteigung des Hochlandes v. Deutsch-Ostafrika	110	Papua-Dorfhäus	127
Faber, Pastor W.	247	Papua-Ranu	131
Forniofa, Eingeborenenhütte auf	163	Papua-Krieger im Hinterhalt	129
Fujinoyama	218	Perfergruppe	243
Genfchen, Missionsdirektor	261	Pretoria, Gouvernementsgebäude in	204
Gibeon, die Station	55	Bulney-Berge	100, 103
Göpfner, Johannes	146	Burulia, Missionshaus in	172
Govindpur, Wohnhaus u. Kapelle auf Station	177	Kantschi, der Kirchhof	234
Himalaya, das Hochgebirge des	207	„ Alex' Missionshaus	78
Hindupandit, heidnischer	153	„ Predigerfeminar u. Christuskirche	170
Hottentottendorf, ein	62	„ Vofaunenchor	230
Japanisches Gebirgsdorf	219	Kungwe, die Station	29
„ Uferlandschaft	222	Schinto-Priester	10
Imad-ud-din, Professor	66	Schinto-Tempel, Portal und Inneres	7, 9
Johannesburg, Kommissioner-Straße in . . .	206	Schulkinder in Bethesda	43
„ Marktplatz in	205	Smythies, Bischof	46
Kaffern-Fingfrauen, zwei christliche . . .	4	Söl, Thor des Palastes	14
Kaffern-Krieger	254	Stewart, Herbert und Ewan	281
Kammin, der Dom in	51	Taylor, Annie	22
Kaufastischer Mohammedaner	246	Tinana	2
Kibo, der, vom Ribolager	162	Tokyo, Stadtbild von	220
Kidet-fluß, Überlegen der Expedition über den	263	„ aus d. Umgebung d. Asatufa-Tempels	267
Kilima-Ndscharo, Gipfel des	156	Trankbar, Jerusalemskirche in	276
Koapena, der Häuptling, und seine Heimat	201	„ Mädchenschule in	279
Kols, Freundschaftsbündnis	154	Tschabasa, Station	179
„ heidnische Garta	147	Tupufelei, das christliche Pfahldorf	197
„ Munda	148	Urumia, aus	245
Kol, heidnischer Urau	149	„ die große Moschee	244
Kondedorf	30	Usagara, im Bergland von	143
„ Raft in einem	28	Uramo, eine Herenverbrennung	109
Köze, Christian	242	Wangemann, Missions-Direktor D.	50
Kragenstein, Missionsinspektor D.	83	Wangemannshöh, die Station	32
Kuirenga, die Hauptstadt von Uhehe . . .	111	Wangamwesi-Karawane, Einzug i. Bagamoyo	262
Kyoto, die Hauptstadt in	269	Witbooi, Hendrik und Familie	191
Leutwein, Major	63	„ Hendrik, der Sohn des H. Witbooi	56
Lohardagga, Kirche und Wohnhaus	176	„ Moses	57
„ Ausfäzige	233	Zeltleben in Indien	227
Madagaskar, auf der Reise im Urwald von	185	Zibi, der Häuptling, und ein eingeborner	
Madras, das „Christliche Colleg“	65	christlicher Lehrer	3



Erscheint monatlich. Preis jährlich 3 M. (4 Fr.), frei ins Haus 3,20 M.

I. Jahrgang.

1895.

Januar.

Bibi, der Glubihäuptling und meine Berührungen mit ihm.

Von Missionsdirektor Buchner in Herrnhut.

Vorbemerkung. Herr Missionsdirektor Buchner unternahm in den Jahren 1892 und 1893 im Auftrage seiner Missionsleitung eine achtmonatliche Visitationsreise durch die Missionsstationen der Brüdergemeinde in Südafrika. Die nachfolgenden Erzählungen schildern eine interessante Episode dieser Reise. Sie führen uns nach den am weitesten im Osten gelegenen, noch am wenigsten von der Kultur berührten Missionsstationen am Ostfuß des hochragenden, wild zerrissenen Draken-Gebirges.

D. H.

1. Der erste Adventssonntag in Tinana.

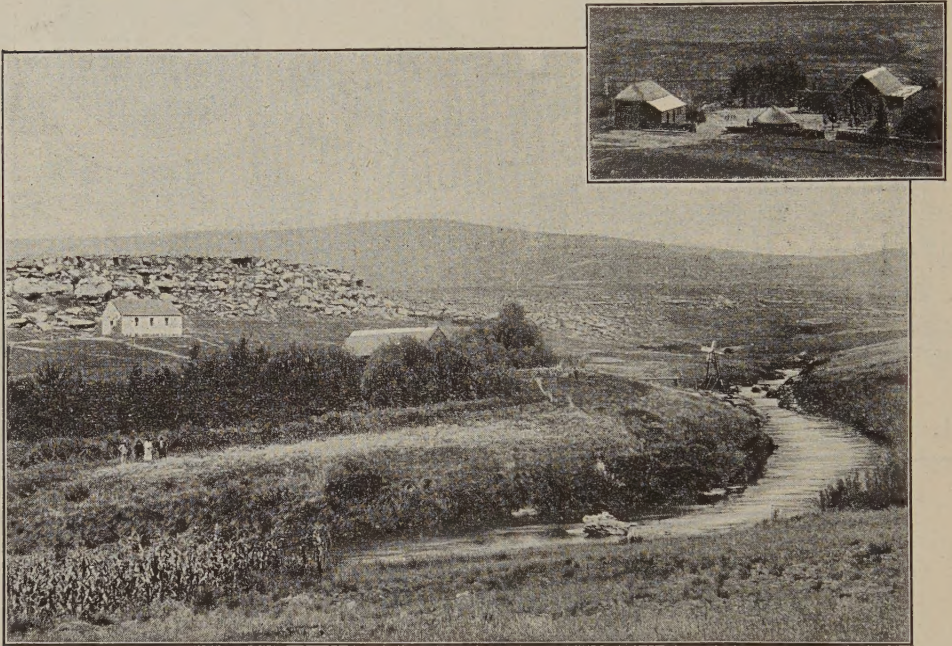
Wenn der Leser eine Karte von Südafrika zur Hand hat, so findet er auf

derselben im Osten ein Gebiet, das mit dem Namen Ost Griqualand bezeichnet ist, und in demselben eine Stadt mit Namen Matatiela. Dort ungefähr liegt unsre Missionsstation Tinana. Hier war es, wo ich zum erstenmal den Häuptling oder chief Bibi kennen lernte und zwar gleich unter Umständen, die mir diese Begegnung unvergeßlich machten.

Doch der Leser muß schon einige Geduld haben, ehe ich ihm Bibi selbst vorstelle. Um verständlich zu sein, muß ich zunächst etwas weiter ausholen. — Nach einer längeren Ochsenwagenfahrt war glücklich Tinana erreicht, die erste Station im Glubilande (sprich Chlubi). Ich will nichts erzählen von der herzlichen Auf-

nahme daselbst und von den Eindrücken, die ich dort empfangen, sondern, um so bald als möglich auf Zibi zu kommen, nur erwähnen, daß ich sofort an ihn, der in Ezincufa wohnt, ein Schreiben erließ, das außer der feierlichen Begrüßung die Bitte enthielt, er möge am nächsten Sonntag in Tinana gegenwärtig sein, da der Missionar Hastings durch mich die Ordination¹⁾ erhalten sollte. Seine Antwort traf umgehend ein und lautete kurz und gut: „Zibi kommt.“

ununterbrochen. Ist schon hierzulande der Regen dem Reisenden nicht gerade sehr erwünscht, so hat er in Afrika noch sein besonders Unangenehmes. Hier wird man naß, so gut wie in Afrika; aber man kann doch wenigstens trotz allen Regens reisen und vom Fleck kommen; anders dort. Tinana liegt am gleichnamigen Flüßchen, Ezincufa aber jenseits desselben. Dieser Fluß ist ein sehr unschuldiges Ding im gewöhnlichen Lauf der Dinge, jedoch bei Regen ein — unüberwindliches Hindernis



Kirche.

Wohnhaus.

Wohnhaus von der Kirche aus gesehen.

Tinana.

Am Freitag beschloß Superintendent Padel, der mich begleitete, nach Ezincufa hinüber zu reiten, um die dortigen Missionare zu besuchen. Dringend bat ich ihn, doch zum Sonntag bestimmt wieder in Tinana zu sein, da ich, der ich doch die schwere kaffrische Sprache nicht in der kurzen Zeit der Visitation erlernen konnte, sonst ohne Dolmetscher sein würde. Er war kaum abgereist, da begann es zu regnen. Es regnete am Sonnabend den ganzen Tag, es regnete die Nacht zum Sonntag

¹⁾ Die Brüdergemeinde hat drei Weihen: zum Diakon, zum Presbyter und zum Bischof. Hier ist die zweite, zum Presbyter, gemeint.

der Reise. Ist in Afrika ein Fluß „leer“, d. h. hat er wenig Wasser, so fährt oder reitet man ohne Gefahr hindurch; „hat er Wasser“, so ist der Durchgang gefährlich, ist er „voll“, so ist ein Hinüberkommen unmöglich. Sonntag früh hieß es nun: der Fluß ist voll, niemand kann hinüber — und mein guter Superintendent wollte auf der andern Seite! Wie sollte man nun zusammenkommen? Wie sollte ich den Gottesdienst ohne Dolmetscher halten, da der Missionar Hastings doch nicht bei seiner eigenen Ordination dies Amt übernehmen konnte? Und endlich, wie sollte Freund Zibi nach Tinana gelangen?

Doch still, unser Gott kennt auch die Verlegenheiten seiner Kinder, und, wenn es in seinem Ratschluß für gut befunden wird, dann hat er „Weg allerwegen“! So auch hier.

Um 9 Uhr des Morgens entsteht auf einmal ein Aufruhr auf der Station, man sieht die Raffern hin- und herlaufen, und beim Heraustreten hört man deutlich Hilferufe. Was ist's? Ein Vorüber-eilender giebt uns folgende Auskunft: Superintendent Padel und Missionar Liebich sind am frühen Morgen von Ezincuka aufgebrochen; als sie den vollen Fluß erreichten, erklärt Padel: „Ich muß hindurch, ich muß heute nach Tinana.“ „In Gottes Namen!“ sagt Liebich und reitet voraus in den Fluß hinein, Padel folgt. Noch hat Liebich nicht die Mitte des Flusses erreicht, da reißt ihn die Gewalt des Stromes vom Pferde, und willenlos wird er stromabwärts getrieben. Padel springt in seiner Angst laut um Hilfe rufend vom Pferde und steht bis an den Hals im Wasser. Der Herr aber, der „über seinen Boten zu Land und Wasser wacht“, gebot seinen Engeln: ein Grasbusch am Ufertrand wird Liebich zum rettenden Halt, vermitteltst dessen er glücklich sich heraushelfen kann, und Padel erreicht ebenfalls glücklich das Ufer, aber es ist wieder das — jenseitige, nur Liebichs Pferd hat, den Strom durchschwimmend, das diesseitige erklommen. Sollte die Angst wirklich vergeblich ausgestanden sein? Über ihrem Rufen nach Hilfe sammelte sich bald eine ganze Schar von Raffern auf unserm Ufer, und nach unfäglichen Mühen glückte es ihnen, indem sie alle nur mögliche Hilfe leisteten, die beiden Missionare hinüber zu bringen. Ich begrüßte sie natürlich mit großer Freude als rettende Engel, leider waren aber diese lieben Engel naß vom Kopf bis zum Fuß.

Nicht lange nach ihnen traf auch Bibi ein. Er hatte gedacht: Bibi hat es dem umfun-

disi umkulu (großen Lehrer) versprochen, „Bibi kommt“! Ein vorzüglicher Reiter auf einem ausgezeichneten Pferd war es ihm geglückt, den Durchgang durch den Fluß zu erzwingen. Wohl hatte er sich zu Ehren des Tages in Schwarz gekleidet, aber auch an ihm war kein trockner Faden.

Es ist schon in Deutschland ein Kunststück, drei nasse Freunde, die einem ins



Der Häuptling Bibi (rechts) und ein eingeborner christl. Lehrer (Tudumbu).

Haus fallen, trocken einzukleiden, so daß sie sich mit Ehren können sehen lassen, aber nun erst in Afrika! Ein afrikanischer Missionar hat die schwarzen Anzüge nicht so im Schranke hängen wie manch einer hier. Und die Voraussetzung bei solcher Aushilfe ist immer, daß man selbst und die lieben Freunde so ungefähr gleiche Größe und Leibesgestalt haben. Diese Voraussetzung traf bei uns Missionaren einiger-

maßen zu, aber ein Blick auf Zibi und seine Hünengestalt ließ alle Hoffnung auf ein halbwegs günstiges Ergebnis der Umkleidung schwinden. Was thun? Die Missionare waren bald aus den nassen Kleidern herausgeschält und einigermaßen kirchsfähig neu gekleidet.

Aber Zibi? In etwas erleichtert wurde die Sache durch seine Erklärung, bei dem warmen Wetter könne er recht

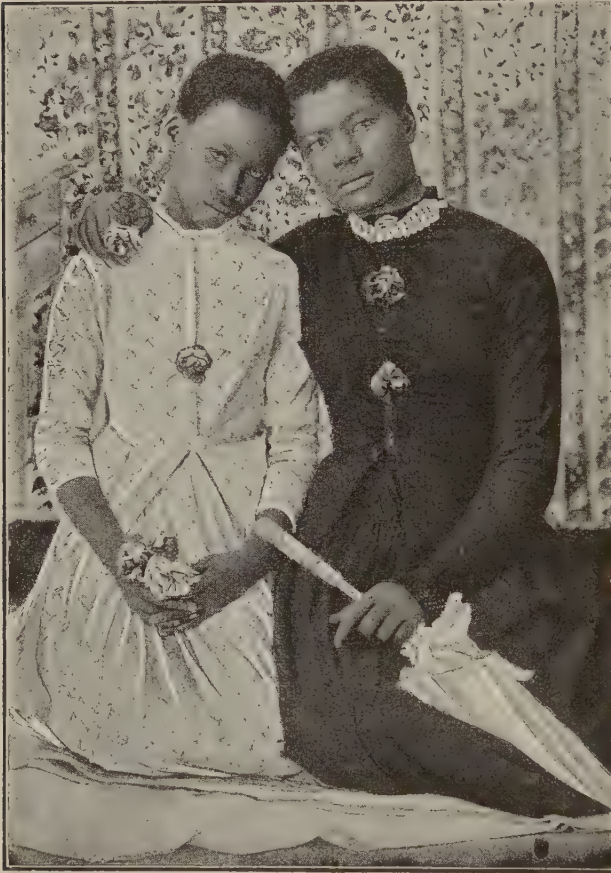
haben. Da besann sich Missionar Hasting auf einen alten, bunten Schlafrock, den er eigentlich schon ausgemustert hatte, und siehe, er schien Gnade vor Sr. Majestät dem Häuptling zu finden, obgleich er nur etwas über die Ellbogen und nicht ganz bis an die Kniee reichte. Dazu ein Paar trockne Strümpfe und ein Paar rote Pantoffeln, so ging's. Als ich nun aber noch mein Plaid ihm um die Schultern über den Schlafrock hängte und mit einer Nadel feststeckte, da lachte er auf. „Ah,“ sagte er, „von der ingkosikasi (d. h. Herrin, Frau).“ „Nein,“ erwiderte ich, „das ist mein Tuch.“ Zweifelnd sah er mich an und sagte: „Männer tragen solche Tücher nicht.“

Nun waren wir zum Kirchgang fertig. Der Leser lächelt wohl? Wundern würde ich mich darüber nicht, ich selbst konnte damals das Lachen nicht ganz unterdrücken, aber ich wollte das Lächerliche, das dieser Kirchgang an sich hatte, gern in den Kauf nehmen, erlebte ich wieder einen ähnlich eindrucklichen Sonntag. Darin wird mir der Leser recht geben, hat er Geduld genug weiter zu lesen.

Von dem Vormittagsgottesdienst, in welchem die Ordination des Missionars Hasting stattfand, berichte ich, obgleich sich viel von ihm erzählen ließe, nur das eine, daß Zibi mit gespanntester Aufmerksamkeit demselben folgte, und daß seine Unterthanen, Christen und Heiden, die sich sehr zahlreich in der Kirche eingefunden hatten, offenbar an seinem Anzug keinen Anstoß nahmen. Ich

möchte, da Zibi im Mittelpunkt unserer Erzählung steht, gleich zu dem zweiten bald nach dem Mittagessen gehaltenen Gottesdienst übergehen, in welchen der Häuptling thätig eingriff.

Nachdem ich meine Ansprache an die Gemeinde vollendet, erhob sich Zibi und bat um das Wort. Es geschieht in Afrika nicht selten, daß ein Laie in der Kirche spricht oder betet, und es hat diese Er-



Zwei christliche Kaffern-Jungfrauen (Anny Adams und Elly Miso).

gut seine nassen Beinkleider anbehalten, aber oben herum und an den Füßen würde er gern etwas Trockenes haben. Diese Erklärung begrüßten wir in Anbetracht der besonders kräftig entwickelten Beine Zibis mit entschiedener Freude. Doch auch selbst unter dieser Einschränkung blieb die Sache noch recht schwierig. Keiner unserer Röcke, hätten wir überhaupt noch einen trockenen gehabt, würde ihm gepaßt

scheinung dort nichts Befremdliches; ich muß für meine Person gestehen, daß mir diese Mitthätigkeit der Laien im Gottesdienst nie anstößig erschienen ist, sondern mir ungemein gefallen hat. Ich gab also Zibi ohne Bedenken das Wort. Und nun begann er eine Rede, die ich hier nur in ihren Grundlinien wiedergeben kann, die aber wert gewesen wäre, wörtlich niedergeschrieben zu werden.

„Wer hat hier gestanden? Wer hat den ersten Stein hier gelegt? Meyer war es, der erste Missionar. Das Wort hat er gebracht von dem Gott, der die Welt so geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn für uns gab. Wer kam dann? wer hat dies Haus und die Gemeinde gegründet? Padel, der 12 Jahre hier gearbeitet, und er hat den Glubi dasselbe Wort gebracht. Und wer steht hier heute? Hasting, und auch er sagt euch kein anderes Wort. Ihr Glubi, Männer sind es, die euch leiten. Habt ihr nicht gesehen, wie er ihm heute die Hände auflegte und ihn gesegnet hat? — Männer sind es und nicht Kinder, die euch lehren. Stürme sind über unser Volk dahingegangen; wir mußten in den Krieg und kämpfen, unsre Lehrer aber blieben treu auf ihrem Posten, ja Herr Hasting hat mit seiner Frau um des Herrn willen zu Fuß fliehen müssen, ihre Kinder auf dem Rücken, und alles hat er verloren, kaum haben sie das Leben gerettet. Ja, Männer sind eure Lehrer.“

Und nun wandte er sich plötzlich zu mir und fuhr fort: „Und wer bist du? Schon einmal hat uns Gott einen gnädigen Regen gesandt vor 10 Jahren, als Bischof Kühn uns besuchte. Und du bist wieder eine Wolke mit Regen gefüllt. Laß deine Segensfluten auf unser dürres Land sich ergießen. Du bist eine Wasserschote (ein zur Bewässerung angelegter Graben), der über das weite Weltmeer hinüber gezogen ist von Gottes Hand; laß dein Gewässer unser dürstiges Erdreich befruchten. — Ihr Glubi“ — so schloß er seine Rede — „preiset Gott um seine Barmherzigkeit, die er an euch gethan, und nehmet sein Wort im Glauben an. Was soll Gott mehr

für euch thun, und was wollt ihr einst sagen vor seinem Thron, wenn ihr solche fortgesetzten Gnadeneweise Gottes verachtet? — Scheine, Sonne der Gerechtigkeit, über allen Stämmen! Zibi hat gesprochen.“

Um den Eindruck dieser Rede recht ermessen zu können, muß man sie gehört haben, muß man der klangvollen Männerstimme gelauscht, die so natürlichen und doch oft überraschend schönen Gesten gesehen haben. Diese wenigen Aufzeichnungen sind zu dürftig, um auch nur im entferntesten diesen Eindruck wiederzugeben. Zibis Zuhörer, und nicht am wenigsten ich, konnten sich ihm nicht entziehen. Schlafrock, Plaid, rote Schuhe, der ganze lächerliche Aufzug, in dem der hünenhafte Mann vor uns stand, konnten ihn auch nicht abschwächen, ja niemand hatte mehr ein Auge dafür. Kanzel und Talar sind gute Dinge, und wir sind dankbar, daß wir sie haben können, aber sie allein machen nun einmal nicht den Prediger und seine Predigt zu dem, was er und sie sein sollen, zu einem Zeugen und zu einem Zeugnis aus höherer Welt, sondern das steckt noch wo anders. Und hier sprudelte der Quell frisch aus dem Herzen, das selbst die Gnade Gottes an sich erfahren, darum mochte der Talar ein bunter Schlafrock sein und die Kanzel die ebene Erde einer Kaffernkirche.

Stundenlang noch saßen wir dann mit dem originellen Häuptling zusammen, der seine, auch im tieferen, geistlichen Sinn, interessante Lebensgeschichte erzählte und zwar in kaffrisch lebendiger, anschaulicher Weise. Gegen Abend schieden wir, natürlich nicht ohne daß ich das Versprechen gegeben hatte, bei meinem bevorstehenden Besuch in Ezincufa ihn in seinem nahegelegenen Kraal zu besuchen.

Das war meine erste Begegnung mit meinem Freunde Zibi. So nenne ich ihn gern, denn ich muß gestehn, ich habe ihn wirklich lieb gewonnen. — Von der zweiten Begegnung erzähle ich, so Gott will, das nächste Mal.

In einem Schinto-Tempel in Japan.

Reisebild von Hermann Dalton.¹⁾

I.

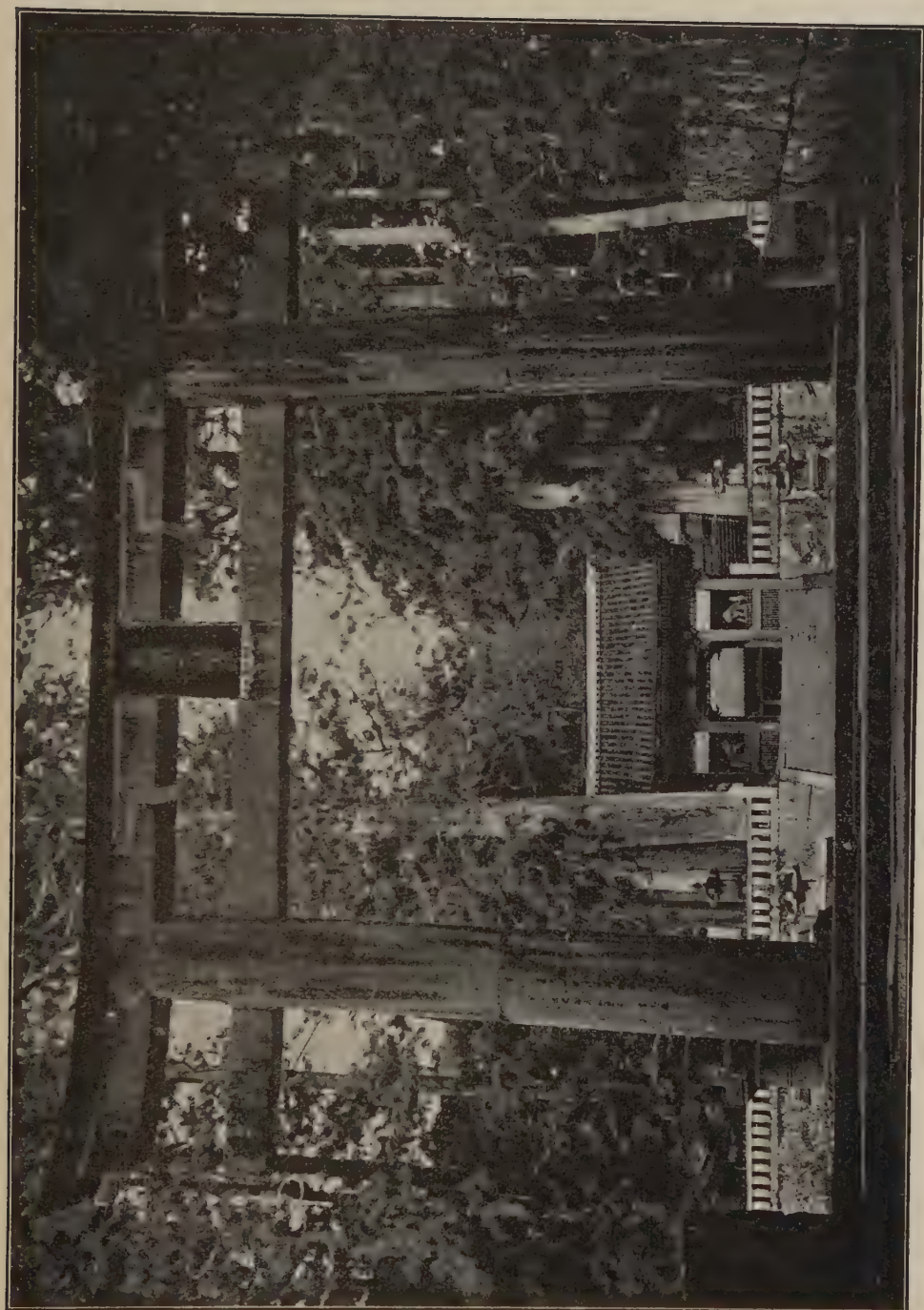
Einen zunächst auffallenden, bald schon fesselnden Zug in dem schönen Landschaftsbilde Japans bietet das „Torij“, der eigentümliche Thorweg zu einem Tempelhain. Auch der Fremde möchte nach kurzer Zeit den Zug nicht mehr missen; dem Japanen ist er von Kindesbeinen an und aus der Urväterzeit traut und anheimelnd wie uns im deutschen Landschaftsbilde der Kirchturm, der weithin sichtbar die Wohnhäuser des Dorfes überragt. Hier an der Grenze des sorgfältig unterhaltenen Reisfeldes, aus dessen lichtigem Grün er aufsteigt, dort am Fuße des waldbestandenen Hügels, von dessen kräftigem Immergrün er sich wirkungsvoll abhebt, steht dieser schlichte Thorweg: zwei hohe, runde Holzpfeosten, fest in die Erde gerammt, die einen mächtigen, auf beiden Seiten überragenden, an den Endpunkten meist etwas aufwärts geschweiften Querbalken tragen, während ein weiterer Balken in geringem Abstand darunter in die zwei Pfeosten eingelassen ist. „Vogelruhe“ heißt gedolmetscht der Name des einfachen, eigenartigen Portals; man erzählt sich, daß in uralten Tagen hier während der Nacht die Hähne des Tempels gerastet, die den Priestern und Pilgern den Tagesanbruch zu verkündigen hatten. Solche Deutung mag dem Namen entlehnt sein; die auffällige Gestalt und ihre Bestimmung ist damit nicht völlig aufgeklärt, eine noch ungelöste Frage an der Schwelle eines Heiligtums, das dem Forscher bis zur Stunde so manches Rätsel bietet.

Unter dem Torij hindurch treten wir ein in den Tempelhain, der wenn möglich

einen Hügel hinaufsteigt. Eine köstliche Waldstelle, meist aus dem berechtigten Stolz der japanischen Baummelt gebildet, den hochragenden, reichlichen Schatten spendenden Kryptomerien- und Hinoki-Bäumen, uralten, ferngraden bis zu 200 Fuß aufsteigenden Stämmen, wie ein schmucker Mastenwald anzusehen, dabei das runde Jahr hindurch in frischem, dunklem Grün, daß in den Sommertagen der helle, heiße Sonnenstrahl das erquickende Halbdunkel der Baumriesen nur spärlich durchdringen kann.

In der Regel führt eine breite, gerade Allee, von diesen prächtigen Nadelhölzern gleich einer schattenpendenden Wand eingefasst, zu dem ungemein schlichten Tempel. Miya wird er von den Leuten geheißt, „verehrungswürdiges Haus.“ In Grundriß und Aufbau hat er die Gestalt der uralten japanischen Hütte bewahrt; das Haus der Gottheit unterschied sich nicht von der Wohnstätte der Ahnen in grauer Vorzeit, wie auch kaum ein Unterschied ist zwischen der Gottesverehrung in der Miya und dem Ahnenkult zu Hause. Bis zur Stunde darf ein reiner Schintotempel nur aus Holz gefertigt werden. Man verwendet dazu das schönste und kräftigste Bauholz des Landes, das der Hinokistamm bietet. Ein Rechteck, die vier mächtigen Eckpfeosten mit aufeinander gelegten Stämmen und Brettern verbunden; ein höherer Pfeosten hat den Firstbalken zu stützen. Wie der ganze Bau ist auch das auf allen Seiten überragende, hohe Dach aus Holz, mit der Rinde des Hinokistammes oder auch mit Stroh gedeckt. Ursprünglich erhob sich Tempel wie Hütte unmittelbar über dem Boden; auf der nackten Erde war eine einfache Matte ausgebreitet. Später errichtete man beide Häuser zum Schutz gegen die Feuchtigkeit auf einer Steinunterlage oder auf einer in den Boden festgerammten Pfeostenreihe, ähnlich unseren alten Pfahlbauten. Dann führen ein paar hölzerne Stufen hinan und die Miya ist mit einem schmalen Umgang wie von einer Veranda auf allen Seiten eingefasst. In vielen Fällen, zumal auf dem Lande in entlegenen armen Gegenden genügt dieser eine schlichte Bau, eigentlich nur ein einziger, überdachter

¹⁾ Es ist uns gestattet worden aus einem demnächst im Verlag von Ed. Müller in Bremen erscheinenden Werke „Auf Missionspfaden in Japan“ von Hermann Dalton diesen Ausschnitt unseren Lesern jetzt schon vorlegen zu können. Die hier allein gegebenen Abbildungen hat uns der Verfasser aus seiner reichhaltigen Reisekarte zur Verfügung gestellt. Wir bemerken noch, daß sich das angegebene Werk den in gleichem Verlage erschienenen Reisebildern desselben Verfassers anreihen wird: „Reisebilder aus Griechenland und Kleinasien“ und „Ferienreise eines evangelischen Predigers.“



Portal eines Schinto-Tempels.

Raum; an anderen, besuchteren Orten setzt sich das Tempelanwesen innerhalb einer oft ausgedehnten zwei- und dreifachen Umfriedigung aus einer kleinen Ansiedelung von ebenfalls einfachen Holzbauten zusammen, sie alle kaum mehr wie einstübige Gelasse, die verschiedenen gottesdienstlichen und priesterlichen Zwecken dienen.

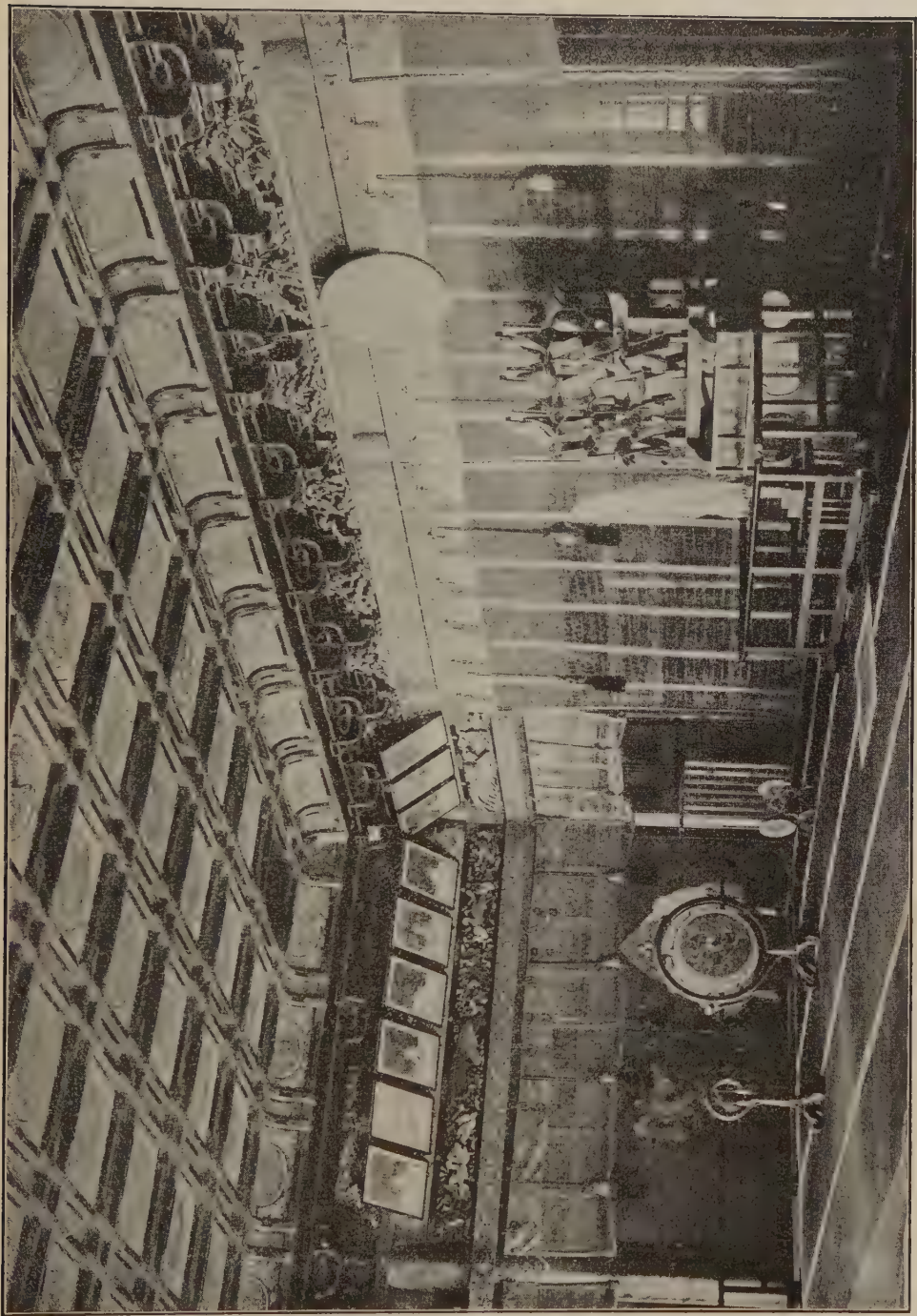
Wir stehen vor der Miya und steigen die paar Holzstufen zu dem überdachten, schmalen Umgang hinauf. Das erste ist nun, daß wir uns der Schuhe zu entledigen haben. Wie wir keine japanische Wohnstätte, auch die einfachste nicht auf dem Lande, mit dem Zeuge betreten dürfen, das mit der unreinen Straße in unmittelbare Berührung gekommen, so auch selbstverständlich nicht „das verehrungswürdige Haus“; ein ärgerliches Ding für einen Reisenden, der rasch eine Reihe von Besuchen abzustatten hat oder mehrere Tempel in einem Gange besuchen will. An einem im Tempelhof aufgestellten steinernen Becken mit geweihtem Wasser bemerken wir einen Andächtigen, der sich, ehe er in das Innere tritt, die Hände wäscht und den Mund ausspült; die äußere Reinhaltung des Körpers gehört zur Gottesverehrung. Sie ist nicht nur ein Bild und Wahrzeichen der geforderten Reinigung der Seele; sie vermag es auch, sie zu reinigen. So naht der Andächtige dem Tempelraum. Zu eine große, mit einem hölzernen Gitter versehene, im Fußboden angebrachte Opferlade wirft er eine Kupfermünze und zwar recht geräuschvoll, weniger um der etwaigen Anwesenden willen, die des nicht achten, sondern um den Kami, den Geist, der an diesen Ort gebannt ist und gespensterhaft dort umgeht, auf den dargebrachten Zoll, der abendlich den Priestern und Tempelhütern zufällt, aufmerksam zu machen. Hierauf zieht er — man könnte es den dritten Teil seines Gottesdienstes nennen — an einem Seil eine freihängende Glocke, oder auch er schlägt mit einem bereitliegenden hölzernen Hammer an den mächtigen, an einem Gestell befestigten Gong, um durch den scharfen und dumpfen, weithin vernehmbaren Ton den etwa noch schlafenden oder gerade über Feld gegangenen Geist (um mit Elias zu reden, dessen Worte wider die Baalspriester sich dabei unwillkürlich sich aufdrängen) herbeizurufen.

Wir sind mit dem Andächtigen in das

Innere eingetreten. So schlicht und einfach der Außenbau einer Miya, ebenso schlicht und schmucklos bis zur quälenden Ode ist der Innenraum da, wo noch der reine, unverfälschte Schintoismus zum Ausdruck gelangt. In der Gegenwart hat eine politische Hochflut diesen reinen Schintoismus wieder in Aufnahme gebracht; wie in den Tagen unserer „Romantiker“ und „Nazarenen“ schwärmt eine nicht kleine, einflußreiche Partei für Wiederbelebung der erstarrten, ursprünglichen Volksreligion und hat in dem fanatischen Eifer eines Bilderstürmers alle im Laufe der Jahrhunderte durch den aus der Fremde eingedrungenen Buddhismus angebrachten, oft kunstreichen Schmuck und Zierrat mit unholder Hand aus der Miya entfernt, sie von diesem „Unrat“ gesäubert.

Streng genommen zeigt eine solche zu ihrer ursprünglichen Gestalt zurückgebrachte Miya in ihrem Innern in weitaus den meisten Fällen nichts anderes als einen je nach der ganzen Tempelanlage mehr oder minder großen, leeren Raum ohne jeden Schmuck, ohne jedes Lebenszeichen adelnder Kunst. An der Hinterwand des öden Raumes steht ein einfacher, unlackierter Tisch, darauf an einem Gestelle, das auch zum Trocknen von Wäsche dienen könnte, oder an einem befestigten Stab, der einem Fliegenwedel nicht unähnlich erscheint, weiße, aus einem Stück zusammenhängend geschnittene Papierstreifen. Der Stab oder auch das Gestell ist aus dem heiliggehaltenen Sakakiholz gefertigt. Rätselhaft ist noch immer das eigenartige, seltsame Zeichen. Die weißen Streifen, die früher aus Tuch gefertigt waren, sollen die Wirkung haben, die Kami, die Geister, herbeizuziehen; für den heidnischen Volksglauben ist von der Anschauung der Weg nicht weit zu dem Wahne, als ob an dieser Stätte die Geister ihren Sitz aufgeschlagen, bereit die ihnen dargebrachten, allzeit unblutigen Opfer in Empfang zu nehmen, wenigstens von ihnen das Teil, das ihnen, den gar genügsamen, zukommt.

Über dem Tisch an der Wand ist meist ein runder Metallspiegel angebracht; ab und zu noch eine aus einem Bergkristall gefertigte Kugel. Beide Sinnbilder sollen — der Forscher hat auch hier noch keinen festen Grund unter den Füßen — unter buddhistischen Einflüssen in die



Inneres eines Shinto-Tempels.

altväterliche Volksreligion eingeschmuggelt sein. Bei der Kugel ist solche Annahme nicht unwahrscheinlich; sie erinnert an den Edelstein auf der so eigentümlich, wie ein Korkzieher gewundenen, hochragenden Spitze der Pagode, das Tama, als Sinnbild der Seele gefeiert, von dem Volke aber nicht selten für die Seele selbst gehalten.

An der Rückwand, wo der Tisch steht, ist

feien in kostbare Zeuge gehüllt; verwittern sie im Laufe der Jahrhunderte, so würden die fadenscheinigen Reste nicht durch andre ersetzt, sondern über die alten, vom Zahn der Zeit durchfressenen Stücke würden neue kostbare Zeuge gewickelt. Ähnlich lauten ja auch die Berichte von den heil. Rößen in Trier und Argenteuil! Moderne Anwälte des Schintoismus, wenn sie sich der



Ein Schinno-Priester.

eine Thür zu einem stets verschlossen gehaltenen Raum oder auch nur in die Wand eingelassenen Behälter, woselbst in einem Holzkasten, den Blicken der Sterblichen entzogen, Abzeichen der Gottheit bewahrt werden: ein Spiegel, dazu dann noch häufig ein Schwert, in manchen Fällen auch ein seltsam geformter Stein; so plaudert der Priester dem wißbegierigen Fremdling aus. Diese heiligen, geheimnisvollen Gegenstände

Angriffe ihrer ungläubigen Landsleute zu erwehren haben, betonen, daß diese vielfach umhüllten Heiligtümer nur Sinnbilder seien; sie richten aber mit ihren Beteuerungen so wenig aus als die anderen, die ihnen andernwärts gleichen, gegen den geschäftigen Wahn des einfachen Volkes, dem sich fast unvermerkt das Zeichen in das wandelt, des es nur ein Zeichen sein soll. Diese Wandlung halten andere Ja-

panen für zutreffend; ihnen ist in der That das dem sterblichen Auge entrückte und sorgfältig mehrfach umhüllte Sinnbild die geheimnisvolle „Samentafel“, welche thatsächlich die Gottheit selber in sich berge.

Wir verweilen noch einen Augenblick in dem öden Tempelraum. Der Japaner, der mit uns die Miya betreten und so geräuschvoll seine Kupfermünze in die umfangreiche, vergitterte Lade auf dem Fußboden geworfen, hat sein unblutiges Opfer dem Priester eingehändigt, eine Schale mit Fisch oder Reis oder Obst. Sie steht eine bestimmte Zeit auf dem erwähnten Tische, auf dem in einer schmucklosen Vase ein paar Zweige des Sakakistrauches sich befinden. Nur der Anblick oder Duft des Opfers gehörte dem Kami; wenn es Abend geworden, nimmt der Priester die Darbringung; es ist sein redliches Teil, in den meisten Fällen, zumal auf dem Lande, sein kümmerlicher Lebensunterhalt. Seine Gegenleistung ist eine ebenso kümmerliche; sie erhebt sich nicht weit über den Hütedienst am Tempel. Der Schintopriester steht dem einfachen Volke in seiner ganzen Lebensgewohnheit viel näher als sein Amtsgenosse im Buddhistentempel: nur in der Miya trägt er ein priesterliches Gewand in eigenartigem Schnitt mit seltsamen Abzeichen seiner Würde; er ist verheiratet und führt ähnlich wie der russische Dorfgeistliche mit seiner oft zahlreichen Familie einen lebenslangen, bitteren Kampf um das tägliche Brot, so daß er sich auch darin von den Ärmsten im Dorfe kaum unterscheidet; er lebt

nicht klösterlich abgeschieden von den Leuten; an Unwissenheit überragt er den Buddhistenpriester gewöhnlichen Schlages, und das ist vielfach kein ganz leichtes Ding.

Mit der Darbringung des recht bescheidenen Opfers ist, was man vielleicht kühnlich Gottesdienst nennen mag, nun auch beendet. Noch ein-, zweimal sehen wir unseren Andächtigen in die Hände klatschen. Ein Gebet zu sprechen, bedarf es nicht; der herbeigeclatschte Kami, über den nur dunkle Vorstellungen, Ahnungen bestehen, kennt die Gedanken und Wünsche, auch ohne daß sie in Worten ausgesprochen werden. Dazu kommt, daß der Mikado täglich für das ganze Volk ein Gebet verrichtet; von ihm, dem unbezweifelten, natürlichen Sprößling der Sonnengöttin in einer lückenlosen Ahnenreihe, ist ein Gebet viel wirksamer, als was ein Unterthan vorzubringen haben mag. Wir kennen jetzt den Inhalt von einzelnen uralten Ritualgebeten. Sie gleichen Vereinbarungen, die der Mensch mit der Gottheit schließt, als ob er eine ihr ebenbürtige Macht wäre. Der Betende erklärt sich bereit, ein bestimmtes Opfer zu bringen, aber doch nur bedingungsweise, wenn ihm die genau aufgezählten Ansprüche und Erwartungen etwa an den Herbstsertrag des Feldes ehrlich und redlich von dem Kami des Feldes geleistet sein werden; ein regelrechtes Geben, um zu empfangen, eine Abmachung, wie sie gleichberechtigte, und auch gleichmäßig auf einander angewiesene Parteien treffen mögen.

(Schluß folgt.)

Die evangelische Mission.

Vom Herausgeber.

Der Herr vergleicht das Himmelreich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker; welches das kleinste ist unter allen Samen; wenn es aber erwächst, so ist es das größte unter dem Kohl und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen in seinen Zweigen. (Matth. 13, 31. 32.) Die ganze große und vielgestaltige Arbeit der Mission ist ein That-

beweis dieses Herrnwortes, eine vor unsern Augen sich vollziehende Erfüllung der darin gegebenen Verheißung. Die christliche Kirche ist bereits zu einem großen Baume herangewachsen. Wir berechnen die Bevölkerungsziffer der Erde nach einer vorsichtigen Zusammenstellung, der die Arbeiten des berühmten englischen Geographen Ravenstein zu Grunde liegen, folgendermaßen:

Europa	hat	381 200 000	Einwohner.
Asien	"	854 000 000	"
Afrika	"	127 000 000	"
Australien	"	4 730 000	"
Amerika	"	133 670 000	"

Nach dieser Berechnung hat die ganze Erde eine Bevölkerung von 1 500 600 000 Einwohnern oder rund anderthalb Milliarden. Nach derselben Schätzung verteilen sich die wichtigsten Religionsbekenntnisse, wie folgt:

Evangelische Christen	200 000 000
Römische	195 600 000
Griechische	105 000 000
Christen insgesamt also	500 600 000
Juden	8 000 000
Mohammedaner	180 000 000
Heiden	812 000 000
Nichtchristen insgesamt	1 000 000 000

Vergleichen wir die Gesamtsumme der Christen und der Nichtchristen mit einander, so sehen wir, daß die Christen bereits ein Drittel der Gesamtmenge ausmachen. Seit den Tagen des Heilands und der Apostel — welch ein Wachstum! Als William Carey, der Bahnbrecher der neuen evangelischen Mission, seine berühmte Flugchrift schrieb, welche den Anstoß zur Begründung der ersten evangelischen Missionsgesellschaft gab, zählte er auf sechs Menschen einen Christen; seitdem hat sich im Verlauf eines Jahrhunderts die Bevölkerung der Welt verdoppelt, und trotzdem hat sich das Verhältnis so günstig gestaltet, daß bereits auf drei Menschen ein Christ kommt.

Wir lernen aus den mitgeteilten Zahlen noch etwas anderes. Die zahlreichste Abtheilung der Christen sind die Evangelischen; sie übertreffen auch die Römischen noch um fast viereinhalb Millionen. Dieses Übergewicht der Evangelischen tritt noch mehr ins Licht, wenn wir erwägen, daß die Träger des Evangeliums im wesentlichen die herrschenden Nationen der Welt sind. England mit seinem Kolonialbesitz in Vorder- und Hinterindien, West-, Süd- und Ostafrika, Nordamerika und Australien; Deutschland mit seinen Kolonien in Afrika und Australien, die Niederlande mit ihren Kolonien in Indonesien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind vorwiegend evangelische Länder. Rechnen wir alle diese Stammländer mit ihren Kolonien

zusammen, so ergibt sich, daß fast die Hälfte der Bevölkerung der Erde unter evangelischer Herrschaft steht. Durch nichts kann heller die große Aufgabe in das Licht gestellt werden, welche der evangelischen Christenheit durch die gegenwärtige Machtfstellung ihrer Stammländer und ihr ausgedehntes Herrschaftsgebiet von Gott in unserm Jahrhundert gestellt ist. Die evangelische Kirche ist zur Missionierung der Welt berufen.

Sie hat angefangen, diese Aufgabe mit evangelischem Ernst in Angriff zu nehmen. Als William Carey im Jahr 1792 die erste, baptistische Missionsgesellschaft gründete, gab es evangelische Missionare nur erst in Deutschland und auch hier deren nur ganz wenige; das Feuer der Missionsliebe glück nur einem glühenden Docht. Heute stellt England allein 1608 Missionare und 944 unverheiratete Missionarinnen; und auf allen Feldern der evangelischen Mission zusammen stehen 5094 Missionare und 2445 unverheiratete Missionarinnen in der Arbeit. Auch mit diesen großen Zahlen sind die Missionsarbeiter nicht erschöpft; es kommen dazu noch 3730 eingeborene Geistliche und 40 438 eingeborene Gehilfen und Lehrer. Es arbeitet also heute ein Heer von 51 707 evangelischen Geistlichen, Lehrern und Katechisten an der Evangelisierung der nichtchristlichen Welt. Und zur Unterhaltung und Ausdehnung dieser gewaltigen Arbeit werden von der evangelischen Christenheit alljährlich etwa 55 Millionen Mark¹⁾ an freiwilligen Gaben beigelegt. D. Warneck hat recht, wenn er die evangelische Mission eine Großmacht in Knechtsgestalt nennt.

An diesem fröhlichen Aufblühen des Werkes ist nur eins für uns betrübend, daß nämlich Deutschland an Missionseifer und Opferwilligkeit von andern evangelischen Ländern weit überflügelt ist. Als Graf Zinzendorf und August Hermann Francke die ersten Missionare aus sandten, eilten sie, von der Liebe Christi getrieben, der Entwicklung der evangelischen Kirche um ein Jahrhundert voraus. Heute hat sich leider das Verhältnis umgekehrt. Während Großbritannien 2991, die Vereinigten

¹⁾ Alle diese Zahlen, nach Bahr's Berechnungen aus Smith, the Conversion of India S. 195 ff. Sie repräsentieren das Jahr 1891; die Zahlen für das Jahr 1894 werden sich entsprechend höher stellen.

Staaten 2517 evangelische Missionare auf dem Missionsfelde haben; zählt Deutschland trotz seiner höheren evangelischen Einwohnerzahl deren nur 630, also nur ein Viertel im Vergleich zu seinen gläubenseifrigen Nachbarn. Und während die britischen Missionsgesellschaften über einen Jahresetat von fast 29 Mill., die der Vereinigten Staaten über fast 16 Mill. Mark verfügen können, stehen den deutschen Missionsleistungen selbst mit Einschluß der Baseler Mission nur wenig mehr als drei Mill. Mark zu Gebote, und die meisten Missionsgesellschaften haben von Zeit zu Zeit mit bedrohlichen Defizits zu kämpfen. Die evangelische Christenheit Deutschlands ist leider, was die Heidenmission anbetrifft, nicht auf der Höhe der Zeit, und sie wird sehr ernste Anstrengungen machen müssen, um den von den englisch redenden Brüdern gewonnenen Vorsprung wieder einzuholen.

Dem daran kann kein Zweifel sein, daß unsere Zeit wirklich Missionszeit ist, d. h. daß Gott der Christenheit unsrer Tage die Gewinnung der Heidenwelt für sein Reich als eine der wichtigsten, wenn nicht als ihre wichtigste Aufgabe gestellt hat. Durch die Eisenbahnen, die Dampfschiffe und Telegraphen sind die entferntesten Gebiete der Erde einander nahe gerückt. Die Schranken, welche noch bis in dies Jahrhundert hinein die Nationen trennten, sind gefallen oder werden in Eile niedergerissen. Die Länder, die noch nicht freiwillig ihre Thore öffnen, werden gezwungen, sich dem Weltverkehr und Welthandel zu erschließen. Die erste Folge davon ist, daß sich die unvollkommenen, dürftigen religiösen Vorstellungen der Naturvölker in Afrika und Australien und der Ureinwohner in Indien nicht mehr behaupten können. Sie werden von den großen Religionsystemen absorbiert. Daher nehmen der Mohammedanismus in Centralafrika und Indonesien, der Hinduismus und Buddhismus in Vorder- und Hinterindien so erheblich zu. Die Christenheit kann es unmöglich thatenlos mit ansehen, daß diese Naturreligionen von den minderwertigen Religionsystemen aufgesogen werden, sie hat die Aufgabe, soweit ihr geistiger Einfluß reicht, diese Naturkinder an sich zu fesseln und in die christliche Kirche zu sammeln. Darin beruht der Wert der Missionsarbeit in Afrika, Amerika, Au-

stralien und unter den Bergvölkern Vorder- und Hinterindiens. Es ist erfreulich, daß in dieser Arbeit große Erfolge erzielt, Hunderttausende gewonnen sind.

In dem großen Weltkampfe um die wahre Religion ist diese Missionierung der Naturvölker nur das Vorpostengefecht. Die eigentlichen Bollwerke des Heidentums sind die großen Religionsysteme des Buddhismus, des indischen Pantheismus und des Mohammedanismus. Es ist bekannt, daß in dem Bereich dieser Gedankensysteme die Erfolge der evangelischen Mission noch verhältnismäßig gering sind. Aber die Aussichten des Kampfes sind die denkbar günstigsten. Der Mohammedanismus, in dem religiöse und politische Elemente unlösbar verquickt sind, trägt den Keim des Verderbens mit dem Verfall seiner politischen Machtstellung in sich. Ein Drittel aller Mohammedaner steht unter evangelisch-englischer Herrschaft. Ein zweites Drittel seufzt unter dem jammervollen Regiment der Türkei, das wahrscheinlich nur darum noch nicht zerfallen ist, weil die Großmächte Europas unter sich nicht eins werden, wie sie die Beute verteilen sollen. — Der Hinduismus in Vorderindien steht vollständig unter englischem Einflusse und kann sich vor demselben nicht retten. Das großartige englische Schulwesen und die dadurch in unaufhaltbarem Strom einflutende abendländisch-christliche Bildung wirken an ihm wie ein langsames, aber sicheres Gift. Hätten die Hindu nicht das Bollwerk der Kaste, die alle socialen Verhältnisse mit eisernen Banden umklammert, so würde nichts den Prozeß der Selbstzerfetzung aufzuhalten vermögen. — Und der Buddhismus hat sich in einigermaßen reiner Gestalt nur bei relativ niedrig stehenden Völkern, in Burma, Siam, Tibet u. s. w. gehalten. So wird er sich gegenüber der christlichen Bildung, wo sie ihm zugleich mit der christlichen Weltanschauung entgegentritt, nicht behaupten können. In den großen sogenannten buddhistischen Ländern aber, in China und Japan, ist der Buddhismus wenig mehr als ein dekoratives Ornament des öffentlichen Lebens, er ist keineswegs die das Geistesleben der Völker beherrschende Macht, und seine Klöster sind Stätten geistiger und sittlicher Verwahrlosung.

Es ist eine gewaltige Aufgabe, daß

die 200 Millionen evangelischer Christen die Milliarde Nichtchristen gewinnen, daß die politisch einflußlosen, in den großen Ratsversammlungen der Völker nicht stimmberechtigten Missionsgesellschaften der Welt ein neues religiöses Gepräge geben, daß die in sich zwiespältige, in schweren Kämpfen

um ihre Berechtigung ringende christliche Wahrheit die uralten und großen Religionsysteme der Heiden überwinden soll. Aber mit froher Siegesfreude werfen wir unser Panier auf: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. (1. Joh. 5, 4.)

Vom großen Missionsfelde.

Nachrichten aus Korea und China.

Der Krieg zwischen China und Japan hat die Augen Europas auf die alten, großen Kulturreiche Asiens gerichtet; China und Japan und Korea, das Streitobjekt im Kampfe der beiden ersten Mächte, sind in

Jahrzehnt hinein zu den verschlossensten Ländern der Erde. Nur wenige Europäer hatten die Thore seiner interessanten Hauptstadt Söul betreten. Seine Küsten waren dem Welthandel verschlossen. Selbst mit den



Choeungwon des Palastes in Söul. (Aus Sievers Asien.)

den Vordergrund des Interesses gerückt. Hören wir deshalb etwas von den Arbeiten und Erfolgen der evangelischen Mission, zunächst in Korea und China.

Korea gehörte noch bis in das vorige

nächsten Nachbarn, China und Japan, unterhielten die Koreaner nur soweit Verbindungen, als sie gezwungen wurden. An China mußte in jedem Jahr Tribut gezahlt werden, der jedesmal durch eine eigene Ge-

sandtschaft nach Peking überbracht wurde. Im übrigen hatten die Koreaner das ganze Grenzland gegen China, einen zwanzig Stunden breiten Streifen in dem Gebirgsthale des Yalu-Flusses, seit 300 Jahren in eine große, unbewohnte Wildnis verwandelt, um jeden Verkehr nach der Mantschurei und nach China abzuschneiden.

Merkwürdigerweise brach sich gerade in dieser verlorenen Gegend zuerst das Evangelium eine Bahn nach Korea. Es hatten sich doch im Laufe der Zeit am Oberlaufe des Yalu etwa 28 koreanische Dörfer angesiedelt. Unwegsame Gebirge schlossen sie von allen Seiten ein. Dorthin fand das Evangelium seinen Weg. Schon 1873 hatte der schottische Missionar Roß eine sieben-tägige Reise nach dem „Thore Koreas“ unternommen, einem Grenzdorf, in wel-

lehrer wurde. Bald ging Roß mit einem befreundeten Missionar an die Übersetzung der Bibel ins Koreanische. Ein armer Koreaner wurde als Seher gewonnen, und das Lesen des Manuskripts machte solchen Eindruck auf sein Herz, daß er bald um die Taufe bat. Da wagte es Roß, den intelligenten jungen Mann von Mukden, der Hauptstadt der Mantschurei, aus mit einem Bündel von Evangelien und Traktaten in die Thäler des koreanischen Grenzgebietes zu senden. Er brachte die Nachricht zurück, daß die Bücher eifrig gelesen wurden, und eine große Menge solcher, „die den Gott des Himmels verehrten,“ nach der Taufe verlangten. Daraus entschloß sich Roß selbst mit einem Freunde zu der beschwerlichen Reise und konnte nach eingehender Prüfung in vier Thälern zusammen 75 Seelen



Berglandschaft im nördlichen China. (Aus Sievers Asien.)

chem jährlich dreimal Tauschmarkt gehalten wird. Nach mühsamen Versuchen gelang es ihm bei seiner zweiten Anwesenheit, einen bankerotten Kaufmann zu erlangen, welcher im Dunkel der Nacht sein Sprach-

taufen. Mit freudigem Staunen sahen sie den Hunger großer Scharen nach dem Brote des Lebens. Reisende erzählten von Tausenden koreanischer Familien, in denen täglich Hausandacht gehalten und Gottes

Wort gelesen werde. Ein chinesischer Kolporteur Namens Li nahm sich dieser Heilbegierigen an; die weite Entfernung, der metertief liegende Schnee, die undurchdringlichen Wälder und die Gebirgspässe hinderten leider die Missionare, selbst öfter nach dem Rechten zu sehen. Es scheint sich aber in diesen abgelegenen Waldgegenden eine Bewegung auf das Christentum hin anzubahnen.

(Allg. Miss.-Zeitschr. 1894, S. 419.)

Da die schottischen Missionare mit ihrem Missionsgebiet in der Mantschurei vollaufbeschäftigt waren, traten sie diese Arbeit in Korea an zwei amerikanische Gesellschaften, die Presbyterianer und die bischöflichen Methodististen, ab. Die letzteren stationierten im Norden Koreas, in Phjōng-jang, den Missionsarzt Dr. Underwood, und sandten zu seiner Hilfe noch einen zweiten Arzt, Dr. Hall. Dieser wurde so freundlich aufgenommen, daß er im nächsten Frühjahr (1893) seine Frau nachholte. Da wandte sich die Stimmung, ihre Diener wurden geschlagen, ins Gefängnis geworfen und gefoltert. Sodann erließ man ein Verbot gegen die Versorgung der Familie des Doktors mit Wasser und bewarf des Nachts sein Haus mit Steinen. Der feindlich gesinnte Gouverneur verweigerte jeden Schutz, und als der britische Konsul telegraphierte, erklärte er, den Sinn nicht zu verstehen. Die Christen vereinigten sich in dem Hause des Dr. Underwood zu einer Gebetsversammlung, und bald darauf wurde ihnen infolge neuer Telegramme seitens des Gouverneurs Schutz vor weiteren Mißhandlungen zugesagt. (Ebd. 364.)

Doch fehlt es neben solchen traurigen Erfahrungen auch nicht an erfreulichen. Im ganzen ist die Stellung der Koreaner zum Evangelium trotz ihrer ausgesprochen fremdenfeindlichen Haltung nicht ungünstig. Freilich beträgt die Zahl der Abendmahlsberechtigten bei der kurzen Arbeitszeit der Mission von kaum zehn Jahren erst 177 und die Zahl aller Getauften nur etwa doppelt soviel. Wie der Krieg zwischen China und Japan, in dem es sich in erster Linie um Korea handelt, auf die evangelische Mission einwirken wird, muß die Zukunft lehren.

Mantschurei. Leider ist in dem am nächsten an Korea angrenzenden Teil von China, der Mantschurei, bereits ein evan-

gelischer Missionar, der treffliche Schotte Wylie, den leicht erregbaren, fremdenfeindlichen Leidenschaften der Chinesen zum Opfer gefallen. Chinesische Soldaten, die sich auf dem Marsch nach Korea befanden, überfielen ihn in Piao-jong und verletzten ihn tödlich. Als er auf der Erde lag, stachen die Unmenschen ihre Messer in seinen Leib und schlugen mit ihren Gewehrkolben auf ihn los. Die befehlenden Offiziere thaten nichts, sondern ließen die Soldaten einfach abrücken, als der arme Missionar scheinbar seinen Geist aufgegeben hatte. Wylie war jedoch nicht tot. Mühsam schleppte er sich nach Hause. Trotz der besten Pflege verschied er einige Stunden später. Allerdings ist für diesen Mord auch eine rücksichtslose Strafe verhängt worden. Der Kaiser von China hat durch ein Edikt angeordnet, daß der dem Distrikt vorstehende Mandarin, die Soldaten, die den Mord verübten, und die Offiziere, die ihn nicht verhinderten, enthauptet werden sollen. Hoffentlich bewirkt diese energische Verfügung, daß sich nicht infolge der durch den Krieg erregten Volksleidenschaften in China die Mordanschläge auf die Missionare und die Straßenaufläufe gegen die Missionsstationen, wie in den letzten Jahren, wiederholen.

Die Pest in Hongkong und Kanton. Die deutschen Missionen haben ihr Arbeitsfeld mit Ausnahme eines einzigen Missionars ausschließlich in der südlichen Provinz Kwangtung, und die Stützpunkte ihrer zum Teil sehr ausgedehnten Arbeit sind die beiden großen Städte Viktoria auf der englischen Insel Hongkong und Kanton, die chinesische Provinzialhauptstadt. Gerade diese beiden Städte waren in letzter Zeit von einer furchtbaren Pest heimgesucht, welche Tausenden von Chinesen das Leben gekostet hat. Die Annäherung dieser in China leider nicht seltenen Krankheit wird in der Regel durch eine ungewöhnliche Bewegung unter den Ratten bekannt, welche ihre Löcher und Schlupfwinkel verlassen und sich auf dem Boden herumtummeln, indem sie immerfort auf ihren Hinterfüßen in die Höhe springen, als ob sie sich bemühten aus irgend etwas herauszukommen. Sie verenden dann massenhaft. Während der letzten Seuche wurden in einem Stadtteil Kantons über 35 000 tote Ratten eingesammelt. Unter den Menschen trat die Pest mit großer Heftigkeit auf. Einige

Patienten lebten noch vier Tage lang, andere starben in wenigen Stunden; noch andere starben ganz plötzlich und mit großer Todesqual. In Hongkong ergriff die Regierung energische Maßregeln; alle chinesischen Häuser wurden gründlich gewaschen und gereinigt; und eine Zeit lang meinte man, die Pest sei im Abnehmen; es starben bloß noch 25 oder 30 täglich. Aber später stieg die tägliche Sterbeziffer wieder auf 80—90 Personen.

Die Missionare öffneten ihre Hospitäler, errichteten Nothospitäler und rüsteten ein großes Lazarettsschiff aus, alle hinreichend mit Ärzten und Pflegerinnen versehen. Aber ihr Lohn war nur schmähliche Verleumdung seitens der Chinesen; es wurde das Gerücht ausgesprengt, die fremden Doktoren schnitten den Toten und Sterbenden das Herz aus, um Medizin daraus zu bereiten. Schließlich kam es in

Hongkong zu einem Auflauf; aber die Polizei und die englischen Soldaten verhinderten Blutvergießen.

Die Chinesen rächten sich, indem sie Plakate anfügten, in welchen die

Fremden abscheulich verlästert wurden. Dadurch verbreitete sich eine feindselige

Stimmung gegen die Missionare. Worte wie: „Schlagt sie tot! Haut sie in Stücke!“ wurden ihnen auf offener Straße nachgerufen.

Inzwischen nahm die Pest immer noch zu, und die Chinesen versuchten mancherlei, um sie zum Stillstand zu bringen. Hauptächlich veranstalteten sie große Aufzüge, bei denen die Gongs und Trompeten einen gewaltigen Lärm machten. Einmal wurde ein Löwenkopf herumgetragen, ein andermal ein Drachenkopf. Es wurde

behauptet, diese Tiere hätten die Macht, den Gott zu vertreiben, der die Pest gebracht habe. Dann wollte sich das Volk dadurch helfen, daß es nur Gemüse aß und sich sein Lieblingsgericht, das Schweinefleisch, ver-



Ein chinesisches Straßenbild.

sagte. Aber auch das half nicht. Da kam man auf den Einfall bekannt zu machen, ein bestimmter Tag solle Neujahr genannt und als solches gefeiert werden; denn, sagten sie, der böse Gott wird vor Neujahr

nicht von uns ablassen, aber wenn wir Neujahr feiern, wird er denken, seine Zeit sei abgelaufen! Der Tag kam, und die Pest nahm trotzdem noch immer zu.

Da nahmen die Chinesen ihre Zuflucht zu allen ihren Göttern und wurden eine Zeit lang sehr fromm. In ihrer Not beschloßen sie, mit großen Kosten ein berühmtes Götterbild vom Lande hereinzuholen. Bevor sie es in die Stadt brachten, trugen sie es in ein chinesisches Theater, sie wollten es bei guter Laune haben, wenn es käme. Als es da war, hatte es auch keine Macht, die Chinesen waren in Verzweiflung. Tausende verließen Kanton auf den Passagierbooten, um sich aufs Land zu flüchten; viele starben unterwegs, noch mehr am Ziele ihrer Reise. Das Sterben nahm so überhand, daß es selbst für viel Geld oft schwierig war, einen Sarg zu erlangen. Die Aemeren wurden sofort begraben; viele Wohlhabendere wurden in einen versiegelten Sarg gelegt und bei Seite gesetzt, bis ein „glücklicher Ort“ für ihr Grab gefunden werde.

Da alles nichts half, ging es leider wieder über die Christen her. Plakate wurden angeschlagen, christliche Chinesinnen verteilten kleine Päckchen mit Gift; wenn man nur einmal daran rieche, müsse man sterben. Es dauerte nicht lange, da kam es wieder zur Krisis. Bei einer amerikanischen Missionsärztin meldete sich ein Kranker und bat um Medizin. Frl. Halverson sah, daß er pestkrank sei, und wies ihn ins Missionshospital. Der Mann war fremd in der Stadt und wußte den Weg nicht, und Frl. Halverson war freundlich genug, ihn zu begleiten. Sie waren noch nicht weit gekommen, als das Volk anfang, sich zusammenzurotten und in erregtem Ton zu schreien begann: „Geh nicht mit ihr, sie will dich töten!“ Die Ärztin sah sich von der Volksmenge umringt und versuchte umzukehren; aber der Weg wurde ihr verlegt. Sie versuchte in mehreren Läden einzutreten, um dort Schutz zu finden; aber es wurde ihr erbarmungslos die Thür gewiesen. Die Volksmenge fing an zu schlagen und mit Steinen zu werfen. Einmal wurde sie so unglücklich getroffen, daß sie die Besinnung verlor; aber ein nichtswürdiges Weib goß ihr aus Bosheit einen Kübel schmutziges Fischwasser über den Kopf, das brachte sie wieder zur Besinnung. Schließlich wurde

sie dadurch gerettet, daß ein Zollbeamter sie erblickte und in sein Haus zog. Die Menge folgte heulend nach und versuchte die Thür zu erbrechen. Glücklicherweise gelang ihr das nicht.

(Miss. Herald 1894, 384 f.; Chronicle 1894, 219.)

Das war eine sehr schwere Zeit für die Missionare in Kanton und Hongkong, waren sie doch täglich in Todesgefahr, und von Sterbensnot umringt. Aber es ist mit Bestimmtheit zu hoffen, daß die Chinesen die deutliche Sprache werden verstehen und würdigen lernen, welche die selbstlose Barmherzigkeitsübung der Missionare in den Krankenhäusern und Apotheken hundertfältig zu ihnen redet. Und vielleicht ist diese Pest in Gottes Hand ein Mittel, um den besonders harten Boden der Großstadt Kanton für die Saat des Wortes Gottes empfänglich zu machen.

Die englische Kirchenmission in Sz-tschuen. Ein hervorragender Zug der evangelischen Mission in China ist die Kraft und Konsequenz, mit der sie sich bis in die entlegensten Gegenden dieses gewaltigen Reiches den Weg bahnt; es ist zur Zeit keine einzige Provinz mehr ohne Mission. Vor mir liegen die Briefe und Berichte der englisch-kirchlichen Missionare (C. M. S.), welche seit 1892 einen energischen Vorstoß nach der westlichsten und am schwersten zugänglichen Provinz Sz-tschuen gemacht haben. Dieselben sind voll der interessantesten Erzählungen über wild zer-rissene, hochragende Berge, alte, von Mauern und Türmen überragte Städte, und alte, ausgedehnte Heerstraßen. Wir wählen, um einen Einblick in die besonderen Schwierigkeiten und Eigentümlichkeiten dieser Missionsarbeit zu geben, zwei Abschnitte aus; der eine schildert einen vergeblichen Ansiedelungsversuch in Maotscheo, der andere einen besser gelungenen Versuch in Tschong-pa.

Die englisch-kirchlichen Missionare hatten ihr vorläufiges Standquartier in Tschentu, der politischen Hauptstadt der Provinz Sz-tschuen, genommen und suchten von dort das Land nach allen Richtungen zu durchstreifen. Der Weg nach Nordwesten führte zuerst durch eine weite, fruchtbare Ebene nach Kuan-hien, einem vorgeschobenen Posten einer andern evangelischen, der China Inland Mission. Von dort kamen sie in ein wildes Bergland, ein schöner,

aber sehr beschwerlicher Weg. Es ging hinauf bis zu den schneebedeckten Bergpässen und dann wieder tief hinab in ein felsiges Thal hart entlang am Ufer eines wild- rauschenden Bergwassers. Längs dieses Thales waren Ruinen von alten Stein- türmen und Forts; die Häuser hatten flache Dächer und sahen aus wie die Häuser in Palästina. Das Volk trug Kleider aus Ziegenhaaren, nicht unähnlich denen, welche die Beduinen haben. Sie sahen sehr wild und malerisch und sehr schmutzig aus. Sonderbare Brücken, nur aus einem ein- zigen Bambustau bestehend, schwebten sich über den reißenden Bergstrom. Jedermann trug eine Art hölzernen Sattel bei sich, der mit Bändern versehen war; sie banden sich mit den Bändern fest und hängten den Sattel über das Bambustau; dann gab ihnen jemand einen Stoß, mit dessen Hilfe sie auf dem abschüssigen Tau schnell hin- überglitten.

Das Ziel der Reise war die Kreis- stadt Mao-tsheo; sie lag in einem Thale; auf allen Seiten waren hohe Berge, die meisten mit Schnee gekrönt. Die Stadt war viereckig, und die meisten Häuser waren aus unbehauenen, unregelmäßigen Stein- blöcken erbaut und hatten flache Dächer. Dort war ihnen von einem Besitzer ein Haus zur Miete angeboten. Am Montag, dem 13. März 1893, langten sie dort an. Der Hausbesitzer erwartete sie und richtete sogleich zwei Zimmer für sie zu. Sie hatten eben angekommen, es sich ein wenig bequem zu machen und sich behaglich zu fühlen, da kam Befehl, der Mandarin wünsche sie zu sehen. Der Aufforderung gehorsam begaben sie sich nach dem Ya-men, dem Regierungs- hause. Der Beamte empfing sie sehr barsch und forderte sie nicht einmal auf, sich zu setzen; er fragte nach ihren Pässen, und nachdem er einen Blick hineingeworfen hatte, sagte er, die Pässe erlaubten ihnen wohl von Ort zu Ort zu reisen, aber nicht Häuser zu mieten. Übrigens fürchte er für sie, wenn sie blieben, wegen der wilden Bergstämme in der Nachbarschaft — eine leere Phrase — und werde glücklich sein, sie mit einer Sicherheitswache zurück nach Tschentu oder anderswohin zu geleiten.

Da der Missionar Horsburgh, der Leiter der Expedition, einsah, daß nichts zu erreichen sei, wollte er wenigstens die Gelegenheit benutzen, dem Mandarin einige

Worte über seiner Seelen Seligkeit zu sagen. Er bemerkte also, er, der Mandarin, sei auch ein Sünder und brauche einen Er- löser. Da fiel ihm aber jener heftig ins Wort und sagte mit einer sehr bezeichnen- den Handbewegung: „Ja, ich bin wirklich ein Sünder; ich habe schon manchem Men- schen den Kopf abgeschnitten.“

Der Mandarin drängte so sehr, sie sollten die Stadt verlassen, daß ihnen wei- ter nichts übrig blieb, als sich am nächsten Tag wieder auf den Weg zu machen. Und auch mit der Sicherheitswache machte er bitteren Ernst. Es ist in China schon schlimm genug, einen Polizisten über sich zu haben, aber nun gar sechs, von denen obendrein vier Soldaten waren! Sie hef- teten sich an ihre Fersen und verließen sie nicht, bis sie in die nächste Kreisstadt kamen, und da wurden sie nur dem Man- darin übergeben, um mit einer neuen Es- korte weiter befördert zu werden. Sie hatten beabsichtigt, noch andere Städte zu besuchen, um etwa irgendwo ein Haus zu mieten. Aber sie sahen, daß sie von den Behörden mit Argwohn beobachtet wurden. Deshalb schien es das beste, daß der eine von ihnen, — Missionar Phillips — mit der Polizeiwache direkt nach Tschentu zurück- kehre. Er fühlte sich in den Händen seiner Leibwache richtig wie ein Gefangener. Eines Abends hinderten sie ihn mit Gewalt, in ein Dorf zu gehen, wo sein Träger war, und er mußte infolge dessen die Nacht ohne Bett und ohne die Kleider wechseln zu können, zubringen. Am andern Tage woll- ten sie ihm nicht erlauben zu frühstücken, bis es ihnen paßte. Er kam endlich am 25. März, nach einer Reise von 60 Meilen zu Fuß, wieder in Tschentu an.

Der Mandarin von Mao-tsheo hatte seinen Vorgesetzten in der Hauptstadt; die Missionare appellierten an diesen, um offi- zielle Erlaubnis zur Niederlassung in Mao- tsheo zu erhalten, da der Kreismandarin nach dem Gesetz gar nicht das Recht hatte, ihnen dieselbe zu verweigern. Der Statthalter ließ sich Bericht erstatten und erklärte nach einigen Umschweifen, wenn die Missionare durchaus nach Mao-tsheo wollten, könne er es ihnen nicht verbieten; er rate ihnen jedoch dringend davon ab. Trotzdem be- schlossen die Missionare, dort einen neuen Versuch zu machen. Zwei Brüder von der befreundeten China-Inland-Mission unter-

zogen sich der Mühe, nochmals nach Mao-tscheo zu reisen. Die meldeten sich, dort angekommen, sogleich bei dem Mandarin, und dieser empfing sie dem Anschein nach äußerst zuvorkommend. Heimlich aber berief er die Stadthalter und gab Befehl, daß niemand den Fremden ein Haus vermiete, und erregte eine Volksmenge, die das Gasthaus, wo sie abgestiegen waren, zu stürzen drohte, wenn sie nicht binnen zwei Tagen abreisten. Der Mandarin that das, um berichten zu können, er habe nichts gegen die Fremden, aber das Volk habe sich gegen sie erhoben, und er fürchte, er könne sie nicht beschützen, wenn sie blieben. Unter diesen Umständen hielten es die englischen Brüder vorläufig für zweckmäßig, das Feld zu räumen. In Wirklichkeit war das Volk ziemlich freundlich, und der Hausbesitzer wollte gern sein Haus an sie vermieten, wenn es nur der Mandarin erlaubt hätte.

Glücklicher und erfolgreicher war ein anderer Versuch in einer kleinen, abgelegenen Stadt Tschong-pa. Glatt ging es allerdings auch da nicht ab. Missionar Horsburgh war Ende Januar 1894 dort angekommen, und es war ihm gelungen, sogleich ein Haus zu mieten. Aber kaum erfuhr das Stadtvolk, daß ein Fremder da sei, so entstand ein großer Auflauf, und der Hausbesitzer machte sich aus dem Staube. Die Leute im Ya-men oder Regierungshause waren in Verlegenheit; schließlich kamen sie auf den Ausweg, Horsburgh solle nicht das ganze Haus, sondern nur ein Zimmer mieten, darein willigte dieser natürlich. Auf der Straße verbreitete man unterdessen schreckliche Geschichten über die große Zahl der Fremden, die im Anzug sei, zwei ganze Schiffsloadungen voll Frauen würden erwartet! Horsburgh war wie ein Gefangener, er wagte sich nicht auf der Straße zu zeigen. Seine Lage wurde auch dadurch nur nach einer Seite hin erleichtert, daß gerade in diesen trüben Tagen sein Reisegefährte Phillips wieder zu ihm stieß. Glücklicherweise stand eben das größte chinesische Fest, Neujahr, vor der Thür, und der General-Gouverneur von Sz-tschuen ließ zu demselben in allen Städten, auch in Tschong-pa eine Erklärung veröffentlichen, daß man mit den Fremden Frieden halten und in Freundschaft leben solle. Diese Proklamation

verursachte in Tschong-pa einen gänzlichen Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Missionare.

Gleich vom 6. Februar ab, dem Neujahrstage, kamen Besucher in Menge zu ihnen, sie kamen von Morgen bis Abend ohne Unterbrechung, ein richtiger Strom, an jedem Tage 2—300 Menschen, doch waren alle ordentlich und höflich. Da jeder für sich eine tiefe Verbeugung mit ineinander geschlagenen Händen verlangte, so kann man sich denken, daß die Missionare recht müde wurden. Die Leute fanden bald heraus, daß die Fremden nicht gekommen waren, um ein großes Geschäft zu eröffnen, sondern um gutes zu thun. Das gemietete Zimmer war nicht groß, es konnten etwa zehn darin sitzen, aber manchmal war es ein richtiges Gewühl um sie her; eine herrliche Gelegenheit, wenigstens etwas vom Evangelium unter die Leute zu bringen. Wenn sie sich nur zwischendurch hätten ein wenig zurückziehen und ausruhen können! Aber sie hatten nur das eine Zimmer zu ihrer Verfügung, und obgleich im Hause mehrere Zimmer leer standen, war der Hausverwalter nicht zu bewegen, ihnen eins davon abzulassen.

Sie fanden einen Ausweg; sie entdeckten eine Treppe, die nach einem leeren Bodenzimmer führte; in einer schönen Mondscheinnacht brachten sie dahinauf ihr Bett, einen Tisch und einige andere Möbel. Nun konnten sie sich doch abwechselnd zurückziehen, und während der eine die vielen Besuche empfing, konnte immer der andere sich ausruhen. Niemand wußte, wo sie sich versteckten, und sie hüteten sich wohl, sich bemerklich zu machen. Als nach einigen Tagen der alte Hausverwalter dahinter kam, machte er zwar zuerst ein schiefes Gesicht, fand sich aber darein und überließ die Missionare ihrem Schicksale.

Aber die „Gebildeten“ in der Stadt hatten die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die Fremden wieder los zu werden. Eines Sonnabends, spät Abend, meldete sich bei den Missionaren plötzlich eine ganze Gesellschaft mit dem eigentlichen Hausbesitzer und einem Advokaten an der Spitze. Ein altes Dokument wurde hervorgeholt und vorgelesen; dann hielt der Advokat eine lange Rede, ein Muster von Schlaueit und List, sie ging darauf hinaus, die Fremden seien gute Leute, aber er wolle doch die bezahlte Miete lieber wieder zurückgeben.

Die andern bliesen in dasselbe Horn: „Ihr seid gekommen, uns Wohlthaten zu erweisen; gut, erweist uns die eine Wohlthat und — entfernt euch!“ Die Missionare waren etwas betreten, aber sie hatten doch nicht Lust gleich nachzugeben. Ehe sie viel sagen konnten, trat der Advokat vor sie hin, und überreichte ihnen mit vielen Verbeugungen und Krazfüßen den Pachtvertrag und die Miete; hätten sie beides genommen, so hätten sie nach chinesischen Begriffen ihr Recht auf die Wohnung aufgegeben. Das wollten sie nicht. Der Advokat legte deshalb beides auf den Tisch, zog den Hausbesitzer am Ohr herbei, hieß ihn vor den Missionaren niederknien und traktierte ihn mit Schlägen, weil er den Fremden das Haus vermietet hatte. Natürlich war alles bloß eine gemachte Geschichte, und es war das einzig Richtige, daß die Missionare fest blieben. Schließlich als die Chinesen sahen, daß die Missionare sich nicht übereilten, nahm dann auch der Advokat sein Geld wieder, und alle mit einander verschwanden im Halbdunkel der Mondscheinacht, wie sie gekommen waren.

(Intellig. 1893, 745 ff. 1894, 494 ff.)

Ob das der letzte Versuch der Feinde sein wird, die Missionare zu vertreiben, muß abgewartet werden; vorläufig sind sie jedenfalls noch in Tschong-pa und können dort in den Theeläden, auf den Marktplätzen und in ihrer Wohnung das Wort Gottes verkündigen, so viel sie ihr Herz treibt. Das ist überhaupt die Erfahrung, welche die Missionare auf allen ihren Reisen in dieser weit entlegenen Provinz gemacht haben, daß aller Widerspruch und alle Feindschaft nur von den Mandarinen und den Gelehrten ausgeht. Das Volk im großen und ganzen ist ihnen wohlgesinnt, und kommt ihnen mit Vertrauen, ja bisweilen mit deutlichen Zeichen eines tiefen Verständnisses entgegen. Es gilt auch von diesen bisher unerreichten Gebieten: „Ich habe noch andere Schafe, und dieselbigen muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören.“

Annie Taylor in Tibet. Schon diese Unternehmungen in der Provinz Sz-tschuen umfassen Entfernungen, von denen wir uns schwer eine deutliche Vorstellung machen können. Von der Stadt Shanghai, dem Ausgangspunkt dieser weit nach dem Innern vorgeschobenen Missionsunternehmungen, bis

nach Tschentu, der Hauptstadt von Sz-tschuen, sind schon in der Luftlinie 225 Meilen, auf dem vielgewundenen Wasserwege aber, der die einzige Heerstraße nach dem Innern bildet, mindestens 400 Meilen, eine Entfernung ungefähr wie von Madrid bis Moskau! Aber auch dabei ist der missionarische Unternehmungsgeist und der Eifer für das Reich Gottes nicht stehen geblieben. Jenseits der äußersten Provinzen des gewaltigen chinesischen Reiches liegen die ausgedehnten chinesischen Tributärstaaten Hochasiens. Keiner derselben hat sich bisher spröder ablehnend gegen alle europäische Kultur verhalten, keiner hat eifersüchtiger das Eindringen der Weißen verhindert als Tibet. Seit dem Jahre 1856, also seit 38 Jahren wartet die Brüdergemeinde im westlichen Himalaya vergeblich auf den Augenblick, wo sich die verschlossenen und verriegelten Thüren dieses höchsten Landes der Erde, dieser Hochburg des Buddhismus öffnen sollen. Gerade dieses Tibet ist in den letzten Jahren das Ziel mehrerer kühner, fast abenteuerlicher Züge von evangelischen Missionaren gewesen, um mit List oder Gewalt in das verschlossene Land einzudringen. Merkwürdigerweise hat keine dieser Unternehmungen mehr Erfolg gehabt und hat in der Christenheit mehr Aufsehen erregt, als die Reise eines frommen und energischen englischen Fräuleins, Annie Taylor.

Von Taotschau, einer Stadt in der nordwestlichsten Provinz Kansu, machte sie sich auf den Weg. Ein Tibetaner, Pontso mit Namen, dessen treue Anhänglichkeit sie sich durch ihre ärztliche Geschicklichkeit und ihre hingebende Pflege erworben hatte, war ihr einziger Diener. Ein chinesischer Mohammedaner, der mit seiner Frau nach Thassa, der berühmten Hauptstadt Tibet's, zu reisen vorgab, hatte ihr seinen Schutz und sein Geleite zugesagt. Er entpuppte sich aber bald als ein nichtswürdiger Betrüger, der Fräulein Taylor in der unverschämtesten Weise ausplünderte und ihr sogar nach dem Leben trachtete. Sie mußte froh sein, als sie ihn los wurde, obgleich ihr damit der größte Teil ihrer Reiseausrüstung verloren ging. Unter großen Mühsalen gelangte sie bis in die Nähe von Thassa, da wurde ihre Ankunft den tibetischen Obrigkeiten mitgeteilt, und diese befahlen ihr augenblicklich bei Gefahr ihres Lebens umzukehren.

Die Nöte und Beschwerden der Rückreise spotteten aller Beschreibung. Einmal mußte sie zwanzig Nächte hinter einander bei beständigem Schneefall unter freiem Himmel zubringen. Auch war es so kalt, daß einer ihrer Begleiter vor Frost starb, und die Gegend so hoch, daß

nahm sich eine Räuberhäuptlingsfrau ihrer an, fand an ihr Wohlgefallen und ließ sie durch eine Leibwache in Sicherheit bis an die chinesische Grenze geleiten.

Nach sieben Monaten voller Entbehrungen und Gefahren langte Annie Taylor mit ihrem Pontso wieder in Taotschau an. Von



Annie Taylor. (Nach einer Photographie der Herren Elliot und Fry, Baker Street, London.)

das Wasser schon bei geringer Hitze zu kochen anfang, so daß man keine Speise mehr recht gar kochen konnte.¹⁾ Endlich

¹⁾ Bekanntlich siedet das Wasser um so leichter, je höher man sich befindet. Auf der Hochebene von Quito in Südamerika siedet es z. B. schon bei 72° R., auf dem Mont-Blanc gar schon bei

ihrer Reiseausrüstung brachte sie nichts wieder mit zurück; aber ihr Mut war nicht gebrochen, und ihr Herz glühte nur um so

68° R. Auf solchen Höhen ist es nur in festverschlossenen Töpfen möglich, Fleisch gar zu kochen. Solche standen Annie Taylor nicht zur Verfügung.

heißer, diesem verschlossenen Lande das Evangelium zu bringen. Sie eilte nach England, und es gelang ihr, im Verlauf eines halben Jahres eine Gesellschaft von fiebzehn Personen, Männer, Frauen und Jungfrauen, zusammen zu bekommen, die

entschlossen sind, mit ihr die Gefahren und Mühsale einer Pionier-Mission in Tibet zu teilen und um jeden Preis in der Richtung auf Lhasa zu vorzugehen.

(The Tibetan Pioneer Mission, Lond. 1894.)

Vermischtes.

1. Chinesische Standhaftigkeit. In der Provinz Fu-kien versuchten die Katholiken durch niedrige Mittel evangelische Gemeinden zu sich herüberzuziehen. In Dörfern, die noch keine Kirche hatten, versprachen sie, eine solche kostenfrei herzustellen, sobald nur eine Familie zu ihnen übertrete. Ein Evangelischer, dem man eine große Geldsumme anbot, falls er übertrete, antwortete: „Kann das meine Seele retten? Ich habe aus der Bibel gelernt, daß Christus mich retten kann. Was hilft mir all euer Geld, wenn meine Seele darüber verloren geht?“ (C. M. Rep. 1893, 181.)

2. Urtheile von heidnischen Chinesen über das Christentum. Ein Apotheker, der dem Baseler Missionar Glad und seinem Begleiter, nachdem sie öfters abgewiesen worden waren, in einem Schuppen eine Nachtherberge gewährte, sagte: „Mit eurer Lehre ist es gerade wie mit der des großen Konfucius. Als derselbe anfangs seine Lehre auszubreiten, wurde er überall herumgestoßen, und niemand glaubte ihm; aber nun erfüllt seine Lehre das ganze große China. Die Gottanbeter (die Christen) sind jetzt auch nur wenige; bald aber wird sich eure Lehre über alle achtzehn Provinzen Chinas verbreitet haben, und jedermann wird Gott anbeten.“ Öfters hört man bezeichnende Geständnisse von Heiden, zum Beispiel: „Ich wage nicht eure Trak-

tate und Bücher zu lesen; denn sobald man sie gelesen hat, wird das Herz beunruhigt;“ oder: „Ich mag nicht lange neben dich (den Missionar) hinsitzen und dir zuhören; ich fürchte, ich werde durch deine Worte angesteckt, daß ich auch Gott anbet.“ (Basel. Jahresh. 1894, S. 15.)

3. Mutterliebe. Vor mir, erzählt ein Missionar, sitzt ein Schüler aus Kanton, der mir Briefe und Lebensmittel gebracht hat. Er heißt Phuisang und ist ein feiner Jüngling mit sinnigem Gesicht. Er erzählte mir, wie er in seiner Vaterstadt das Evangelium gehört habe und dort getauft sei. „Ist deine Mutter schon Christin?“ — „Ja,“ antwortete er, „sie ist getauft. Sie wollte erst gar nichts wissen vom Christenglauben. Aber sie hat mich so innig lieb, und trotzdem sie sich mühsam durch Schuhflicken ernährt, hat sie mir diese prachtvollen Schuhe gearbeitet“ — sagte er mit glücklichem Lächeln. „Einst sagte ich zu ihr: Mutter, wenn du nicht Christin wirst, können wir nicht zusammen in den Himmel kommen; wir müssen dann ewig getrennt bleiben. Da erschrak sie sehr und meinte: Ich will aber nicht von dir getrennt sein; ich kann den Gedanken nicht ertragen! Sie machte sich auf und bat um Unterricht; und nun ist sie getauft.“ Wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein.

(Berl. Ber. 1894, 97.)

Bücherbesprechungen.

U. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa. Deutsch-Ost-Afrika. Berlin 1894, Buchh. der ev. M.-G. Geb. 5 M. — Wir versehen nicht, auch an dieser Stelle unsere Leser auf dies vortreffliche Buch hinzuweisen und ihnen die Lektüre desselben warm zu empfehlen. Der Missions-Superintendent Merensky, einer der erfahrensten und tüchtigsten Missionare der Berliner (I) Mis-

sionsgesellschaft, war mit der Leitung der Berliner Missionsexpedition und der Anlegung der ersten Stationen im Konbelaunde beauftragt und hat sich dieser Aufgabe in glänzender Weise entledigt. Heute, nur drei Jahre nach der Abreise der ersten Missionare, darf die Mission in jenem schönen Winkel von Deutsch-Ostafrika nicht nur als fest begründet gelten, sondern es

haben sich auch schon auf zwei Stationen die Erstlinge zur Taufe gemeldet. Die Vorbereitungen, Reisen und Bauarbeiten, welche zu diesem Ziele führten, werden in dem vorliegenden Buche in ebenso fesselnder, wie anschaulicher Weise geschildert. Man merkt es auf jeder Seite, daß der Verfasser ein in afrikanischen Angelegenheiten gründlich erfahrener Kenner mit weitem Blick und warmem Herzen ist; seine Darstellung ist voll anregender und vielseitiger Belehrung. Gleich das erste Kapitel schildert in großen Zügen die geschichtliche Entwicklung Ostafrikas, ein interessanter Blick in wenig bekannte Epochen der Geschichte des dunkeln Erdteils.

Die Kapitel 7 und 8 geben eine in ihrer Art musterhafte ethnographische Monographie über die Konde und ihr Land. Die Kapitel 13 und 17 schildern geographisch interessante Reisen in damals noch von keinem Weißen betretene Gebiete unsrer Kolonie. Die dem Buche beigegebenen Anhänge enthalten unter anderem eine gründliche Arbeit über die Behandlung des afrik. Malariafiebers. Alle diese Einzel Darstellungen sind verwoben in die Erzählung der Erlebnisse der Berliner Missionsexpedition. Den Geistlichen wird das Buch eine Fundgrube für Missionsstunden, den Missionsnähvereinen eine fesselnde Lektüre zum Vorlesen sein.

Inhalt: Buchner, Bibi, der Hühnhauptling. — Dalton, In einem Schinto-Tempel in Japan. — Richter, Die evangelische Mission. Vom großen Missionsfelde. Vermischtes. — Bücherbesprechungen.

In unserm Verlage erschien soeben:

Deutsche Arbeit am Nyassa, Deutsch-Ostafrika

von **A. Merensky**, Missions-Superintendent.

Mit einer Karte vom Nyassagebiet und 25 Abbildungen.

Preis in geschmackvollem Originalband 5 M.

P. Richter in Rheinsberg sagt hierüber in der Zeitschrift „Afrika“:

„Es ist ein vortreffliches Buch, welches wir jedem zur Lektüre warm empfehlen können, der ein Herz für Afrika hat.“

Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung, auch direkt von der Verlagsbuchhandlung:

Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft,
Berlin NO. 43, Friedenstr. 9.

Hugo Rother's
theologische Buchhandlung
(Martin Warnack)
in Berlin W. 9, Vintstraße 4.
empfiehlt sich zur Versorgung von Missions-
Literatur sowie jedes guten Buches aus an-
deren Gebieten.

Neu! Merensky, Deutsche Arbeit am
Nyassa. Geb. 5 M.
50 Bilder aus der Gohner'schen
Kolonisations- u. Elegg. geb. 4 M.
Spezialhandlung für christliche Kunst.
Thormaldsen, segnender Christus:
35 45 56 75 cm.
3,— 7,50 10,— 20 M.
Religiöse Bilder. Christliche Prachtwerke.
Kataloge gratis und franko.

Sommerlage
im Heiligen Lande,
Ägypten und Griechenland.
Reisebriefe von Dr. Fr. Hartung.
Hft. a. d. Peterskirche in Veldzig
12 Bg. 8. 2 M., geb. 3 M.
Verl. v. Schmidt & Günther, Leipzig.

C. Ed. Müller's Verlag, Bremen.

Schriften von
Sermann Dalton,

D. theol. u. Konsistorialrat.

Ferienreise

eines

evangelischen Predigers.

Zeitgeschichtliche Studien.

Brosch. 5 M., eleg. geb. 6,20 M.

Reisebilder

aus

Griechenland und Kleinasien.

Handzeichnungen zu einigen Stellen
des Neuen Testaments.

Brosch. 4,50 M., eleg. geb. 5,70 M.

Verlag von **C. Bertels-**
mann in Gütersloh:

Richter, Jul., Uganda. Ein
Blatt aus d. Geschichte d.
ev. Mission u. d. Kolonial-
politik in Central-Afrika.
3 M., geb. 3,75 M.

Buchner, Missionsdirektor C.,
8 Monate in Südafrika.
Schilderung der dortigen
Mission d. Brüdergemeine.
Mit 1 Karte. 1,60 M.

Thomas, J. W., Von Nias
nach Kaiser-Wilh.-Land.
10 Bilder. 1,20; geb. 1,80.

Onasch, Siegespalmen aus
Ostindien. 1,20 M., geb. 1,80.

Warnack, D. G., Missions-
stunden. I. Bd. 3. Aufl.
4,20 M., geb. 5,20 M. —
II. Bd. 1. Aufl. 3. Aufl.
5 M., geb. 6 M. — 2. Aufl.
Von D. R. Grundemann.
2. Aufl. 4,20 M., geb. 5,20 M.

Grundemann, D. R., Mis-
sionsstudien und Kritiken.
2,80 M.

Geilmann, Dr. R., Missions-
karte der Erde. Mit Text-
heft 1 M.

Livingstone, David. Sein
Leben hauptsächlich nach
in un veröffentlichten Tage-
büchern u. Briefen v. W. G.
Blakie. Übers. von D.
Denk. 2 Bde. Mit Bildnis.
7,20 M., Wbd. 8,50 M.

Große Missionsharfe.

Geistliches Lieberbuch für gemischten Chor, sowie
für Klavier- oder Harmonium-Begleitung. 13.
umgearb. u. vermehrte Aufl. 2 M., geb. 2,50 M.

Verlag von **C. Bertelsmann in Gütersloh.**

Herausgegeben von Pastor **Julius Richter** in Rheinsberg (Mark).
Druck und Verlag von **C. Bertelsmann in Gütersloh.**



I. Jahrgang.

1895.

Februar.

Deutsche Arbeit am Njassa in Deutsch-Ostafrika.¹⁾

Vom Herausgeber.

Seitdem wir in den Besitz von Kolonien in Afrika und Australien gekommen sind, wendet sich das Interesse der deutschen Missionsfreunde mit Vorliebe diesen Gebieten zu. Es kann sich selbstverständlich nicht darum handeln, zu Gunsten dieser Besitzungen alte, reich gesegnete Missionsfelder aufzugeben oder die Arbeit auf ihnen einzuschränken. Aber die Unternehmungen in unsern Schutzgebieten finden ein besonderes Maß von Teilnahme, und es erwacht allmählich bei den evangelischen Deutschen ein Gefühl der Verantwortung dafür, daß wir „unsern Heiden“ das Evangelium bringen müssen.

Diesem Zuge folgend sind die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften während des letzten Jahrzehnts eifrig bemüht, ihre

Arbeit auf die deutschen Kolonien auszu-
dehnen. Alle Kolonien wurden mit tüchtigen, deutschen Missionen versorgt. Nur gerade die größte und hoffnungsreichste, Deutsch-Ostafrika, blieb zurück. Es hatte sich allerdings in Berlin eine eigene Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika gebildet; aber diese war mit ihren beschränkten Mitteln nicht imstande, allein die Lücke auszufüllen.

Da beschlossen zwei der ältesten und größten deutschen Missionsgesellschaften, die Brüdergemeinde und die Berliner südafrikanische Missionsgesellschaft, dort ans Werk zu gehen. Wo sollten sie eintreten? Deutsch-Ostafrika hat eine lange Küstenlinie längs des indischen Oceans, und an derselben bieten eine ganze Reihe von Häfen, wie Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar-es-Salam u. a. bequeme und leicht zugängliche Zugangsthore nach dem Innern. Allein einmal ist diese ganze Küsten-

¹⁾ A. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894.

gegend ziemlich ungesund und von dem gefährlichen Malariafieber heimgesucht. Außerdem hat sich hier überall der Islam festgesetzt und die Mehrzahl der Bevölkerung in seine Netze gelockt; und es ist eine alte Erfahrung, daß mohammedanische Gebiete ein harter, undankbarer Missionsboden sind. Endlich hatten alle früheren Missionsunternehmungen diese Ostküste zu ihrem Ausgangspunkt genommen, so daß diese Gegend verhältnismäßig reichlich mit Missionsstationen versehen war.

Die beiden Missionsgesellschaften sahen sich deshalb nach einem andern Ausgangspunkte um. Deutsch-Ostafrika hat noch einen zweiten Wasserzugang, man könnte sagen, eine Hintertreppe, das ist die Wasserstraße, den Sambesi-Strom und seinen größten Nebenfluß, den Schire, aufwärts und über den 70 Meilen langen Njassa-See. Dieser Weg ist zwar sehr viel weiter und unbequemer, als wenn man sich einfach vom Dampfschiff in einen der Häfen der Ostküste befördern läßt; aber er hat dafür den Vorteil, unmittelbar in ein verhältnismäßig gesundes Land, an den Fuß hochaufstrebender, kühler Gebirge und zu einem freundlichen, bildungsfähigen, vom Islam unberührten Volke zu führen.

Northin, nach dem innersten Winkel von Deutsch-Ostafrika, nach dem Volk der Ronde richteten beide Gesellschaften ihre Blicke. Und um in brüderlicher Eintracht Hand an dies große Werk zu legen und sich nicht etwa gegenseitig ins Gehege zu kommen, hatten die Leiter beider Gesellschaften, der greise Berliner Missionsdirektor D. Wangemann und Missionsdirektor Buchner von der Brüdergemeinde am 10. Januar 1891 eine Zusammenkunft im Berliner Missionshause. Sie teilten das Kondeland brüderlich unter sich und verabredeten; daß die Berliner Missionare östlich, die Herrnhuter westlich von dem Mbaka-Fluß den Ronde das Evangelium predigen sollten. Zum Schluß knieten die beiden Diener Gottes miteinander nieder und flehten zu Gott, daß er seinen Segen zu dem in seinem Namen angefangenen Werk geben, und vor den Missionaren her unter den Ronde eine offene Bahn machen wolle.

Nachdem ein bestimmtes Ziel ins Auge gefaßt und die erforderlichen Erkundigungen eingezogen waren, gingen beide Gesellschaften unverzüglich ans Werk. Kaum vier Monate nach jener Zusammenkunft im Berliner Missionshause waren die Vorbereitungen beendet und beide Missionsexpeditionen im Aufbruch

begriffen. Die Brüdergemeinde sandte vier junge Brüder hinaus, um die erste Station anzulegen. Die Berliner Gesellschaft wollte gleich einen kräftigen Vorstoß in das Kondeland unternehmen; sie stellte deshalb einen ihrer erfahrensten Missionare, den im Dienste Afrikas ergrauten Missionsuperintendenten Merensky an die Spitze und gab ihm vier junge Missionare mit; außerdem sandte sie für die mühsamen Bauarbeiten der ersten Jahre drei junge christliche Handwerker mit hinaus, und diesen acht Deutschen schlossen sich freiwillig noch zwei Suluchristen von den Berliner Stationen in Natal als Diensthilfen an. So zählte die Berliner Expedition nicht weniger als zehn Personen.

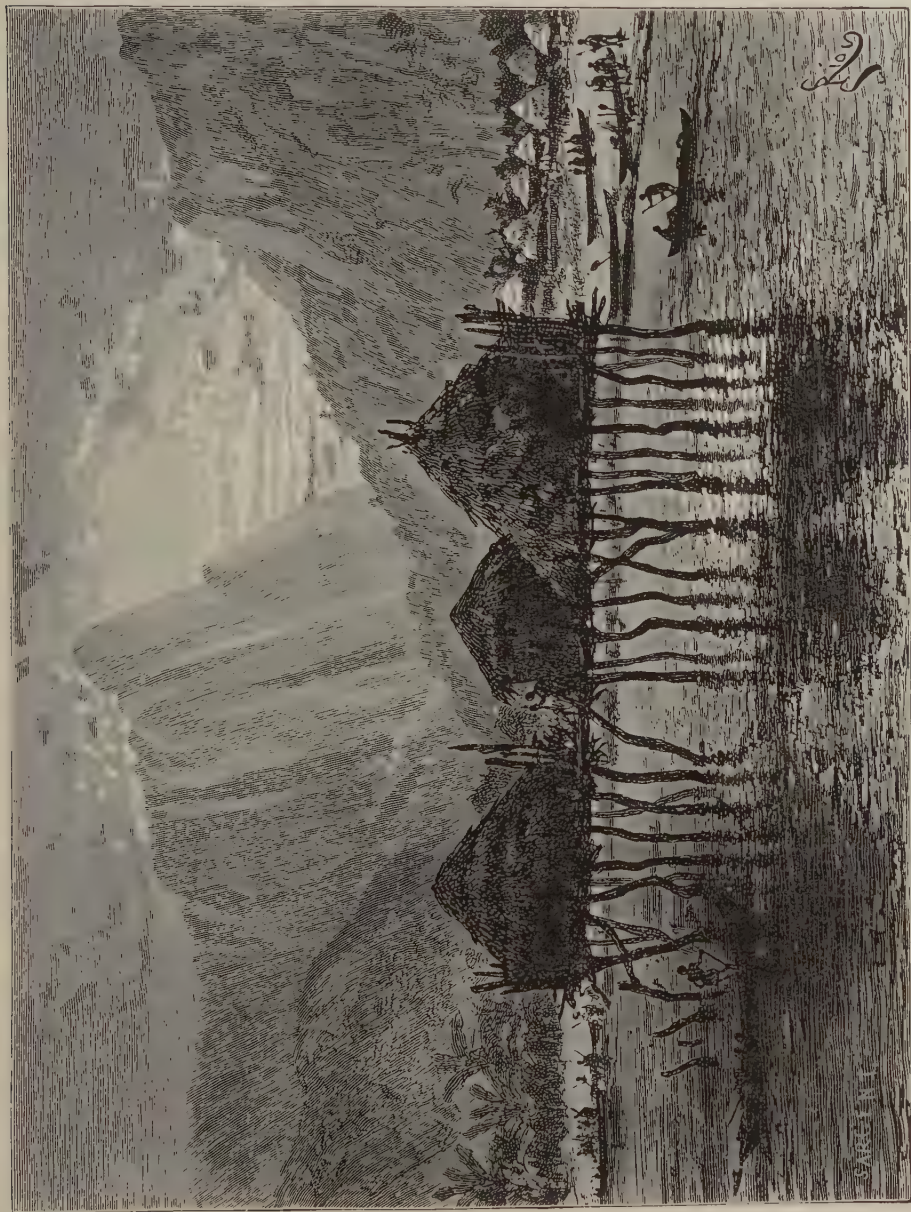
Wir wollen uns nicht mit der Schilderung der sehr interessanten Reise aufhalten, welche die beiden Missionsexpeditionen an das Nordende des Njassa brachte. Mitte Juni 1891 gelangten die Herrnhuter, Mitte September desselben Jahres die Berliner Brüder in Karonga, dem äußersten vorgeschobenen Posten der Kultur in dieser Gegend Central-Afrikas an. Bis dahin hatten sie mit kurzer Unterbrechung Schiffsgelegenheit gehabt; von hier aus mußte die Reise zu Fuß gemacht werden. Sie standen am Anfang des Kondelandes,¹⁾ nur noch wenige Meilen von der Grenze Deutsch-Ostafrikas entfernt.

Es war eine ganz stattliche Karawane, mit den Trägern und ihren mitlaufenden Frauen nicht weniger als 84 Köpfe, die sich unter der Leitung der vier Brüdermissionare am 30. Juni 1891 von Karonga aus nach Norden auf den Weg machte. Aber die Reise, die sie vor sich hatten, war anstrengend, und die nächsten sechs Wochen, nach Ablauf deren sie erst ihren Ruheplatz fanden, voller Mühsale und Strapazen. Während der weiten Flußreise auf dem Sambesi und Schire nimmt in der Regel der Körper der Reisenden viele Gift-

¹⁾ Das Bild S. 27 stellt das südlichste Dorf des Ronde-Landes vor, welches der Reisende auf seinem Wege über den Njassa passierte. Es ist das Dorf Benzae zwischen Vandawe und Karonga. Steil fallen die Felsen der Westküste gegen die Ufer des Sees ab. Kaum lassen sie am Strande Platz genug für die kleinen Kasserhütten und ein paar dürftige Gärten. Aber auch in diesem unwirtlichen Winkel sind die armen Eingebornen vor den mächtigen Raubstämmen der westlichen Hochebene nicht sicher. Sie haben sich auf Pfählen kleine Hütten in den See hinein gebaut. Bei dem geringsten Anschein von Gefahr besteigen sie ihre schmalen Rähne und fliehen nach diesen Pfahlbauten; hier wenigstens können sie ihre Feinde nicht erreichen.

keime des tropischen Malariafiebers in sich auf, und diese kommen zum Ausbruch, sobald man in ein anderes Klima oder andere Verhältnisse versetzt wird. So geschah es den

konnten. Oft wurde ihnen selbst das verweigert, und sie mußten totkrank ihr Obdach unter ihren lustigen Reiseg Zelten suchen, die weder gegen die glühenden Sonnenstrahlen



Am Ufer des Njassa.

Brüdern auf dieser Wanderung. Sie wurden unaufhörlich vom Fieber geplagt, fast ohne Unterbrechung lagen zwei oder drei danieder. Sie waren froh, wenn sie während des höchsten Fiebers bei einem freundlichen Häuptlinge rasten

des Mittags, noch gegen die kühlen Winde des Nachts hinreichenden Schutz gewährten. Der eine von ihnen, Hr. Martin, hat sich von den Strapazen dieser Landreise nie wieder erholt, das Fieber packte ihn immer wieder

und mit immer größerer Heftigkeit, bis am 10. September ein starker Anfall sehr schnell seinen Tod herbeiführte — das erste Opfer dieser neuen Mission im deutschen Schutzgebiete, die erste Saat auf Hoffnung in diesem Heidenlande.

Zudem bot das Land keinen erfreulichen Anblick. Dort unter dem 9. Grad südlicher Breite giebt es keinen Winter und Sommer wie bei uns; die Temperatur sinkt auch an den kältesten Tagen selten unter 12° R., steigt aber das ganze Jahr hindurch unter Mittag gewöhnlich auf $20\text{--}25^{\circ}$ Wärme; es ist also ein Klima ungefähr wie in Kairo. An die Stelle unserer Jahreszeiten tritt dort

Blätter ab. Es liegt eine fahle, düstere Herbststimmung über der Landschaft.

In dieser Jahreszeit durchzogen die Brüder zuerst das Kondeland. Oft ermatteten sie, wenn sie unter der heißen Sonnenglut auf den schattenlosen Wegen dahin wanderten. Durch Wald kamen sie selten. Meist führte der Weg durch mannshohes, hartes, struppiges Gras, dessen Halme nicht bloß flach, sondern auch soviel Feuchtigkeit abgaben, daß Schuhwerk und Beinkleider bald durchnäßt, ja das Notizbuch in der Rocktasche aufgeweicht wurde. Dazu waren die Pfade so schmal und der Wald der dürrn Halme so dicht, daß auch Arme und Oberkörper eine bahnbrechende Arbeit verrichten mußten.



Rast in einem Kondel-Dorfe.

der Wechsel der Regenzeit und der trockenen Zeit. Während der Regenzeit, die vom November bis Mitte April dauert, strömen fast täglich große Wassermengen hernieder, so daß die Bäche und Ströme mächtig anschwellen, und weit und breit die Niederungen unter Wasser stehen. In dieser Zeit grünt und blüht alles, und das Land zeigt sich in seinem prägenden Frühlingschmuck. Hat dann aber die trockene Zeit eingesetzt, so regnet es monatelang nicht ein einziges Mal; Tag um Tag strahlt die Sonne von dem wolkenlosen Himmel mit sengender Glut hernieder. Da verschwinden die Wasserlachen, der Erdboden dörft aus, das Gras stirbt ab, die Laubbäume werfen ihre

Auch der Zustand der Bevölkerung war nicht erfreulich. Gerade das Gebiet, welches die Brüdermissionare durchzogen, war wenige Jahre zuvor der Schauplatz eines Krieges zwischen den arabischen Sklavenhändlern und den Konde gewesen. Infolge davon war das Land entvölkert; nur an den Flußläufen fanden sich Dörfer, und manche bestanden nur aus drei oder vier Häusern. Die Bewohner waren durch die schlechten Erfahrungen, die sie mit den Arabern gemacht, von solchem Mißtrauen gegen alle Fremden erfüllt, daß sie den Brüdern weder Speise verkaufen, noch sich als Träger verdingen wollten. Ja, einmal wäre es fast zum Kriege zwischen zwei Häuptlingen

gekommen, bloß weil der eine dem andern übel nahm, daß er die Weißen als Gäste bei sich aufgenommen hatte. Hätten sich die Brüder mit glänzenden Erwartungen auf die Reise gemacht, so wären sie bitter enttäuscht worden; aber sie stärkten sich täglich im Ausblick zu dem Herrn, in dessen Namen und zu dessen Ehre sie die Hand ans Werk gelegt hatten.

Ihre Hoffnung wurde nicht zu schanden. Am 18. August kamen sie in eine freundliche, hochgelegene Ebene, welche von mehreren munteren Bächen durchströmt wurde. Sie war im

Kalikostücke sahen, die sie für die Ansiedlungserlaubnis zum Geschenk erhielten. Die Station, die erste der Brüdergemeinde in Deutsch-Ostafrika, erhielt zu Ehren des gewaltigen Berges, zu dessen Füßen sie sich lagerte, den Namen Kungwe.

Voll Freude, nach der langen, mühseligen Wanderung wieder ein festes Heim zu haben, machten sich die Herrnhuter Brüder an die Bauarbeit. Als der Berliner Missionsuperintendent Merensky ein halbes Jahr später die Station besuchte, war er erstaunt über das, was



Die Station Kungwe.

Westen von den steilen, aber kahlen Abhängen des Wuntali-Gebirges begrenzt; im Osten erhob sich die gewaltige Gebirgsmasse des bis in die Wolken aufragenden Kungwe-Berges. Weit und breit erblickte das Auge dunkelgrüne Haine, und in jedem derselben lag ein Rondedorf versteckt. Dort lag am Fuß des Kungwe-Berges das Dorf des Häuptlings Muakapalila; da gefiel es den Brüdern so gut, daß sie beschloßen, an dieser Stelle ihre erste Station zu gründen. Der Häuptling Muakapalila, ein dreizehnjähriges, jaghaftes Bürschlein — oder vielmehr seine Vormünder und Ratgeber erhoben keinen Widerspruch, als sie die schönen Messingringe, Taschentücher und

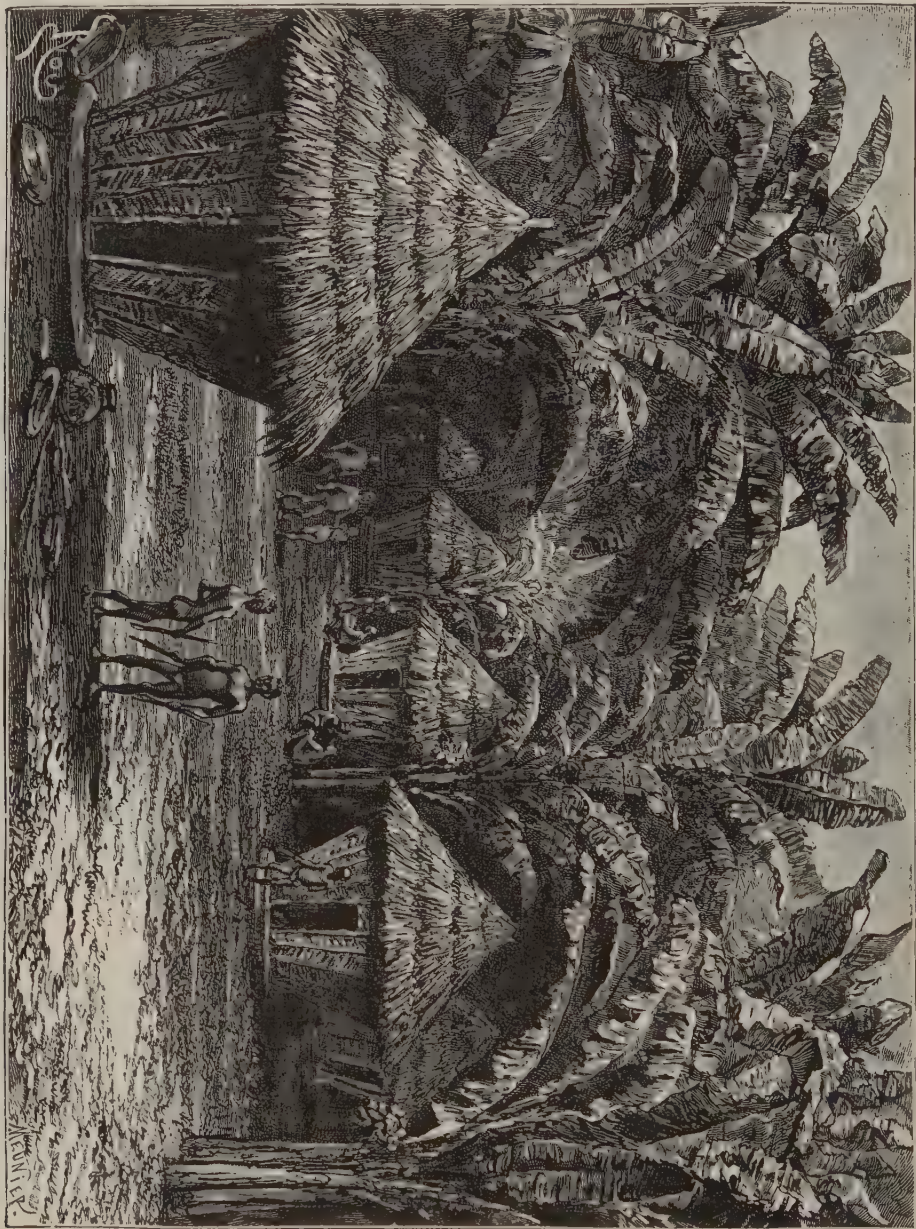
in so kurzer Zeit geleistet worden war. Der Platz war geebnet, Hügelränder waren abgegraben, die ausgeschachtete Erde war an andern Stellen aufgeschüttet, so daß einige Terrassen entstanden waren. Neben dem Hause war ein Stück Land zum Küchengarten umgeschaffen. Der Hof sah sauber aus. Zwei Ställe, zwei Küchen, ein großer Arbeitsschuppen und ein geräumiges Wohnhaus standen unter Dach.¹⁾ Das Wohnhaus war ringsum mit einer Be-

¹⁾ Unser Bild zeigt nur das Wohnhaus; davor stehen und sitzen die drei Herrnhuter Brüder in ihren Arbeitskleidern mit den Tropenhelmen zum Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen auf dem Kopfe.

randa umgeben, das war für die Regenzeit sehr vorteilhaft. Im Innern des Hauses vermiste man freilich noch viele Geräte; und selbst mit Stühlen war es schlecht bestellt; grob gezimmerte Schemel vertraten deren Stelle.

halbes Jahr deutschen Fleißes im Innern Afrikas hervorbringen kann!

Angenehmer und erfreulicher war der Reise-
weg, welcher Ende September 1891 die statt-



Ein Kondoborf.

Allein auch in diesem Stück besserte es sich von Tag zu Tage. Der eine der Brüder war gerade dabei, einen Kleiderschrank zu zimmern. Es ist erstaunlich, welche Veränderung ein

liche Berliner Missionsexpedition nach dem Osten des Kondelandes führte. Sie kamen durch die am dichtesten bevölkerten und am besten angebauten Striche dieses Gebietes. Stundenlang gingen

sie in der Nähe der Ortschaften durch sorgfältig bestellte Äcker und Gärten; von den Wiesen her grüßte heimatisch das vielstimmige Geläute der kleinen, aber feisten Buckelrinder. Rings um die Dörfer her, ja selbst mitten in denselben zogen sich üppige Bananenplantagen hin. Reicher und schöner entwickelt diese Pflanze wohl nirgends in der Welt ihren prächtigen Blätter Schmuck, als hier, wo kein Sturm ihre großen Blätter zerzaust. Wo ein Bananenhain sich zeigte, da war ein Dorf. Ohne eine Umhegung zu passieren betrat man die Dorfstraße, die sich oft eine halbe Stunde und noch weiter hinzog. Auch die annuitigen Formen der Häuser erfreuten das Auge. Ihre Form und Bauart ist überall dieselbe. Sie sind meist rund und haben nach außen geneigte Wände. Diese Eigentümlichkeit ist dem Umstand zuzuschreiben, daß an den glatten Bambusstangen, die das Pfahlgerüst der Wände bilden, Lehmputz nicht haften würde, wenn sie senkrecht ständen. So wird das Haus von außen nicht gepuht, sondern nur von innen, nachdem die Zwischenräume der Stangen mit hübsch geformten Thonziegeln kunstgerecht ausgebaut sind. In das Haus führt eine bequeme, hohe Vorder- und Hinterthür, welche des Nachts durch ein dichtes, wohlverkleistertes Rohrgeflecht geschlossen werden. Der Lehmflur des Innern ist tadellos, die Wände sind bemalt; an einer Seite der Wand ist bei Wohlhabenden eine gute Rohrbettstelle. Ein Pfahl, der in der Mitte steht, dient zugleich als Leiter zu einem Gelaß unter dem Dach, das als Vorratsraum gute Dienste leistet. So ist das Haus den Bedürfnissen der Leute angemessen und bedarf keiner Verbesserung.

Wenn man die Leute so in ihren einfachen Häusern zwischen den üppigen Bananen sah, konnte es einem vorkommen, als feierten sie alle Tage Feste. Sie sahen alle so reinlich aus, als ob sie von keiner Arbeit etwas wüßten. Die Frauen und Kinder sah man in aller Gemütlichkeit die abgefallenen Früchte auslesen, und die freilich fast unbekleideten Männer und jungen Leute meist zu zweien oder dreien Hand in Hand umhergehen. Das bot, schreibt Merensky, ein so reizendes Bild, daß man es mit Worten nicht schön genug ausmalen kann.

Dabei kamen die Ronde den Missionaren freundlich und zutraulich entgegen. Jeder Häuptling suchte sie bei sich festzuhalten, manch Ohselein ward am Strick zu ihnen gebracht als eine stumme, aber berebte Bitte: bleibt! Es wurde ihnen ordentlich sauer, trotzdem

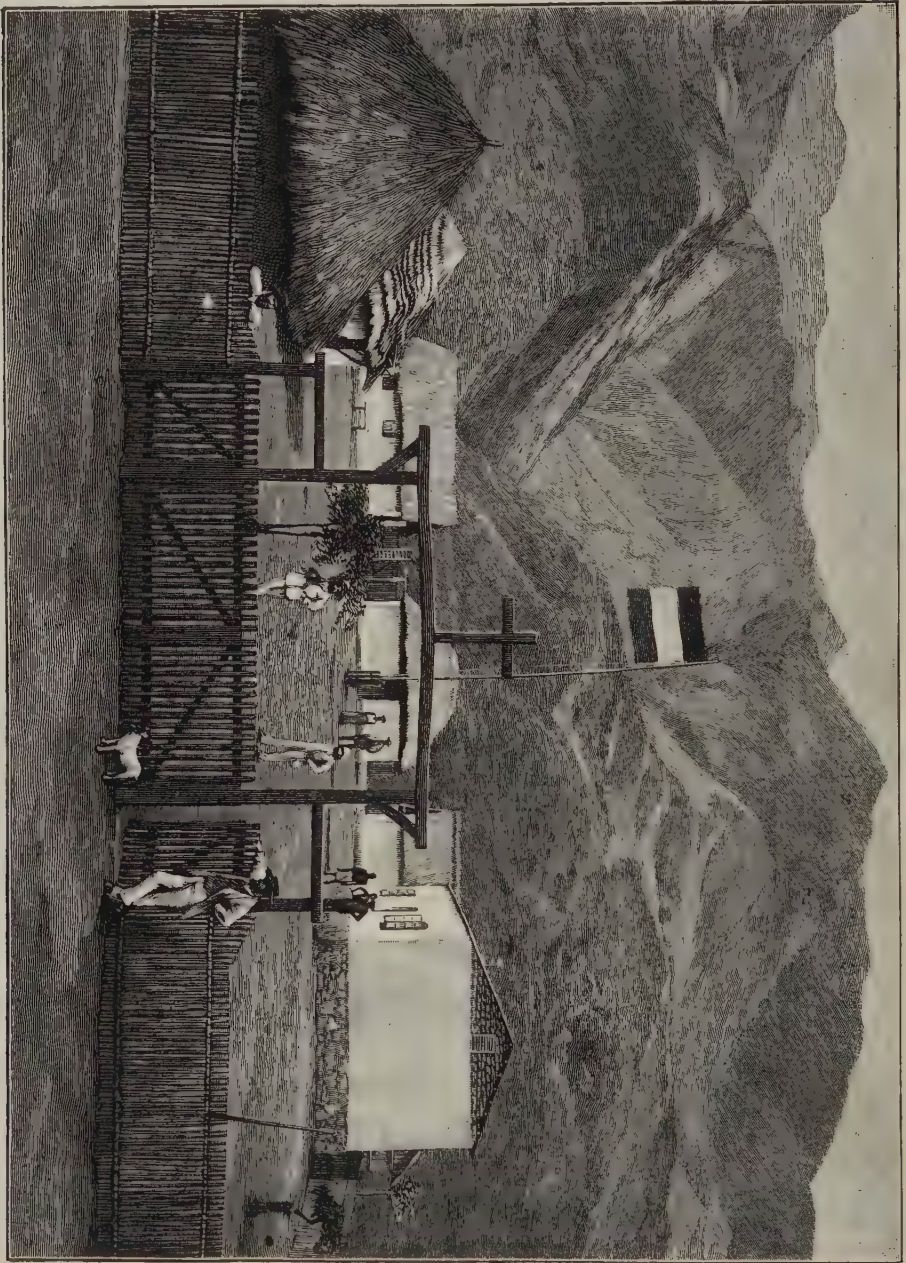
immer weiter zu ziehen. Aber in diesen Niederungen waren der Sümpfe zu viel, das Klima zu gefährlich; es wäre ihr Tod gewesen, hätten sie sich hier unten ansiedeln wollen. Sie mußten weiter an dem Eufira hinauf einen höher gelegenen, gesunderen Wohnsitz suchen. Am 2. Oktober fanden sie denselben nahe bei dem Dorfe des Häuptlings Muakatungila. Ein sanft geneigter, sandiger Hügel, Pipagika genannt, erhebt sich hier etwa 300 Fuß über dem rauschenden Eufira, der wie ein rechtes Bergwasser mit wildem Ungeflüm in tief eingeschnittenem Thale dahineilt. Jenseits desselben dehnt sich im Westen bis an den Fuß des hochragenden Kiejo-Berges eine fruchtbare Ebene aus voller Äcker, Bananewälder und Dörfer. Gegen Osten steigt fast unmittelbar hinter Muakatungilas Dorf das Livingstone-Gebirge zu einer Höhe von 10 000 Fuß auf; tiefe Schluchten mit reizenden Gießbächen furchen die Stirn des Gebirges; dichter, alter Urwald, von unzähligen Planen durchzogen und von einem fast undurchdringlichen Dickicht von Farnkräutern und Moosen bedeckt, hüllt die Abhänge ein, und bildet die Schlupfwinkel der Löwen und Panther, der Hyänen und Schakale, der Elefanten und Büffel. Es ist ein Anblick von überwältigender Großartigkeit. Da der 2. Oktober, an dem die Berliner Brüder dieses schöne Fleckchen Erde entdeckten, gerade der Tag des Jubiläums des hochverdienten, ehrwürdigen Direktors D. Wangemann war, nannten sie die hier zu erbauende Station Wangemannshöh.

Freilich von der Auswahl des Stationsplatzes bis zum wirklichen Beginn der Missionsarbeit ist noch ein weiter Weg. Zunächst wohnten die Berliner Brüder auf dem Pipagika-Hügel noch in luftigen Zelten, und es mußte ihre erste Aufgabe sein, für feste Wohnräume zu sorgen. Das waren Wochen voll anstrengender, aufreibender Arbeit. Geeignetes Bauholz war in der Nachbarschaft fast nicht zu haben; sie mußten ihre Zuflucht zu dem leichten, rohartigen Bambus, dem Baumaterial der Ronde, nehmen. Darin hastet aber keine Klammer, kein Nagel; die Stämme können nur gebunden werden. Wenn wenigstens Lederriemen in genügender Menge vorhanden gewesen wären! Aber die Ronde waren nicht zu bewegen, Rindshäute zum Verkauf zu bringen. So mußte sich der Zimmermann meist mit dürftigem Bast begnügen.

Der erste Versuch wurde mit einem kleinen runden Häuschen, einem sogenannten Rondabel

gemacht (auf unserm Bilde vorn links); es sollte als Küche dienen, damit der Koch die Speisen ohne Sand und ohne Regenwasser zubereiten könne. Nachdem an diesem Häuschen die ersten

Die Brüder sehnten sich danach, zu Mittag wieder um einen richtigen Tisch und zwischen vier Wänden zu essen; denn bis dahin hatten sie alle Mahlzeiten unter freiem Himmel ein-



Die Station Mangenamshih.

Baustudien gemacht waren, wurde ein kleines viereckiges Häuschen in Arbeit genommen (auf unserm Bilde links hinter dem Rondabel), es sollte als Speise- und Wohnzimmer dienen.

nehmen müssen, da die Zelte nicht Raum genug hatten, um einen Tisch aufzustellen.

Nun ging es an größere Baulichkeiten; sie hatten sich an das afrikanische Baumaterial ge-

wöhnt; ihre schwarzen Dienstleute hatten sich die ersten, einfachsten Kunstgriffe angeeignet; und Ronde stellten sich zu den Handlangerdiensten in genügender Anzahl zur Verfügung. Fast von Woche zu Woche wuchs ein neues Häuschen, ein Arbeitsschuppen, ein Stall für Ziegen oder Hühner oder Kühe aus der Erde. Die Station gewann schon ein ziemlich belebtes Aussehen.

Aber die Hauptarbeit stand noch bevor. Alle diese Gebäude waren nur aus Holz, Rohr und Gras aufgeführt, sie waren viel zu luftig und zu leicht, um für mehr als provisorische Bauten gelten zu können. Der erfahrene Leiter der Expedition, der Missionsuperintendent Merensky, welcher früher in Südafrika bereits nacheinander vier Stationen hatte anlegen und ausbauen müssen, drängte dazu, wenn irgend möglich gleich im ersten Jahre ein Steinhaus in Angriff zu nehmen. Felsblöcke für das Fundament gab es ja in der Gegend genug, sie brauchten nur auf dem Stationsplatz zusammengetragen werden. Lehm für die Luftziegel war auch in befriedigender Qualität vorhanden. Die Ronde lernten unter der Anleitung eines der mitgekommenen Euluchristen bald das Ziegelfstreichen, und das Trocknen derselben übernahm die glühende Sonne mit großer Bereitwilligkeit. Nur eine Gefahr drohte. Es war über den ersten, drängendsten Bauten Ende November geworden; der Himmel umzog sich mit Wolken, die hochragenden Gipfel der Gebirge hatten ihre Nebelkappen aufgesetzt, die Regenzeit stand bevor. Wie konnte man da wagen, Wände aus Luftziegeln aufzuführen, die ein tüchtiger, tropischer Regenguß aufweichen und wegspülen konnte? Da that Eile und Vorsicht not. Alle Zeltböcher und wasserdichten Plane mußten helfen, um Schutzböcher über den Lehmwänden aufzurichten; unter diesen mauerten alle sieben deutschen Missionare, der sechzigjährige Missionsuperintendent voran, im Schweiße ihres Angesichts. Am 18. Dezember konnte das Dachgebälk aufgesetzt werden. Dann legten sie so schnell als möglich die Wellblech- und Zinkplatten auf, welche sie zu diesem Zweck aus Berlin mitgenommen hatten, und der schwerste Teil der Bauarbeit war gethan (auf unserm Bilde das Haus rechts).

Wie dankbar waren die Brüder, als sie am Weihnachtstage sich in sicherem Hause unter einem brennenden Christbaume versammeln durften! Eine deutsche Tanne war es allerdings nicht, sondern nur ein afrikanisches, für diesen Zweck nicht eben schön zu

nennendes Bäumlein. Die Lichter, die sie aus dem Wachs des Landes selbst gefertigt hatten, braunten auch nicht gerade hell. Als Schmuck hingen nur einige Kates an den Zweigen. Aber den Brüdern kamen doch die schönen Weihnachtslieder von Herzen, und die Weihnachtsgeschichte wurde ihnen doppelt bedeutungsvoll, mitten in diesem Heidenlande, wo auf viele Tagereisen im Umkreise noch kein einziger Schwarzer die frohe Botschaft von dem Kindlein in Bethlehems Stall gehört hatte. Predigen konnten sie ja noch nicht, ihre Zunge war noch gebunden. Aber kleine Geschenke konnten sie austheilen und den Leuten sagen, diese Gaben seien ein Hinweis auf die große Gabe, die Gott der Welt an diesem Tage geschenkt, seinen eingebornen Sohn.

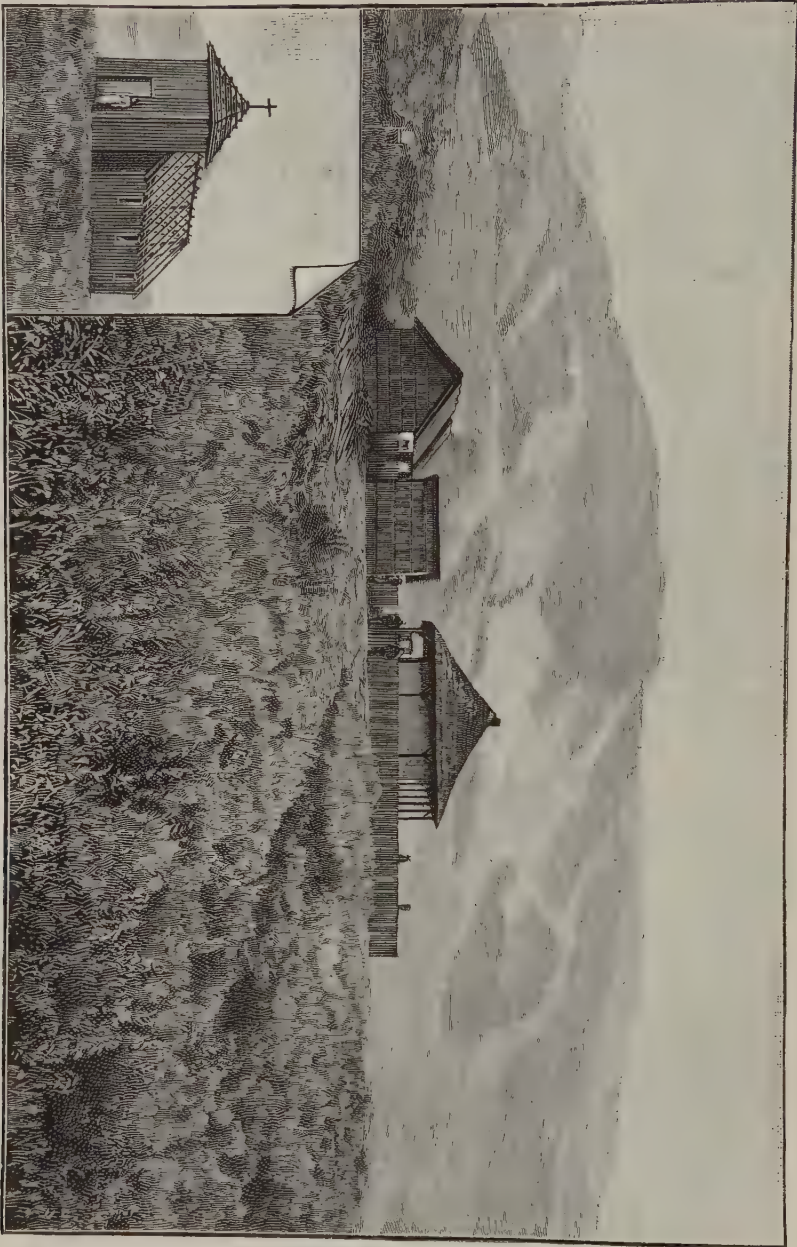
Rings außen um das Gehöft wurden über 300 Bananen nach Kondeweise kunstgerecht gepflanzt; vom Fuße des Hügels führte ein gerader Weg herauf, der geebnet und mit südafrikanischen und einheimischen Bäumen eingefaßt wurde. In einem Garten hinter dem Hause wurden Mais und Bataten nach Kondeweise, bald auch europäische Kartoffeln und Gemüse nach deutscher Weise gepflanzt und gepflegt. Um das Ganze zog sich ein hübscher Bambuszaun, vorn mit einem stattlichen Thor, das von einem Kreuze freundlich überragt wurde. Wenn man bedenkt, daß alles Holz zu diesen Arbeiten erst durch Fällen und Herbeitragen der Bäume und dann durch mühsames Aufschneiden der Blöcke gewonnen werden konnte, so wird man Mühe und Fleiß schätzen, die auf dieses Werk verwendet sind. Aber dem Plaze aber weht die deutsche Fahne; es ist in der That ein schöner Gedanke, daß Deutschland hier in diesem entlegenen Teile seiner Kolonie durch Friedensboten vertreten wird und Ehre erwirbt durch Gründung solcher Friedensstätten.

Wangemannshöh sollte nicht die einzige Niederlassung bleiben; es waren absichtlich der Berliner Brüder auf einmal so viele hinausgeschickt, damit sie das Land weit und breit besehen und noch mehr Stationen gründen könnten. Die Stimmung der Kondesbevölkerung kam diesem Wunsche so überaus freundlich entgegen, daß jeder Häuptling es persönlich als eine hohe Ehre angesehen hätte, wenn die Bafungu, die Weißen, sich bei ihm niederlassen wollten. Das ganze Kondeland lag vor ihnen offen; es handelte sich für sie nur darum, diejenigen Punkte auszuwählen, welche inmitten größerer Ansammlungen des

Volkess gelegen, zugleich den Missionaren einen gesunden Wohnsitz zu gewähren schienen. Die Untersuchungsreisen, welche sie in den nächsten beiden Jahren bis zu dem Warori-Häuptling

hebt sich zwischen dem Lufira und dem Mbaka-Fuß die imposante Felsmasse des Kiejo-Berges, ein erloschener Krater mit ausgedehnten Lavafeldern. An seiner Westseite

Die Station Manu.



Merere im Norden, und bis über die steilen Schluchten des Livingstone-Gebirges nach Süden und Osten ausführten, gaben ihnen einen Überblick über ihr Missionsfeld.

Im Nordwesten von Wangemannshöh er-

wohnt in einer dichten Gruppe von Dörfern, nur fünf Stunden von Wangemannshöh entfernt, der Häuptling Muakarobo. Dort wurde am 10. Juni 1892 der Grund zu der zweiten Station gelegt; und weil zur An-

legung derselben eine wohlhabende pommersche Dame eine größere Summe Geldes geschenkt hatte, so erhielt die Station zu Ehren ihrer Besetzung in Pommern den Namen Manow.

Auch im Osten des Kiejo-Berges hatte sich am Oberlauf des Fufira eine dichte Bevölkerung angesiedelt; sie bewohnen ein tief eingeschnittenes, herrliches Gebirgsthäl. Gewaltige Bergriesen umsäumen es im Norden und Osten. Die Abhänge sind zum großen Teil von Wald bedeckt; Regen und Nebel vereinigen sich, um die Tropensonne nicht zur Wirkung kommen zu lassen. In diesem großartigen Gebirgsthale wurde in der Höhe von 4700 Fuß, also höher als der Kamm des Riesengebirges, die dritte Station Muakarere angelegt. Sie hat sich bisher als so ausgezeichnet gesund bewiesen, daß sie als ein rechtes Sanatorium für die im weniger gesunden Unterland arbeitenden Missionare dienen wird.

Nicht bloß den Stämmen hoch oben im Gebirge, sondern auch den zahlreichen Dörfern am Nordufer des Njassa wollten sie das Evangelium bringen. Freilich in den Sumpfniederungen westlich vom Fufira-Fluß konnten sie sich unmöglich ansiedeln. Aber weiter östlich trat das Livingstone-Gebirge bis hart an den

Rand des Sees heran; dort ragt die sandige Kombe-Halbinsel in den See hinaus, sie ist trocken und felsig. Von herrlichen Tamarinden überschattet, schien sie einen geeigneten und geschützten Wohnplatz zu bieten. Dort wurde im Jahre 1893 die vierte Station Kombe angelegt. Nur 30 bis 40 Meter vom See entfernt bauten sich die Missionare an; und da der kühle Wind, der nachts vom Gebirge und mittags vom See her weht, die Hitze mildert, war es unter den schattigen Bäumen kühl und behaglich. Der Blick auf die Berge, die den Hintergrund bilden, und dann wieder der Blick auf den prachtvoll klaren Njassa, der nach Süden hin unermesslich wie das Meer erscheint, ist überaus schön und erhebend.

So hat die deutsche evangelische Mission im Verlauf weniger Jahre bereits fünf Stationen im Kondelände, fünf Lichtpunkte mitten in der Finsternis des Heidentums, fünf Friedensstätten in diesem friedlosen Lande gründen können. Die deutsche Fahne weht mit Ehren über diesen Stätten deutschen Fleißes und deutscher Frömmigkeit. Gottes Segen, der bisher die Anfänge dieser neuen Missionsunternehmungen so wunderbar geleitet hat, gebe auch ferner Wachstum und Gedeihen.

In einem Schinto-Tempel in Japan.

Reisebild von Hermann Dalton.

(Schluß.)

II.

Wir müssen uns mit diesen spärlichen Andeutungen bescheiden, zu denen die paar dürftigen Zeichen im Tempel anregen, und über die wir noch immer keine völlig befriedigende Auskunft erhalten. Wie der schlechte Bau aus der Urväterzeit geheimnisvoll in unsre Tage hineinragt und seinen festen Platz auch heute noch in dem Gemütsleben weiter Schichten des Volkes unbefristet einnimmt, so sehen wir in diesem Schintokult eine Stufe religiöser Anschauung festgehalten, auf der wir Naturvölker dahinleben sehen, wenn sie uns am Frühmorgen ihrer geistigen Entwicklung begegnen, die sie aber bei steigender Kultur abstreifen. Der Japaner hat eine nicht geringe Kulturstufe erreicht und dennoch diese Eierchalen bewahrt. Das reizt zu eingehendem Studium, wie sehr auch eine zutreffende Beurteilung erschwert ist.

Wie weit gehen noch immer in ihren Ansichten über den Schintoismus die Männer auseinander, die sich von der Schwierigkeit der Beurteilung nicht haben abschrecken lassen! Der bekannte, etwas abenteuerliche Oliphant, der auf seinen Weltfahrten auch in Japan sich aufgehalten, weist dem Schintoismus wegen seines jahrtausendlangen Einflusses auf das Volk einen hohen Rang unter den Religionen ein, während Brown, der genaue Kenner von Land und Leuten, nach fünfzehnjährigem, eifrigem Studium an Ort und Stelle zu der Ansicht gelangt, daß Schinto streng genommen gar keine Religion genannt werden könne. Auch der beste Kenner des Schintoismus, unser gelehrter Landsmann Satow, faßt an einer Stelle sein Urteil in das scharfe, aber doch wohl zutreffende Wort zusammen, daß Schinto als ein geeignetes Werkzeug sich erwiesen, das Volk in einen Zustand geistiger Skla-

verei zu versehen. Während die einen in der Schinto-Religion ein durchaus volkstümliches, japanisches Erzeugnis erblicken, sind andere eifrig und, wie sie vorgeben, erfolgreich auf der Suche, in den gebotenen Zeichen, in den festgehaltenen Legenden zu ihrer Deutung Ähnlichkeiten und Übereinstimmung mit religiösen Bräuchen und Überlieferungen bei anderen, in weiter Ferne von Japan ansässigen Völkern zu finden und zwar so zuversichtlich, daß sie Schlüsse auf die Herkunft und Wanderung des Volkes aus dem fernen Westen ziehen, das, ostwärts vordringend der aufgehenden Sonne entgegen, endlich auf dieser Inselgruppe festen Fuß gefaßt habe.

Die früheste Urkunde über den Schinto, die auf uns gekommen, ragt nicht allzu hoch hinauf in eine graue Vorzeit. Die drei ältesten erhaltenen schriftlichen Denkmale stammen aus den Jahren (unserer Rechnung) 712, 720 und in weitem Sprunge 927, aus einer Zeit, die von den in ihnen geschilderten Anfängen um mehr wie ein Jahrtausend abliegen, aus einer Zeit auch, in welcher sich bereits gerade auf religiösem Gebiete eine starke Verquickung des alten Volksglaubens mit neuen, wesentlich verschiedenen Anschauungen aus der Fremde angebahnt hatte. Was dieser raschen Zersetzung des ursprünglichen Volksglaubens bedenklichen Vorschub leistete, zugleich auch die allein uns gebliebenen schriftlichen Denkmale in hohem Grade beeinflusste, war, daß bis dahin Japan keine eignen Schriftzeichen besaß und sie gerade von dem Volke, den Chinesen, entlieh, von dem die religiösen Neuerungen in das Land eindrangten. Der mündlichen Überlieferung, als sie so spät von der überkommenen fremden Schrift festgehalten wurde, waren bereits im unvermeidlichen Verlauf der Mitteilungen von Mund zu Mund Züge von dem Volke und seinen bewegenden religiösen Ideen eingeträgt, das sein Schreiberlehrer geworden.

Nur das eine auserwählte Volk der Offenbarung beginnt seine heilige Urkunde mit dem allmächtigen Schöpfer: im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Auch der Japaner wie die gesamte heidnische Welt nimmt den Ausgangspunkt von einem vorgefundenen Stoff, über dessen Ursprung er nichts weiß, der ihm aber doch der Grund alles Gewordenen, auch der Götter ist. Im Anfang, so hebt seine älteste Urkunde an,

war Himmel und Erde noch ungeschieden; ein Chaos hüllte die Masse ein wie das Ei den befruchteten Keim.

Allmählich vollzog sich — es bleibt ungesagt, auf welchen Anstoß hin — eine Scheidung: der leichtere Stoff stieg in die Höhe als Himmel, die schwerere Masse verdichtete sich zur Erde. Das junge Land trieb dahin auf der unendlichen Wasserfläche wie ein Oltropfen. Aus dem warmen Schoß der Erde — und auch hier bleibt wieder ungesagt, wer oder was den Anlaß gegeben — sproß ein wunderbarer Strauch auf, der zwei Gottheiten das Dasein verlieh. Eine lange Reihe geschlechtsloser, erdgeborener Götter ging von ihnen aus. Die beiden letzten in dieser Reihe waren Izanagi und Izanami, die ersten unter allen gesonderten Geschlechtes. Sie wurden von der älteren Götterschar mit einem kostbaren, edelsteinbesetzten Speer ausgerüstet und mit der Aufgabe betraut, das auf dem Wasser noch unstät dahintreibende Land zu festigen und dann auch zu beleben.

Einst stand das schöne Götterpaar auf der Himmelsbrücke, die wie ein Regenbogen ausgespannt war; Izanagi rührte mit seinem Speer das warme, schlammige, salzige Meer auf. Als er den Speer wieder aus dem Wasser zog, gestalteten sich die herabfallenden dicken Tropfen zu Festland: es war die Insel Awaji, gar prächtig gelegen dort am Eingang der Inland-See unweit der Stadt Kobe. Die beiden Götter stiegen nieder zu dem eben gebildeten Land; der kostbare Götterspeer wurde in die Erde gerammt; er sollte als Pfosten eines zu erbauenden Palastes dienen. Awaji ward den beiden zur Liebesinsel; hier wurden ihnen die Augen aufgethan über ihre Schönheit. Ihr erstes Kind war eine Tochter, Amaterasu; sie ward von ihrem Vater als Sonnengöttin zum Himmel emporgehoben, fortan mit dem Vichtglanz ihrer Schönheit Himmel und Erde zu erleuchten. Auch das zweite Kind war — nun recht zur Anlust des Vaters — ein Mädchen; als Mondgöttin sollte sie nach dem Machtspruch von Izanagi fortan hinter ihrer erstgeborenen Schwester in nächtlichem Glanze einherziehen. Erst das dritte Kind war ein Knabe, aber ein Krüppel trotz seiner göttlichen Eltern. Der ergrimimte Vater ließ ihn aufs Wasser aussetzen; da haust er seitdem in der Tiefe als Meer- und Sturmgott. Das vierte

Kind endlich war ein wohlgestalteter Sohn, aber ein so wilder, unbändiger, auffälliger Junge, daß ihn sein Vater in seinem Groll zum Herrscher der Finsternis machte.

Es würde zu weit führen, den anhebenden langen und erbitterten Kämpfen zwischen den feindseligen Göttersproßlingen bis zu dem allendlichen Austrag Schritt für Schritt zu folgen. Die überlieferten Vorgänge sind anzuschauen wie jenes ergreifende, verwunderliche Bild der Hunnenschlacht, das uns die Seelen der gefallenen Helden zeigt, wie sie während der Nacht hoch oben in der Luft über ihren toten Leibern auf der Walstatt den erbitterten Kampf wieder aufnehmen. Der Himmel und das Treiben der Götter erscheint nur als ein Spiegel, der die Vorgänge auf Erden zurückwirft. Auch nach der Seite hin ein Spiegelbild, daß die Bewohner des japanischen Himmels gut und böse sind wie die Erdenkinder, mit derselben Gleichgültigkeit in betreff der sittlichen Wertschätzung der beiden Gegensätze, wie sie die Menschen unter dem dortigen Himmelsstrich in einer uns befremdlichen Weise an den Tag legen. Die Zahl der Götter, die sich nur mit dem „Gotteslande“ der Mitte, mit Japan, befassen, hielt Schritt mit der wachsenden Bevölkerung auf Nipon, dem Lande der aufgehenden Sonne, wie der Japaner am liebsten sein schönes, geeignetes Inselreich nennt: es sollen ihrer achtmal hunderttausend gewesen sein.

Höchste Zeit war es, daß Zucht und Ordnung in dieser teilweise widerspenstigen Göttermenge geschaffen wurde. Amaterasu nahm die schwierige Arbeit in die Hand. Zunächst wurde die Himmelsbrücke abgebrochen und damit die räumliche Verbindung zwischen oben und unten aufgehoben. Darauf übergab die Sonnengöttin die Herrschaft auf Erden ihrem Enkel Ninige. Mit drei kostbaren Gaben stattete sie ihn für das ihm übertragene, nicht leichte Amt aus. Sie überreichte ihm einen Spiegel: wenn er Sehnsucht nach der göttlichen Großmutter bekomme, werde er in diesem Spiegel ihr Bild, ja vielmehr sie selbst schauen. Ferner händigte sie ihm ein Schwert göttlicher Gebildes ein; der in das Reich der Finsternis gewiesene Bruder der Amaterasu hat es selbst aus dem Schwanz eines achtköpfigen Drachen

geschmiedet. Das dritte Stück war eine Kristallkugel, an der kein Makel noch Bruch zu entdecken ist. In dem angesehensten Schintotempel des Reiches, dem zu Ise, wird heute noch unter sorgfältigstem Verschuß dieser zauberhafte Götterspiegel bewahrt. Einzelne Schriftsteller halten auch heute noch das dichtverhüllte und außerdem in einem hölzernen Schrein dem Anblick der Menschen entrückte Kleinod selber für eine Gottheit; unter den Zehntausenden von Pilgern, die jahraus jahrein nach dem uralten Heiligtum wallfahren, stimmt wohl die Mehrzahl dieser Meinung bei. Andere im Volke, die als Aufgeklärte sich dem Pilgerzug dennoch anschließen, halten den geheimnisvollen Spiegel nur für ein Bild der Sonnengöttin.

Bis an die Brücke, auf der einst das erste Götterpaar gestanden, gab eine Reihe von Göttern beiderlei Geschlechts dem Großsohn der sonnenhaft schönen Amaterasu das Geleite. Wo die Brücke die Erde berührte, untersuchte Ninige mit seinem Schwerte die emporragende Bergespitze, ob sie festen Boden seinen Füßen böte. Es war der 5500' hohe Takachiko, ein uralter, heute noch nicht völlig erloschener Vulkan auf Kiu-siu, der in Sage und Geschichte so berühmten südlichen Insel des Landes dort an der Grenzmarke der Gebiete von Hiuga und Osumi. Oben auf der Höhe, von wo ein reizender Fernblick über die Insel und das leuchtende Meer sich bietet, ist ein Steinhäufen aufeinander getürmt, auf dem ein uraltes, aus kupferreicher Bronze geschmiedetes Schwert seit der Väter Zeiten liegt; die Legende ist selbstverständlich nicht müßig, daselbe mit dem Himmelschwert des Ninige in Verbindung zu bringen.

Der Kami des Ortes nahm den Sprößling der Sonnengöttin, wie sich geziemte, ehrenvoll auf. Thatkräftig begann von hier aus Ninige seine Herrschaft, zunächst damit, daß er die Unzahl von irdischen Göttern recht merklich verringerte. Die so redselige Legende bleibt uns die Antwort auf die naheliegende Frage schuldig, wie er das gewaltige Ding bewerkstelligt habe; sie erzählt nur, daß je länger je mehr und in dem Maße, als Ordnung in die verwirrten Verhältnisse kam, Himmel und Erde räumlich auseinander gingen, so daß ein Verkehr fortan nicht mehr möglich war.

Zwei Söhne hatte Ninige. Der eine von ihnen nahm eine Meermaid zum Weibe, die Tochter des Drachenkönigs in der Welt tief unten im Meere. Als er mit ihr zum Lande wieder emporstieg, schenkte sie ihm den ersten Sohn, Jimmu Tenno geheißten, einen gewaltigen Kriegshelden, der nach Unterwerfung der Insel Kjusiu und Überwindung von großen Fährlichkeiten auf dem Wasser in die Bucht von Osa einlief und von da siegreich landeinwärts drang bis nach Kara, der uralten Stadt im Yamato-Gebiete. Hier baute er sich einen Palast (Mija), in welchem er die kostbaren Gaben aufbewahrte, die sein Großvater einst von der göttlichen Amaterasu bei seinem Abstieg zur Erde als Unterpand für das ewig dauernde Reich des Sonnenaufgangs empfangen hatte.

Mit Jimmu Tenno hebt leise die Tagesdämmerung der Geschichte von Land und Leuten in Japan an; aber im herrschenden Morgengrauen sind noch keine festen Umrisse zu erkennen. Um alle die auftauchenden, schwankenden Gestalten weben und schweben Nebelstreifen, in denen Dichtung und Sage ihren Reigen führen. Das hält bis zur Stunde das Volk fest, als ihm eine unerschütterliche Thatsache: Jimmu Tenno ist als Enkel des Ninige ein unmittelbarer Sprosse der Sonnengöttin, mit einer sol-

chen Ahnentafel in der Hand steht er an der Spitze und ist der Begründer des heute noch herrschenden Kaiserhauses, das somit göttlichen Ursprungs ist.

In ununterbrochener Reihenfolge ist der gegenwärtige Mikado (mi: erhaben, kado: Pforte)¹⁾ der 121. Nachfolger v. Jimmu Tenno, dessen Regierung in die Jahre 660—585 v. Chr. gefallen sein soll. Die so genaue Zeitangabe ist dem Geschichtsforscher wertlos; denn sie überragt die älteste schriftliche Urkunde des Landes um mehr als ein Jahrtausend, ein Zeitraum, der jede nur mündliche Überlieferung im blauen Dufte der Ferne verschwimmen läßt. Für uns ist nur von Bedeutung, daß im unangestasteten Glauben des Volkes sein Kaiser göttlichen Ursprungs ist; dadurch ist ihm im ganzen Lande eine Stellung eingeräumt, wie sie kein andrer Herrscher auf Erden besitzt. Um seine Gestalt legt sich dem Volke göttliche Herrlichkeit; seine unerschütterliche Anhänglichkeit an Kaiser und Land ist dem Japaner Religion; seine Religion hat die tiefsten Wurzeln geschlagen im geweihten Boden dieses Inselreiches, dem Heimsitz einst der Götter und heute noch der Kami, der Geister und auch Ahnen des Volkes.

¹⁾ Pharaos ist bekanntlich in ägyptischen Lauten die gleiche Bezeichnung; vgl. auch den Ausdruck „Hohe Pforte“ in der Türkei.

Bibi, der Hlubihäuptling und meine Berührungen mit ihm.

Von Missionsdirektor Budmer in Herrnhut.

(Schluß.)

II.

Die schönen Tage in Tinana waren zu Ende; auch die an eigentümlichen, erfreulichen und hie und da auch minder erfreulichen Erfahrungen reiche Zeit des Aufenthaltes in Bethesda lag hinter uns, und wir — Superintendent Padel und ich — ritten von Emtumasi, dem Ort, wo Meyer, der erste Missionar in dieser Gegend, in Höhlen und Klüften gehaust hatte, auf Ezincuka, die Residenz des Häuptlings Bibi zu. Indem wir die Höhe erkletterten, auf welcher die Grenze von Bibis Land liegt, fiel uns auf, daß plötz-

lich zwei berittene Kaffern, die vorher still dort gehalten, in wildem Galopp zurückritten. Wie sich später herausstellte, waren es zwei von Bibi ausgesandte Boten, die unsere Ankunft rechtzeitig melden sollten.

Die Höhe ist erreicht, da hält an der Grenze seines Landes ein von Bibi abgesandter Trupp von, irre ich nicht, sieben Reitern, vorne an der Lehrer, der uns mit einer wohlgefügten Rede im Namen des Häuptlings willkommen heißt. An der Spitze dieser Schar setze ich meinen Weg fort, um nach einer Viertelstunde eine zweite Überraschung zu erfahren. Wir haben

uns einem sogenannten „Klippranz“ genähert, einer Reihe verschieden geformter Felsen, da tritt plötzlich hinter denselben Zibi selbst hervor an der Spitze von 20 bis 30 Mann. Sie sind sämtlich abgestiegen, führen jeder sein Pferd am Zügel hinter sich und marschieren in einer langen Front. Mit lautem „Hipp, hipp, hurrah“ werde ich empfangen, und der Häuptling begrüßt mich beim Eintritt in sein Land, mir Gottes Segen wünschend. Zur Rechten Superintendent Padel, zur Linken Zibi,



J. Makin und Frau.

hinter uns die 30—40 berittenen Mannen, so geht es weiter auf Ezincuka zu.

Noch sind wir nicht am Ende der Aufmerksamkeit Zibis. Auf der letzten Höhe vor Ezincuka wartet die ganze Schule und ein großer Teil der Gemeinde auf uns, und als wir uns nähern, ertönt ein hübsch gesungener Choral zur Begrüßung. Und nun hinunter nach Ezincuka, wo der übrige Teil der Gemeinde, an ihrer Spitze der eingeborne Geistliche Joh. Makin, uns ebenfalls mit Gesang begrüßt. — Jedenfalls hat Zibi das seine gethan, um mir

beim Einzug in sein Land die gebührende Ehre zu erweisen.

Selbstverständlich sprach ich nicht nur meinen Dank aus, sondern kündigte ihm zugleich für den Nachmittag meinen feierlichen Besuch an. Denselben führte ich denn auch zur angegebenen Zeit in Begleitung zweier Missionare aus. Zibis Kraal liegt ungefähr eine Viertelstunde von den Stationsgebäuden entfernt und läßt sofort erkennen, daß der Bewohner nicht nur ein Häuptling, sondern vor allem ein christlicher Häuptling ist, der auf Ordnung und Zucht hält und auch von Christentum und Kultur in mancherlei Weise beeinflusst ist. So ist seine Hütte groß, geräumig, hat nicht nur eine Thür, wie die meisten Kafferhütten, sondern auch Fenster, und ist mit mancherlei kleinen Bequemlichkeiten (z. B. Bänken), die anderen Kafferhütten fremd sind, ausgestattet. Hier und da stehen auch einige hübsche, europäische Gerätschaften, namentlich einiges Geschirr. Wie in solchen Fällen üblich, wenn es eine Bewillkommung, eine Ratssitzung oder des etwas gilt, ist der Häuptling nicht allein, sondern von seinen Ratsmännern umgeben. Auf einer Seite sitzen sie, auf der andern wir.

Zunächst folgt meinerseits die feierliche Begrüßung sowie der Ausdruck meines Dankes für den so freundlichen Empfang in seinem Lande. Beides wird in längerer, wohlgeordneter Rede beantwortet und mir mit ausgesuchter Höflichkeit ausgesprochen, wie mein Besuch sie ehre. Man soll nur nicht meinen, daß die Kaffern etwa unhöflich oder ohne feine Formen sind. Bei aller Naturwüchsigkeit, die namentlich in einer unverschämten Bettelei bis zum Häuptling hinauf sich oft sehr drastisch offenbart (bei Zibi habe ich das allerdings nie erlebt), fehlt ihnen doch eine gewisse natürliche und angeborene Höflichkeit nicht, und sie haben sehr bestimmte Regeln der Etikette, die peinlich beobachtet werden müssen. Ihre geschmeidige und bilderreiche Sprachweise, ihre wirklich schönen Gesten und Bewegungen, die die Rede begleiten, verleihen dieser Etikette einen eigentümlichen Reiz. Nun ist die Reihe zu sprechen an mir, und ich hebe also an:

„Zibi, ich bin in dein Land gekommen und habe doch nichts in meiner Hand, das ich dir schenken könnte. Wohl weiß ich,

daß es sich nicht ziemt, eines großen Häuptlings Land zu betreten mit leeren Händen. Aber ich habe nicht gewußt, was Zibis Herz erfreut, darum habe ich gedacht: du wirst nichts mit dir nehmen, sondern Zibi soll dir sagen, was sein Herz erfreut, das sollst du ihm geben. Nun sage mir, was du wünschst, was dein Herz erfreut.“

Selbstverständlich folgte zunächst eine energische Zurückweisung eines Geschenkes und die Versicherung, daß er von mir nichts erwarte. Doch ließ er sich auf meine wiederholte Bitte bewegen, in eine nähere Überlegung dieser Angelegenheit einzutreten. In derselben nahmen natürlich seine Ratsmänner lebhaften Anteil. Hin und her ward überlegt, ein Wunsch nach dem andern geäußert und wieder verworfen, bis endlich die allgemeine Ansicht dahin ging, er solle sich „etwas, das Musik mache“, erbitten. Diesen Wunsch zu erfüllen war ich gern bereit, und nun erfolgte seitens des Häuptlings die Gegengabe, wie üblich, in der Gestalt eines Hammels, der alsbald zur Missionsstation gesendet und dort geschlachtet wurde; bestimmte Stücke Fleisch werden aber stets an den Schenkenden zurückgegeben.

Der oben genannte Wunsch Zibis möchte vielleicht manchen befremden, er wird aber erklärlich, wenn man sieht und hört, wie musikalisch veranlagt die Kaffern sind. Übrigens ließ er mir, nachdem ich schon das Kafferland verlassen hatte, durch einen Missionar folgendes schreiben: „Als du mich bei deinem Besuch fragtest, was für einen Wunsch ich habe, da war es dunkel um mich, die Frage kam mir zu unerwartet, und so habe ich nichts Rechtes zu nennen gewußt. Nun ist es Tag geworden, und ich bitte dich jetzt um ein Seminar für meine jungen Leute und um einen Kaufladen; ich traue den Kaufleuten nicht und will für mein Volk einen christlichen Kaufmann haben, der keinen Branntwein verkauft.“

Zeigen diese Wünsche nicht das für das sittliche und christliche Wohlergehen seines Volkes besorgte Herz des Häuptlings? Den ersten Wunsch, ein Seminar zu erhalten, hoffen wir ihm noch erfüllen zu können, die letztere Bitte, einen christlichen Kaufmann zu senden, zu erfüllen hat sich für uns leider als unmöglich erwiesen, weil ungemein hohe Geldmittel angewendet

werden müßten, wollte man in eine Aussicht auf Erfolg bietende Konkurrenz mit den dort schon ansässigen englischen Kaufleuten treten.

Beiderseitig, glaube ich, von unserer Unterredung befriedigt, trennten wir uns.

In den Tagen, die ich in Ezincuka verlebte, hatte ich noch mannigfache Gelegenheit, mit Zibi in Berührung zu treten und noch tiefere Einblicke in sein Herz und seinen Charakter zu thun. ... Vor die sonst sehr ansprechende Grundsteinlegung der neuen Kirche in Ezincuka, an der selbstverständlich Zibi regen Teil nahm, nichts besonders Interessantes in Bezug auf seine Person, so erlebte ich umso mehr davon bei der Konferenz der sämtlichen eingebornen Geistlichen und Missionsgehilfen, die ich in diesen Tagen abhielt. Hier kam recht die echte „Kaffernatur“ zum Vorschein, die nun einmal gerade und klare, aufs Ziel losgehende Verhandlung nicht liebt, ja für nicht höflich und angemessen hält, sondern in Bildern, Umwegen und Andeutungen, dem Europäer oft unverständlich, sich gefällt. Mitten in der Unterhandlung erhob sich der Häuptling und bat um das Wort. Und nun entwickelte sich etwa folgende Verhandlung:

Zibi: „Ich hungere, ich bin schwach, ich bin dünn, ich bin wie ein Kind, das von der Mutter Brust losgerissen ist, ich gehe dahin und weine und kein Vater, keine Mutter tröstet mich.“

Ich: „Zibi, ich verstehe dich nicht. Du bist groß und stark und hast zu essen und zu trinken. Auch sehe ich nicht, daß du Leid trägst, und warum sollst du allein und verlassen sein unter deinen Brüdern?“

Zibi: „Mein Herz hungert, mein Herz ist schwach, ist dünn und trägt Leid, denn ich habe keinen geistlichen Vater mehr.“

Ich: „Zibi, ich verstehe dich noch nicht und weiß nicht, warum du so sprichst.“

Zibi: „Ich habe den Lehrer Padel in Tinana gehabt lange Jahre; er ist mein Vater und meine Mutter gewesen. Dann habt ihr ihn uns genommen, und ich bin seitdem verwaist.“

Ich: „Sieh, lieber Zibi, wir haben viele Kinder (Gemeinen) im Kafferlande, nicht nur Tinana. Als nun der Vater dieser Kinder (der frühere Superintendent)

krank wurde und nach Hause mußte, brauchten wir einen neuen Vater, und das mußte Padel sein, der diese Kinder alle kannte, ja einige groß gezogen hat. Um der Vater vieler Kinder sein zu können, mußte er aber Tinana verlassen und nach Silo ziehen.“

Zibi: „Ja, er ist dick geworden und ich dünn; er hat viele Kinder erhalten, ich aber bin beraubt.“

Ich: „Das ist nicht recht, Zibi, wir haben dir nach Tinana Missionar Hasting gesendet, wir haben Ezincuka gegründet und dir Johannes (den eingebornen Geistlichen) gegeben. Sie werden traurig sein und weinen, denn sie müssen denken, du willst sie nicht, achtest und liebst sie nicht.“

Zibi: „O nein, das können sie nicht denken!“

Jetzt beteiligte sich auch Superintendent Padel an der Unterhaltung und suchte den Häuptling ernst darauf aufmerksam zu machen, daß er unrecht habe. Umsonst, und fast unmutig schloß ich die Sitzung.

Raum aber hatte ich die Kirche, in welcher die Konferenz stattfand, verlassen, als Zibi sich an Missionar Hasting und Johannes mit den Worten wandte: „Ihr müßt nicht denken, daß ich euch nicht achte und liebe. Nein, im Gegenteil, weil ich dies thue, habe ich also gesprochen. Seht, wenn ein solcher „großer Lehrer“ zu uns kommt, so ruft er alle Missionare zusammen und sagt: du gehst dahin und du gehst dorthin! So wird er es auch machen und euch mir fortnehmen, und ich will, ihr sollt bleiben. Ich habe ihm nur Angst machen wollen, daß er nicht wieder meine Lehrer mir wegnehme; denn sieht er, wie mir Padel's Abruf zu Herzen gegangen ist, so wird er denken: Ich will Zibi nicht noch einmal betrüben.“

Er hat seine beiden Missionare behalten, aber dieses Ergebnis hätte er auf einfachere Weise erreichen können; jedoch kasserische Denk- und Sprechweise ist eben anders, wie unsere, und, wie das Sprichwort sagt: „Jedes Tierel hat sein Manierel!“

Von besonderer Art war die Sonntagspredigt, der Zibi selbstverständlich und zwar leuchtenden Angesichtes bewohnte. Da die alte Kirche viel zu klein war, um die Menge der Herbeigeströmten zu fassen, andererseits aber zu der neuen erst der

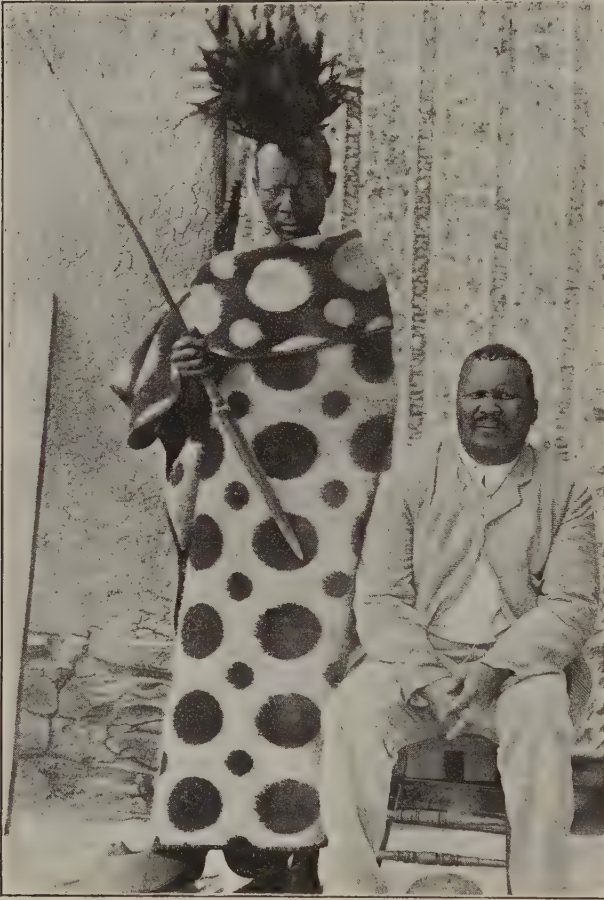
Grundstein gelegt war, so blieb nichts anders übrig, als die Predigt im Freien zu halten. Auf der Stufe des Missionshauses stand ich als Prediger, neben mir auf einer umgestürzten Kiste Superintendent Padel als Dolmetscher, auf einer Bank an meiner anderen Seite saß der Häuptling mit den Kirchenältesten. Vor und auf der sanft sich hinabneigenden Berglehne saß, lag und stand auf und unter den dort ausgespannten Ochsenwagen, den Felssteinen und auf dem Rasen die lauschende Menge, die sich auf alle mögliche Weise vor der leuchtend und fast sengend strahlenden Sonne zu schützen suchte. Ich dachte unwillkürlich an die Bilder von der Bergpredigt, die eine ähnliche Darstellung geben; freilich die Ochsenwagen gaben dem Gemälde ein eigentümliches, afrikanisches Gepräge.

Für diesen Sonntag hatten wir Zibi zum Mittagessen eingeladen, und das kann ich auf Grund eigener Anschauung bezeugen, daß ein rechter Kasser, wie Zibi, einen gesegneten Appetit hat, der sich mit Vorliebe auf Fleisch richtet.

Nach dem Mittagessen kam er ins Erzählen, vornehmlich seiner Kriegsthaten. Da ward er ganz lebendig, und ich hatte wieder Gelegenheit, die natürliche Beredsamkeit und die schönen Gesten, von denen die Rede begleitet war, zu bewundern. Zibi ist ein rechter Kriegsmann und auch vom geistlichen Leben sagt er: „Friedenszeiten sind Zeiten des Schlafes, im Kriege da bin ich wach!“

Aus seinen Erzählungen hebe ich nur eine hervor, die mir besonders eindrucklich ist. Er war mit seinen Mannen zu einem andern Häuptling gestoßen, mit welchem gemeinsam er den Bassuto Widerstand leisten wollte. Da fing jener andere Häuptling mit seinen Leuten an, „Medizin zu treiben“, d. h. mit allerlei Zaubereien und Beschwörungen sich stich- und hiebfeist zu machen. Zibis Mannen, zum großen Teil noch Heiden, begehrten dasselbe thun zu dürfen. Doch der Häuptling wies ihr Unsinnen zurück mit den Worten: „Ihr thut nichts dergart, meine Medizin ist Gott!“ Nun begannen aber jene andern Zibis Leute zu verspotten und zu höhnen: „Ihr seid keine Männer, ihr seid Kinder, Feiglinge seid ihr!“ Zibis Leute murren und verlangen dringlicher, Medizin treiben

zu dürfen. Vor ihrer Front aber hält Zibi auf seinem Pferd und bleibt bei seinen Worten: „Ihr thut nichts derart, meine Medizin ist Gott, und ich bin Zibi Sidinane (sein voller Name), euer Häuptling!“ — Unwillig und innerlich voll Zorn müssen jene sich fügen, denn vor seinem Häuptling hat der Kaffer Achtung.



Alpande in Kriegerrüstung und Busch.

Da stürmen die Feinde herbei. Jene durch „Medizin“ gefeierte Schar wirft sich ihnen entgegen, wird geschlagen und muß in wilder Flucht sich zurückziehen. Zibi, der entfernter gewesen, greift in den Kampf ein. Mit einer an Zahl dem überlegenen Feind in keiner Weise gewachsenen Mannschaft treibt er nicht nur den Feind zurück, sondern nimmt ihm die gesamte Beute und die eigenen Viehherden ab. Und dies

alles mit dem Verlust von, irre ich nicht, drei Mann, während die „Medizinleute“ einen beträchtlichen Verlust an Menschen erlitten hatten. Seit der Zeit steht Zibis Medizin doch in Ehren, und Zibis Gott genießt auch unter den Heiden Achtung als ein Gott, der da helfen kann. Es wäre so übel nicht, wenn mancher abergläubische Christ von Zibi lernte, in Wort und That zu bezeugen: Meine Medizin ist Gott!

Die Stunde des Scheidens war gekommen, ich glaube, uns allen zu früh. Verwundert war ich und, offen gesagt, etwas enttäuscht, als Zibi einen sehr schnellen und nach meinen Gefühlen unsern bisherigen, herzlichen Berührungen nicht ganz entsprechenden Abschied machte. Aber siehe da! ich hatte ihm unrecht gethan. Als wir nach mehrstündiger Fahrt mit dem Ochsenwagen nach Mount Fletcher kamen, da hielt mitten auf dem Platz Freund Zibi, der ausdrücklich, um noch einmal Abschied nehmen zu können, den weiten Ritt gemacht. Und diesem letzten Abschied mangelte es nicht an Herzlichkeit. Mit den Worten: „Ich weiß, wie du bist, meine Augen haben dich gesehen, und ich werde dich oben wiedersehen,“ reichte er mir zum letztenmal die Hand.

Neulich erhielt ich von einem Missionar im Kafferlande einen Brief, in dem er schrieb: Ich stand mit Zibi an der offenen Thür,

und sein Auge schweifte über die Berge hin. Wir sprachen miteinander von dir. Da sagte Zibi: „Wenn ich doch ein Vogel wäre, ich flöge zu ihm. Ja, wenn es eine Eisenbahn nach Europa gäbe, so würde ich zu ihm fahren. Da ich aber schon alt bin (etwa 60 Jahre), wage ich die Seereise auf einem Schiffe nicht. Aber, ich weiß, er hat uns wirklich nicht vergessen, er denkt an uns, ja gewiß, er denkt an uns.“

Ja sicherlich, Freund Zibi, du bist nicht vergessen und oft wandern meine Gedanken noch zu dir, und gar manchmal denke ich deiner auch vor dem Throne aller Gnade. Dort aber seh'n wir uns wieder,

stellen. Da haben wir den schwarzen Geistlichen Johannes Rafin mit seinem Weibe. Welch ein Gegensatz zwischen diesen zwar nicht schönen, aber würdigen Gesichtern und den heidnischen Häuptlingen Bubesi und Alpande; ihnen guckt noch die ganze, wilde Rassenatur aus den Augen.



Schulkinder in Bethesda.

wo eine Farbe und eine Sprache ist, ein Hirt und eine Herde!

Herr Missionsdirektor Buchner hat uns zur Illustration seiner Erzählung einige Originalphotographien zur Verfügung gestellt, welche charakteristische Typen aus dem Hlubilande dar-

Und das Schulbild, welche Fülle von Geist und Leben, diese strahlenden Gesichter, diese glänzenden Zähne — und dabei doch wieder welch ein Abstand zwischen diesen Rassen Gesichtern und dem zarten, durchgeistigten Gesicht des Missionarstochterleins, das am Rande des Bildes verfohlen unter dem Arm ihres Vaters hervorlugt!

C. Buchner, Acht Monate in Südafrika.)

Am Eingange dieses Blattes erzählte uns Herr Missionsdirektor Buchner eine Episode aus seiner achtmonatlichen Visitationsreise in Südafrika. Hier haben wir seinen ganzen Visitationsbericht vor uns. Das ist aber keineswegs ein steifes, offizielles Aktenstück, sondern es ist durchweg eine fesselnde, anschauliche Erzählung mit frischem, liebenswürdigem Verständnis für Südafrika und seine Bewohner. Wir

glauben unsere Leser nicht besser zur Lectüre dieses schönen Buches einladen zu können, als wenn wir einen kurzen Abschnitt daraus, eine Probe gleichsam, hier abdrucken. Es ist eine kleine, anspruchslose Geschichte, aber gewiß wert, daß man sie liest und sich daran erbaut.

Da sitzen eines Tages plötzlich vor der Thür des Hauses Br. Bauderts zwei Raffern, ein alter und ein junger. Beide sind in rote Decken gehüllt und zeigen dadurch, daß sie noch Heiden sind. „Was wollt ihr?“ redet der Missionar sie an. Da

¹⁾ C. Buchner, Acht Monate in Südafrika. Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeine. Gütersloh, Bertelsmann. Broschirt 1,60 M.

begann der Alte: „Hier bringe ich meinen Sohn, er will lernen.“ — „Nun, und du willst nicht lernen?“ fragte ihn Br. Baudert. „Nein,“ sagte er, „ich bin zu alt, ich lerne nicht mehr. Aber mein Sohn ist jung, der soll lernen.“ — Nun wandte sich Br. Baudert an den Jüngeren und fragte ihn: „Was willst du denn lernen?“ — „Ich will lernen, was du in der Schule lehrst,“ lautete die Antwort. „Wo kommst du her?“ — „Vom Umyoloberge.“ — „Warum willst du das Wort lernen?“ — „Ich weiß es nicht, aber mir sagt das Herz: Gehe nach Baziya und lerne!“ — „Und warum kommst du gerade hierher nach Baziya? Der Ort, wo du wohnst, gehört ja zum Arbeitsfeld des englischen Missionars.“ — „Mein Herz sagt mir: gehe nach Baziya!“ Nun ergaben weitere Fragen, daß er 23 Jahre alt, verheiratet war, aber nur eine Frau hatte und ein Kind.

Wunderbar berührte und ergriff diese ganze Sache unsern Br. Baudert. Er hat eine schwere Arbeit unter dem Tembuvoik, und oft sieht er lange Zeit hindurch wenig Erfolg. Hier trat ein Tembu vor ihn hin, der nicht durch Menschen gerufen war; er war unmittelbar vom Geiste Gottes ergriffen und wollte lernen.

Und in der That nun setzte sich der fremde junge Mann auf die Schulbank, ja zuerst auf die unterste Bank zu den allerkleinsten Schülern. Aber er lernte fleißig und überflügelte bald seine Genossen. Ja, er scheute auch nicht den weiten Weg zur Schule. Täglich hatte er 2—3 Stunden am Morgen zu reiten und dann am Nachmittag denselben Weg zurückzulegen. Er scheute auch nicht den Spott seiner Landsleute, denn ihn trieb das Herz. Und als er lesen gelernt hatte, da forschte er selbständig in der Schrift, dann nahm er am Taufunterricht teil, und nach zwei Jahren hatte Br. Baudert die Freude, ihn taufen zu können.

Aber nun war Elias — diesen Namen hatte er in der Taufe empfangen, sein Familienname war Mzuku — nicht zufrieden damit, für sich selbst das Heil gefunden zu haben. Er wollte, und dazu drängte ihn wieder sein Herz, dieses Heil auch anderen verkündigen. Auf der Hoch-

fläche des Umyoloberges, wo noch die Nacht des Heidentums herrscht, ging er von Kraal zu Kraal und predigte, was er wußte. Er redete von dem, was er in der Schrift gelesen und was er in seinem Herzen erfahren hatte.

Als ich auf meiner Visitationsreise nach Baziya kam, erschien auch Elias und verjämte keinen der dort gehaltenen Gottesdienste trotz der weiten Entfernung. Eines Tages blieb er nach dem Gottesdienste zurück und verlangte mich zu sprechen. „Großer Lehrer,“ begann er, „Elias will lernen.“ — „Du hast ja gelernt,“ sagte ich, „was willst du denn noch lernen?“ — „Elias weiß nicht genug,“ antwortete er, „sein Kopf ist dumm, und wenn er predigen soll, so hat er vieles vergessen. Elias will noch mehr von Jesus und seinem Wort wissen, damit er es andern sagen kann.“ So ward denn verabredet, daß er jeden Sonnabendnachmittag kommen solle, um bei Br. Baudert einen besonderen Unterricht zu empfangen, der ihn befähigte, am nächsten Sonntag seinen Landsleuten das Wort zu sagen. Das hat er seither gethan, und mit Andacht und großer Aufmerksamkeit folgt er dem Unterricht. Br. Baudert schreibt von diesen Unterrichtsstunden: „Sein Gesicht verklärt sich und sein Auge leuchtet, wenn ich ihm die Wunderwege Gottes, die verlorene Menschheit zu erlösen, klar zu machen suche.“

Zum Schluß noch ein Brief, den Elias kürzlich an mich schrieb, ein Dankschreiben für ihm gesandte biblische Bilder, die er bei seiner Evangelistenthätigkeit verwerten soll. Seine Zeilen lauten in wortgetreuer Übersetzung:

„Ich danke dir, Freund der Gemeinde, und wir alle, welche dem Gesetz Christi unterthan sind, danken für die Bilder. Möchte ich dein Zweig sein, du mein Lehrer! Ich sagte, da ich diese Zeichen deiner Güte empfing: Ich, Elias Mzuku, bin groß in Freude! die Bilder sind Zeichen deiner großen Güte gegen unsre Brüder, die noch in der Finsternis sind. Und diese Zeichen erinnern mich, daß auch ich mich mühen soll das Wort zu verkündigen. Ich bin noch gesund. Ich bin Elias Mzuku. Ich grüße den großen Lehrer.“

Vom großen Missionsfelde.

Nachrichten aus Ostafrika.

Die Heuschreckenplage. Unsere Kolonie Deutsch-Ostafrika ist 1894 von einer schweren Heuschreckenplage heimgesucht. Missionar Kraemer in Tanga schildert dieselbe sehr anschaulich: „Eines Tages kam ich aus dem Zimmer und sah, wie die Luft von Heuschrecken erfüllt war. Mit Sturmesbrausen zogen sie einher. Das Tageslicht wurde von den großen, dicken Scharen in Dämmerung gehüllt. Bei einem Gang nach dem Zollamt mußte ich mir den Weg mit dem Stock erkämpfen, so dicht saßen und flogen sie allenthalben umher. Bald hatten sie die Palmen besetzt. Die Zweige neigten sich unter der schweren Last, die auf ihnen lag. Ich ging nach Hause und sah unsere Maispflanzung; da waren nur noch die Stengel, die wie Besenstiele dastanden. In einer Zeit von 20 Minuten war alles fahl gefressen. Und welche Verwüstung unter den Palmen! Nur noch die Rippen der mächtigen Zweige wiesen traurig in die Luft. Ebenso fahl und traurig sahen die Bananen aus.“

Leider blieb es nicht bei dem einen Heuschreckenzuge, sondern die Plage kehrte dreimal wieder, so daß alle Pflanzungen der Eingeborenen fahl gefressen waren, und alle Hoffnung auf Ernte vernichtet wurde. Eine Hungersnot war unvermeidlich. Schon wenige Wochen nach den Heuschreckenzügen schrieb Missionar Greiner von der weiter landeinwärts gelegenen Station Kisserawe: „Klein und groß drängt sich schon jetzt zur Arbeit. Bis zu dreißig und vierzig muß ich täglich wieder wegschicken, weil ich nicht alle beschäftigen kann. Den im Gebüsch wohnenden Glenden werden wir freilich nicht allen Hilfe bringen können. Aber was noch jung und rüstig ist, wird sich wohl auf die Beine machen und Verdienst suchen. Ob sie ihn immer finden werden? Und wie manch' armes, schwaches Kind, wie mancher gebrechliche Alte, wie manches Mütterlein wird im Busch verhungern müssen, wenn wir sie nicht auffuchen und ihnen Hilfe bringen.“

Die Missionsfreunde in Deutschland und England sind nicht müßig gewesen; sie haben bedeutende Geldsummen zusammengebracht, haben dafür in Sansibar mehrere Schiffsladungen Reis gekauft und

dieselben nach den Missionsstationen in den Hungerbezirken befördert. Hoffentlich gelingt es ihren edlen Bemühungen, das Leben des darbenenden Volkes zu erhalten, bis im Februar (1895) durch die Winterregen die erste neue Ernte reif geworden ist. Nachr. aus der Ostafr. Mission.

Die Leipziger Mission am Kilimandscharo. Im Jahre 1893 ist eine neue, die Leipziger Missionsgesellschaft in die Missionsarbeit in Deutsch-Ostafrika eingetreten. Sie hat ihre erste Station am Kilimandscharo in der Landschaft Madischame im Oktober 1893, die zweite Station in der Landschaft Mamba im Juli 1894 gegründet. Die landschaftliche Scenerie ist überwältigend großartig, besonders am Morgen, wenn die ersten Sonnenstrahlen den schneegebleichten Scheitel des Kibo erleuchten und gleichzeitig die Spitzen des wildzerklüfteten Kimawenzi vergolden. Unten wallen dichte, milchweiße Nebelmassen über der wildreichen Massaiebene; in südöstlicher Richtung heben sich die scharfen Conturen des prächtigen Ugeno Gebirges vom Horizonte ab, während im Westen die unvermittelt aus der Ebene aufsteigende Riesepyramide des etwa 4500 Fuß hohen Meru Berges in die Wolken ragt.

Evangel.-luth. Missionsblatt.

Die englische Universitäten Mission. Die älteste evangelische Mission in unserer Kolonie ist die englische Universitäten Mission; sie arbeitet schon seit 1867 in Usambara und am Rovuma. Diese Mission ist im Jahre 1894 von schweren Verlusten heimgesucht. Früher hatte die Leitung derselben allein in den Händen des Bischofs Smythies gelegen. Da sich aber die Arbeit immer weiter ausdehnte und sich von der Insel Sansibar bis zum Njassa-See erstreckte, ging die Leitung und Beaufsichtigung über eines Mannes Vermögen. Die Mission wurde deshalb in zwei Bischofssprengel zerlegt; Bischof Smythies sollte die Insel Sansibar und die Stationen im deutschen Schutzgebiete behalten; für den Njassa sollte ein neuer Bischof ernannt werden. In weniger als 6 Monaten wurde von den englischen Freunden dieser Mission die bedeutende Summe von 220,000 Mark aufgebracht, um das neue Bistum zu

fundieren. Ein geeigneter Mann wurde in der Person des Geistlichen Wilfrid Hornby gefunden. Im Juni 1893 kam dieser mit einem Stabe von sieben neuen Missionaren in seinem Sprengel am Njassa an. Binnen Jahresfrist ist von dieser ganzen Missions-

England zurückgekehrt, und es ist ihnen die Aussicht abgeschnitten, je wieder auf ihr Arbeitsfeld zurückzukehren. Bischof Hornby hat das Bischofsamt niedergelegt.

Während so das Fieber die Reihen der Arbeiter am Njassa lichtet, riß der Tod



Bischof Smythies. (Nach einer Photographie der Herren Elliot und Fry, London.)

gesellschaft kein einziger mehr auf dem Missionsfelde. Drei von den jungen Missionaren sind dem feuchtheißen Fieberklima zum Opfer gefallen; die vier andern und der Bischof Hornby sind mit geschwächter oder zerrütteter Gesundheit nach

auch in Sansibar und Usambara drei von den Krankenpflegeschwestern der Mission hinweg. Bischof Smythies selbst war auf das äußerste erschöpft und suchte auf einer Seereise nach Aden Erholung von einem schweren Fieberanfälle. Aber unter-

wegs erlag auch er dem Fieber und der Entkräftung, er starb auf hoher See am 7 Mai 1894 und fand sein Grab in den Wogen des Indischen Ozeans. Bischof Smythies hat zehn Jahre lang mit unermüdlichem Eifer und großem Geschick das Missionswerk in Sanibar und in

Deutsch-Ostafrika betrieben; wir Deutsche schulden ihm den Tribut der Hochachtung vor seiner Frömmigkeit und Charakterfestigkeit. Der schwer heimgesuchten Universitäten-Mission aber wolle Gott in Deutsch-Ostafrika und am Njassa neue, tüchtige Leiter und Bischöfe schenken. Central-Afrika.

Bücherbesprechungen.

D. Grundemann, Missionsbilder mit Versen. Herausgegeben von der brandenburgischen Missionskonferenz im Verlag der Berliner (I) Missionsgesellschaft. Preis 1 Gr. 5 Pfg.; 100: 4 M.; 200: 7,50 M.; 350: 12,50 M.; 1000: 32 M. — Als zuerst die Idee dieser Missionsbilderbüchlein bekannt wurde, sah man denselben allgemein mit Spannung entgegen. Als die ersten Hefte erschienen, waren nicht alle davon befriedigt. Es war noch nicht möglich gewesen, für den ungemein niedrigen Preis die Farben der Bilder tadellos herzustellen. D. Grundemann hat sich dadurch nicht irre machen lassen, unermüdlich an der Verbesserung der Verse und der Bilder weiter zu arbeiten. Jedes der folgenden Hefte ist ein bedeutender Fortschritt; die eben jetzt erscheinenden Hefte 5 und 6 (Grönland und Kamerun) sind zum großen Teil bereits ganz vortrefflich und haben den vollen Beifall sachkundiger Autoritäten gefunden. Die besten Kritiker solcher Kinderschriften sind die Kinder selbst. Ich habe auf mehreren Missionspredigtreisen Hunderte dieser kleinen Bilderbüchlein mitgeführt. Ich muß gestehen, sie waren fast immer die begehrtesten Missionschriften; die Kinder rissen sich ordentlich darum. Wenn ich am Schluß des Missionsgottesdienstes vielleicht drei oder vier von den Heften an Kinder vertheilt hatte, kamen hernach die andern Kinder noch stundenlang in das Pfarrhaus, um sich auch solche hübschen Bilderbücher für 5 Pfg. zu kaufen. Aus dieser Erfahrung heraus kann ich die Verteilung und den Vertrieb derselben besonders in Landgemeinden und für Kinder unter zehn Jahren sehr warm empfehlen. Man wird den Kindern unter allen Umständen eine große Freude damit machen.

Allgemeine Länderkunde von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Leipzig, Bibliogr.

Institut. Bd. I. Afrika. In Halbleder gebunden 12 M. Bd. II. Asien. In Halbleder gebunden 15 M. Bd. III. Amerika. In Halbleder gebunden 15 M. — Es ist sehr erwünscht, daß jedem Leser der Missionsberichte eine allgemeine Belehrung über die Beschaffenheit, die Produkte, die Geschichte und die politischen Verhältnisse der Länder zu Gebote stehe, von denen er in den Missionsberichten liest. Es ist für ein Missionsblatt unmöglich, alle diese für ein eindringendes Verständnis unentbehrlichen geographischen und ethnographischen Nachrichten in der erforderlichen Ausführlichkeit und Übersichtlichkeit zu bringen. Wir müssen diese Kenntnisse voraussetzen. Leider ist der geographische Unterricht, den wir auf den Schulen genossen haben, nicht gründlich genug, um uns nach dieser Seite hin eine genügende Ausrüstung mitzugeben. Außerdem hat die Geographie in den letzten Jahrzehnten so große Fortschritte gemacht, daß es einem Laien fast unmöglich ist, auf dem Laufenden zu bleiben. Da bietet das vorstehend angezeigte Werk eine ausgezeichnete Ergänzung dieser gewiß vielfach schmerzlich empfundenen Lücke. Die einzelnen Bände dieser Sievers'schen Länderkunde sind unabhängig voneinander, man kauft jeden Band für sich; jeder ist ein sich abgeschlossenes Ganze. Aber der innere Aufbau ist in allen Bänden im wesentlichen der gleiche. Jeder Band zerfällt in zehn Abschnitte. Nach einem einleitenden Kapitel über die Entdeckungsgeschichte schildern das zweite, dritte und vierte Kapitel die Oberflächengestalt und die klimatischen Verhältnisse des Erdteils. Hierauf werden in den folgenden drei Kapiteln die Pflanzenwelt, die Tierwelt und die Völkerkunde besprochen. Die letzten drei Kapitel sind speciell den politischen Verhältnissen gewidmet. Von besonderem Werte sind die

vorzüglich und mit großer Sorgfalt ausgewählten Illustrationen, welche jeden einzelnen Band zu einem wirklichen Kunstwerk machen. Die Verlagsbuchhandlung ist unsrer Bitte bereitwilligst entgegengekommen und hat uns gestattet, unsern Lesern in der ersten und einigen der folgenden Nummern unsers Blattes einige Bilder aus diesem schönen Werke vorzuführen. Wir möchten dieselben dadurch in den Stand setzen, sich selbst ein Urteil über dasselbe zu bilden. Weihnachten steht vor der Thür, ein Band dieser Länderkunde würde gewiß vielen Freunden der Mission und der Kolonien eine wertvolle Überraschung sein. R.

Briefkasten.

Lieber Freund! Gestatten Sie, daß ich Ihre Anfrage hier beantworte, da ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß dieselbe von allgemeinem Interesse ist. Sie wünschen in kurzen Zügen eine Orientierung über die Literatur der Berliner (I) Missions-Gesellschaft. Die Antwort hängt wesentlich davon ab, zu welchem Zweck Sie diese Literatur gebrauchen wollen.

Zur schnellen Orientierung über jedes einzelne Missionsgebiet und jede Station ist ausgezeichnet geeignet D. Kroghens kurze Geschichte der Berliner Mission, welche 1893 in vierter Auflage erschienen ist. Dieses Buch sollte in keinem Hause, sondern in keinem Pfarrhause, fehlen, wo ernstlich für diese Mission gearbeitet wird. Es ist aber nicht gerade eine leichte Lektüre, sondern erfordert ernstes Studium. Das eigentlich grundlegende Werk zur Geschichte der Berliner Mission ist das große sechsbändige Werk des kürzlich verstorbenen Missionsdirektors D. Wangemann; es ist die größte Monographie, die bisher in Deutschland über eine einzelne Mission erschienen ist. Da der letzte Band derselben bereits im Jahre 1877 erschienen ist, und, Gott sei Dank, die Berliner Mission in den seither verfloßenen 17 Jahren ganz bedeutende Fortschritte gemacht hat, so muß man D. Wangemanns Werk durch die Jahresberichte ergänzen, um ein vollständiges und zutreffendes Bild von dieser reich gegliederten Mission zu gewinnen. Auch die beiden Reiseverle, in welchen D. Wangemann die Ergebnisse und Erfahrungen seiner zwei Expositionsreisen durch das südafrikanische Missionsgebiet geschildert hat: „Ein Reisejahr in Süd-Afrika 1888“ und „Ein zweites Reisejahr in Süd-Afrika“ sind als Ergänzung des Hauptwerkes noch immer wertvoll; dabei ist besonders das erste so fesselnd geschrieben, daß es eine wirklich genussreiche Lektüre bietet. Wenn Sie dagegen Stoff zum Vorlesen im Familienkreise oder in Missionsvereinen suchen, so möchte ich Ihre Aufmerksamkeit in erster Linie auf drei Bücher richten, welche als Perlen unrer deutschen Missionsliteratur bezeichnet zu werden verdienen. Es sind die beiden Bücher von Merensky, „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Süd-Ost-Afrika“ und „Deutsche Arbeit im Niasaland, Deutsch-Ost-Afrika“, und die reizende Selbstbiographie „W. Woffel, der Kaffernmissionar“. Auch die sehr reichhaltige Traktatlitteratur der Berliner Mission enthält einige ausgezeichnete Miniaturbilder, an denen sich das Herz erquicken kann. Vergessen Sie übrigens vor allem die Berliner Berichte nicht.

Inhalt: Richter, Deutsche Arbeit am Niasa in Deutsch-Ostafrika. — Dalton, In einem Schinto-Tempel in Japan (Schluß). — Buchner, Zibi, der Stubshäuptling (Schluß). — E. Buchner, Acht Monate in Südafrika. — Vom großen Missionsfelde. — Bücherbesprechungen. — Briefkasten.

Anentbehrlich für jeden Missionsfreund.

Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker u. Arbeiten. Von Dr. H. Gundert. 3. durchaus verm. Aufl. VIII u. 532 S. 8. Einl., geb. 3 M.

„Das Buch ist gegen die 2. Aufl. nicht nur um 100 S. vermehrt, sondern durch durchgreifende Umarbeitung ganzer Partien auch wesentlich verbessert. Kundige Männer (D. Grundemann, 3. Heft, Prof. Krüger und W. Kurz) haben die Revisions- u. Ergänzungsarbeit unter sich geteilt und Fleiß gethan, den Ruf der Zuverlässigkeit, den das Buch schon in den früheren Auflagen genos, noch zu vergrößern.“ (Allg. Miss.-Zeitsch. 1894. Nr. 3.)

Die Mission auf der Kangel. Texte, Thematata, Dispositionen u. Quellennachweise f. Missionsvorträge von 3. Heft. 328 S. 8. 2 M., geb. 2,75 M.

„Ein wahres Arsenal für Missionspredner.“ Verlag der Vereinsbuchhandlung in Gals und Stuttgart.

Neu! Missionsbilder mit Versen für Kinder.

5. Heft. Grönland, 6. Heft. Kamerun. Bilder bedeutend verbessert, Preis je 5 Pf., 100 C. für 4 M.

Buchhandl. der Berl. ev. Missionsgesellschaft in Berlin N.O. Friedenstr. 9.

Wertvolle Zeitschriften für Theologen

aus dem

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Allgemeine Missions-Zeitschrift. Monatshefte für geschichtliche und theoreti sche Missionskunde. In Verbindg. mit D. F. M. Zahn u. D. H. Grundemann herausgegeben von D. G. Barnek. 1895. 22. Jahrg. Jährlich 7,50 M.

Monatschrift für innere Mission, mit Einschluß der Diaconie, Diapora-Pflege, Evangelisation und gesamten Wohlfährigkeit. Herausgegeben von P. Theodor Schäfer. 1895. 15. Jahrgang. Jährlich 6 M.

Der Beweis des Glaubens. Monatschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von D. G. Böcker und Lic. theol. G. G. Steude. 1895. 31. Jahrg. Mit „Theologischem Literatur-Bericht“ jährlich 8 M.

Theologischer Literatur-Bericht. Herausgegeben von Fr. P. Eger. 1895. 18. Jahrgang. Erscheint monatlich. Preis halbjährlich 1,50 M.

Siona. Monatschrift für Liturgie und Kirchenmusik. In Verbindung mit D. L. Schoeberlein begründet und unter Mitwirkung von Gelehrten und Fachmännern herausgegeben von P. M. Herold. Mit Musikbeigaben und Rezensionen, sowie mit dem Beiblatt: *Korrespondenzblatt des evang. Kirchengangsvereins für Deutschland* 1895. 20. Jahrg. Jährlich 5 M., m. Beibl. 6 M.

Lebensbilder aus der Seidenmission.

Herausgegeben von D. G. Warned.

5 Bände zusammen nur 9 M., gebunden 12,20 M.

1. Bd.: **Jaane Edkins.** Ein Missionsleben. In einer Reihe von Briefen herausgegeben von ihrem Vater. Nebst Joseph Edkins Bericht über einen Besuch in Nanking. Aus dem Englischen. 8 M., geb. 3,75 M.

2. Bd.: **Johann Friedrich Nidel.** Ein Lebensbild aus der Minahassa auf Celebes, gezeichnet von D. Grundemann. Mit einer Karten-Skizze der Minahassa (und Vorwort: Komm und sieh!) 3 M., geb. 3,75 M.

3. Bd.: **Thranensaat und Freudenreue auf Madagaskar,** od. e. Märtyrerkirche des 19. Jahrhunderts. Von Chr. Fr. Eppler. 4 M., geb. 4,75 M.

4. Bd.: **Frauen-Mission in Indien.** Von Frau Breitbrecht. Nach dem engl. Manuskript bearb. von einer deutschen Missionsfreundin. 1,20 M., geb. 1,60 M.

5. Bd.: **Johu Coleridge Patteson,** der Missionsbischof von Melanesien. Von Gen.-Sup. W. H. Maur. Mit Bildnis und Karte. 2,80 M., geb. 3,50 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Große Missionsharfe.

Geistliches Niederbuch für gemischten Chor, sowie für Klavier- oder Harmonium-Begleitung. 13. umgearb. u. vermehrte Aufl. 2 M., geb. 2,50 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Herausgegeben von Pastor Julius Richter in Rheinsberg (Mark).

Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.



I. Jahrgang.

1895.

März.

Hermann Theodor Wangemann.

Erinnerungen aus seinem Leben.

Von Hermann Petrich, Superintendent in Garth a. Oder.

I.

Der Sommer des Jahres 1865 war angebrochen. Felder und Wiesen standen im reichen Schmuck der Gottesgaben, und der fleißige Landmann schärfte bereits seine Sense, hoffnungsvoll der nahen Ernte sich freuend. Da versammelten sich eines Tages in dem Gutshause des hinterpommerschen Dörfleins Roman elf Männer, um in ernstem Gespräch über ein anderes Werk zu beraten. Es handelte sich auch um den Eintritt in eine Erntearbeit — in die Erntearbeit auf dem Gottesacker der Mission. Der eine von ihnen, der Seminar- direktor und Archidiaconus Dr. Wangemann zu Kammin, hatte nämlich den dringenden Ruf aus Berlin erhalten, an die Spitze der dortigen „Gesellschaft zur Beförderung

der evangelischen Mission unter den Heiden“ zu treten, welche schon über zwei Jahre, seit dem Abgang des unlängst entschlafenen Wallmann, verwaist war. Der Entschluß wurde dem Gerufenen ungemein schwer. War es Gottes Wille, daß er gehen sollte, oder nicht? Er fand in sich keine Antwort.

Nach langem, vergeblichen Überlegen mußte er keinen andern Ausweg, als zehn seiner erfahrensten Freunde zu einer Besprechung zusammenzubitten, damit sie statt seiner die Antwort gäben. Der Guts- besitzer Andrä, der selbst zu ihnen gehörte, stellte gern sein gastliches Haus zu diesem Zweck zur Verfügung. Die alten Missions- freunde der Gegend, die Pastoren Görcke aus Jarben und Weigel aus Plathe, der Superintendent Meinhold aus Kammin und

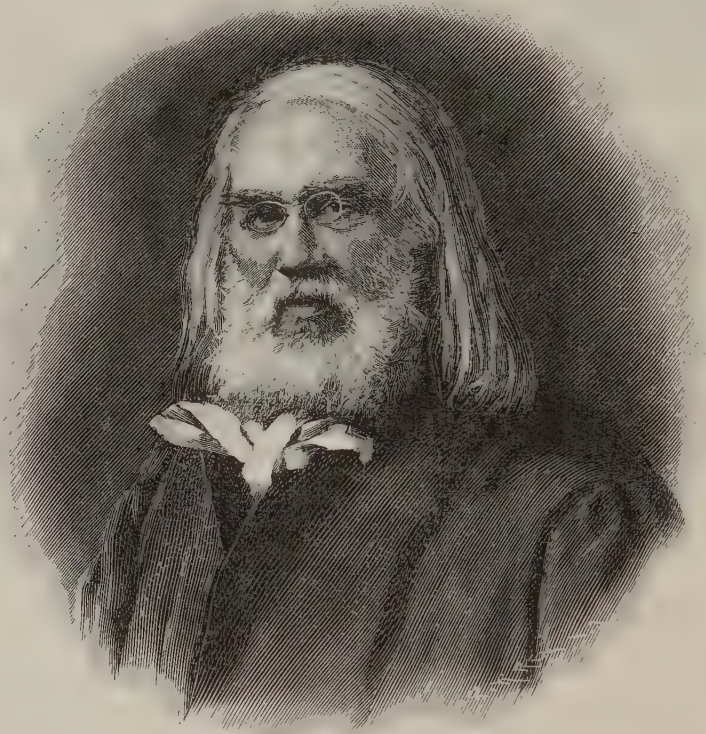
andere treue Arbeiter im Reiche Gottes kamen herbei. Wangemann legte ihnen möglichst unparteiisch alle bisherigen Verhandlungen vor. Zwei Tage lang wurde unter ernstem Gebet und gründlicher Aussprache das Für und das Wider erwogen.

War es denn wirklich so schwer, in dieser Frage den Willen Gottes zu erkennen?

Machen wir uns die Bedenken klar, die dem Übergang Wangemanns in die Berliner Stellung entgegenstanden. Der sie

gefährlich. Schon mancher hat dort die Schärfe und Entschiedenheit seiner theologischen Anschauung verloren. Ich gönne dich den Berlinern nun einmal nicht. Acht Jahre lang hast du unsere Monatschrift redigiert. Wen sollen wir an deine Stelle setzen?"

"Wie gern würde ich auch in Berlin sie weiterführen" — entgegnete Wangemann. „Ich fühle es mehr denn je, daß ich mit meinem ganzen Herzen der konfessionellen Sache gehöre. Alle meine



Missions-Direktor D. Wangemann.

am entschiedensten zur Geltung brachte, war sein Amtsgenosse Meinhold selbst. „Du weißt, lieber Bruder, wie ungern ich dich von meiner Seite verliere. Doch ich will nicht an mich denken, auch nicht an meine Gemeinde. Aber an unsere teure Kirche muß ich denken. Du hast bisher als Kämpfer um das Recht unsers lutherischen Bekenntnisses innerhalb der preussischen Landeskirche in der vordersten Reihe gestanden. Willst du denn nun fahnenflüchtig werden? Die Berliner Luft ist

Studien haben sich auf diesem Gebiete bisher bewegt. Ich habe auch meine Zukunft mir nur in derselben Richtung gedacht. Als man daher im vorigen Jahr zum erstenmal bei mir anfragte, ob ich in die Missionsleitung treten wolle, da gab ich zur Antwort, ich könne nur kommen, wenn ich auch in das neue Amt die Monatschrift hinübernehmen dürfe. An dieser Bedingung zerbrach sich damals die Wahl. Man nahm zu meiner Freude von mir Abstand. Wenn ich jetzt dennoch zu-

sage, so fürchte ich freilich, ich muß unser Vereinsblatt in andre Hände übergeben.“

„Aber ihr thut so,“ warf Görcke ein, „als wäre unsere Vereinschrift und unser Kampf für das lutherische Bekenntnis allein das Reich Gottes. Ebenso lange als wir bewußte Lutheraner sind, sind wir auch Missionsleute. Unser Luthertum und unsere Missionsliebe gehören zu einander wie Maria und Martha. Was dem einen zum Segen ist, kann dem andern nur heilsam sein. Wenn darum die Mission Wagemanns bedarf, dann meine ich, muß er unweigerlich gehen.“

„Und ob sie seiner bedarf!“ sprach ein anderer. „An sieben Thüren hat das Komitee, wie ich höre, vergeblich angeklopft, nun weiß es keine achte. Bleibt das Inspektorat noch länger unbesezt, so leidet die Missionsache ernstlich Schaden. Wollen wir das verantworten?“

„Wer aber bürgt mir dafür, daß sie nicht durch mich Schaden leidet?“ fuhr Wagemann fort. „Ich habe als Parteimann nicht wenige Gegner. Werden sie mir nicht mit Mißtrauen entgegenkommen und in der Mission nicht gemeinsam mit mir arbeiten wollen? Auch übersteigt es, glaube ich, meine Kraft, der Nachfolger eines Wallmann zu werden.“

Darauf wieder Görcke: „Du Kleingläubiger, warum bist du so furchtsam? Die Missionsache ist Glaubenssache. Du gehe getrost deinen Weg; wir aber mit unsern Gemeinden werden für dich beten und der Herr wird seinen Segen geben.“

So und noch manches Ähnliche wurde damals geredet und verhandelt. Und das Ergebnis von allem? Meinhold selbst faßte es am zweiten Tage zusammen; er müsse ihm, so schwer es ihm werde, als letzte Meinung der Brüder erklären, er solle in Gottes Namen gehen; das sei trotz aller Bedenken der klare und bündige Schluß. Diesem Urteil mußte sich Wagemann beugen. Er kam sich vor wie ein Opferlamm, als er an den Tisch wankte und mit zitternden Händen die Antwort nach Berlin schrieb: „Ich werde kommen.“

Damit war ein folgenschwerer Schritt für ihn wie für die ganze Missionsache im deutschen Nordosten entschieden. Niemand wird nach dem Obigen sagen dürfen, daß er im Leichtsinne gethan sei. Nicht hinter Gottes Rücken, sondern vor seinem Angesicht und nach reiflichster Prüfung ist Wagemann ein Missionsarbeiter geworden. Das Komitee hat ihn gerufen, die gläubige Gemeinde hat ihn geschickt, er selbst fühlte sich durchaus nicht dazu vorbereitet.

War er es denn? Hatte sein bisheriger Lebensgang ihn für diesen Dienst befähigt?

Wagemann stand damals, als er auf



Der Dom in Ramin.

die Verantwortung seiner Freunde hin sein Schiff nach Berlin lenkte, im 48. Jahre. Geboren zu Wilsnack in der Priegnitz am 27. März 1818, war er mit seinem Vater, dem Subrektor und späteren Musikdirektor Johannes Theodosius Wagemann schon drei Jahre darauf nach Demmin übersiedelt, so daß er sich seitdem stets mit Vorliebe als einen Pommern ansah. Auf der Bürgerschule seiner Vaterstadt, auf dem Grauen Kloster und der Universität zu Berlin, die er vier Jahre lang, 1836 bis 1840, besuchte, hatte er seine Bildung empfangen, war dann nach „sehr gut“ bestandnem ersten theologischen Examen

auf vier Jahre nach Bern in die Familie eines englischen Obersten als Hauslehrer gegangen, hatte während dieser Zeit in Halle promoviert und die zweite theologische Prüfung zu Stettin mit demselben Erfolg wie die erste abgelegt. 1845 erhielt er die Rektor- und Hilfspredigerstelle zu Wollin und drei Jahre später das mit dem Seminar direktorat verbundene Archidiaconat zu Kammin. Er hatte in diesem Amte wohl Missionsstunden gehalten und Missionsfeste besucht, auch hin und wieder auf solchen gepredigt, aber eine hervorragende Stelle hatte die Mission in seiner Lebensarbeit niemals eingenommen. Auch die allgemeine theologische Zunftbildung glaubte damals noch mehr als heute ohne Missionskunde vollauf bestehen zu können.

Dennoch brachte Wangemann in den Missionsdienst Fähigkeiten und Gaben mit, die je länger desto deutlicher erkennen ließen, daß er „der Mann auf seinem Platze“ war. Mit großer körperlicher Rüstigkeit, der ein Tagesmarsch von acht Meilen ein Spaziergang war, verband er eine unermüdbliche geistige Spannkraft und eine unverdrossene Freudigkeit, sich in neue Gebiete hineinzuarbeiten. Es war nichts Seltenes, daß er des Abends bis 11 Uhr am Schreibtisch gefessen und nach „konzentriertem Schlaf“ schon um 5 Uhr wieder über den Büchern war.

Einst an einem Neujahrstage, als er in Kammin vor den Altar trat, schlug er die Bibel auf, was sein Gott ihm für die Zukunft besonders zu sagen habe. Da fiel sein Blick auf das Prophetenwort: „Verflucht sei, der des Herrn Werk lässig thut.“ Das fuhr ihm, als sei's nur für ihn geschrieben, durch die Seele und hat ihm seitdem immer wieder den Sporn in die Seite gesetzt. Seine Freunde nannten ihn wohl eine Boasnatur: „Dieser Mann wird nicht ruhen, er bringe es denn zum Ende.“ Die Hauptsache freilich auch für den Missionsberuf kann nicht erarbeitet und angelernt werden; sie will erbetet und erlebt sein. Wangemanns geistlicher Mensch trug die Züge seiner Mutter, der Erweckungszeit, die in den dreißiger und vierziger Jahren unsers Jahrhunderts ein neues Glaubensleben unter uns gebär. Während die amtliche Kirche die alten bureaukratischen Schläuche ängstlich vor dem neuen Most hütete, reichten sich die Erweckten

in freien Konferenzen, in Konventikeln und bei Missionsfesten die Hände und grüßten sich unter dem Kreuz. Damals war es, als Knaf sang:

Wenn Gottes Winde wehen
Vom Thron der Herrlichkeit
Und durch die Lande gehen,
Dann ist es selge Zeit;
Wenn Scharen armer Sünder
Entfliehn der ewigen Glut,
Dann jauchzen Gottes Kinder
Hoch auf vor gutem Mut

In diesen Kreisen hatte Wangemann seine erste Ewigkeitsnahrung gefunden und in seinen „Sieben Büchern preussischer Kirchengeschichte“ (1859—1860) und in seinem „Geistlichen Regen und Ringen am Ostseestrande“ (1861) die Anfänge und den Lauf dieser Bewegung, die teils in Sektiererei und Separatismus, teils in das bekenntnisgläubige Kirchentum mündete, anschaulich gezeichnet. Die Unmittelbarkeit und Kindlichkeit seiner natürlichen Anlage, die er sich unter allen papierenen Studien treulich bewahrt hatte, wurde in ihm das Gefäß eines innigen Gebetslebens und eines kampfesfrohen Bekennermuts. Zugleich hatte die kräftige Pflege der Gemeinschaft unter den „Frommen“ ihm weit und breit viele Fäden persönlicher Beziehungen in die Hand gegeben, die er nun ebenfalls als hochwillkommene Erbschaft in die Mission hinübernahm.

II.

Am 2. Oktober 1865 zog Wangemann in das Berliner Missionshaus in der Sebastiansstraße ein, und am 8. Oktober wurde er feierlich durch den General-Superintendenten Büchsel, dem nebst Knaf seine Berufung besonders zu danken war, eingeführt. Das Komitee gab ihm den Titel „Direktor“, um dadurch die persönliche Verantwortlichkeit des Leiters zum Ausdruck zu bringen.

Wenn ein Feldherr eine Schlacht zu schlagen vorhat, so reitet er früh morgens das Feld ab, um jede Senkung und Hebung genau zu studieren und für seine Pläne auszunutzen. Die ersten Jahre in Wangemanns Missionsamt waren einer gründlichen Rekonoszierung gewidmet. Alles andere ließ er gänzlich beiseite und las nicht einmal mehr die ihm sonst so wichtigen Kirchenzeitungen. Dagegen arbeitete er die feingeschriebenen Berichte der Missionare aus den letzten Jahren, nicht zum

Vorteil seiner schwachen Augen, Seite für Seite durch. Auf 21 Stationen unterhielt die Berliner Missionsgesellschaft am Ende des Jahres 1865 einschließlich von neun Kolonisten 45 Missionsarbeiter; die meisten waren verheiratet. 1646 Gemeindeglieder, darunter 927 Abendmahlsgenossen, standen in ihrer Pflege. Im Seminar wurden 12—16 Zöglinge in vierjährigem Kursus ausgebildet. Die Einnahmen, welche von einzelnen Freunden und 264 Hilfsvereinen aufgebracht wurden, betrugen im Durchschnitt der letzten Jahre 144 000 Mark, mußten aber um 12 000 Mark sich vermehren, wenn jährlich drei neue Arbeiter ausgesandt werden sollten.

Den Überblick über diese Gesamtlage seiner Gesellschaft und die allgemeine Kenntnis der Personen hatte Wagemann sich bald erworben und teilte seine Ansicht darüber sogleich der Missionsgemeinde in einem ausführlichen Jahresbericht mit, den er nebst einem besonderen Anschreiben allen Geistlichen der östlichen preussischen Provinzen übersandte.

Allein diese äußerliche Kenntnis seines Missionsfeldes genügte ihm nicht. Sollte er mit vollem Sachverständnis über den Missionsbetrieb urteilen und die Missionsarbeiter leiten, so bedurfte er, das fühlte er, eine unmittelbare Anschauung der Personen und Dinge an Ort und Stelle. Sein eigener Wunsch nach einer afrikanischen Reise begegnete sich mit dem des Komitees und selbst der Missionare, die wegen mancher Verwicklungen nach einer persönlichen Berührung mit ihrem Berliner Vorstand sich sehnten. Seit den Tagen der Apostel haben die Visitationsreisen in das Missionsgebiet eine wichtige Rolle gespielt. In der Brüdergemeinde und den englischen Gesellschaften bildeten sie längst eine stehende Einrichtung. In der letzten Zeit waren die Leipziger und die Baseler Mission diesem Beispiel gefolgt. Wagemanns angeborene Reiselust und oft geübte Reiskunst kam dazu, die Ausführung zu erleichtern.

Nachdem der Gang des böhmischen Krieges auch die von dorthier kommenden Besorgnisse verscheucht hatte, brach er in der Frühe des 14. Juli 1866 von Berlin auf und reisste über Barmen und Paris nach London ab. Auch an diesen Orten holte er, wie er schon vorher in Bremen, Herrnhut und Hermannsburg gethan, den

Rat erfahrener Missionsmänner ein. In Paris segnete ihn der ehrwürdige Monod zu seinem Gang, in London versah ihn die Traktatgesellschaft mit $\frac{1}{2}$ Zentner holländischer Schriften und Bilder für die südafrikanischen Missionschulen. Am 17. September fielen die Anker in der Tafelbai, und erst am 26. September 1867 verließ er den afrikanischen Boden in Durban.

Wir können seine Reise, über die er selbst in seinem „Reisejahr“ (1868) der Missionsgemeinde ausführlich berichtet hat, nicht im einzelnen verfolgen. Sie führte ihn durch Kapland und Britisch-Kafferland in den Oranje-Freistaat und ins Transvaal bis hinauf in das fast noch ganz heidnische Bassutoland und von dort wieder herunter nach Natal. Wie „eine richtig gehende Uhr“ konnte er fast immer Tag und Stunde seines Programms innehalten. Was das in dem Lande der Ochsenwagen sagen will, ist bekannt. In allen Gefahren behütete ihn wunderbar der Herr. „Sechsmal,“ so erzählte er nach seiner Heimkehr, „stürzte mein Pferd mit mir, und einmal bin ich davon verletzt worden. Fünf- oder sechsmal sprang dicht vor mir eine giftige Schlange auf, zwei derselben von der giftigsten Art; keine durfte mich oder mein Pferd verletzen, drei von ihnen wurden durch meine Begleiter getötet, die übrigen schlugen einen Weg zur Seite ein.“

Seinen Hauptzweck erreichte er völlig. Dadurch, daß er selbst wiederholt vor Heiden und Christen predigte, mit ihnen über ihr geistliches Leben oder über Stationsangelegenheiten verhandelte und wochenlang Taufbewerber auf das heilige Sakrament selbst vorbereitete, erwarb er sich einen wahrheitsgetreuen Einblick in die Bedingungen einer gesegneten Missionsarbeit. Dadurch aber, daß er den Missionaren in ihren Freuden und Leiden persönlich nahe trat und nach Kräften ihre Wünsche erfüllte, knüpfte sich ein Band gegenseitigen Vertrauens, das in späteren Jahren oft sich bewährt hat.

Die nächste Frucht trug seine Reise sogleich in Afrika selbst; er setzte dort nämlich kraft einer ihm vom Komitee erteilten Vollmacht die Missionare Kropf, Buras und Merensky zu Missions-Superintendenten in Kafferland, in Oranje-Freistaat und in Transvaal ein und bewirkte damit

einen wichtigen Fortschritt in der kirchlichen Selbstverwaltung der jungen Gemeinden. Auch daß er mit allem Nachdruck darauf drang, daß die Geförderteren unter den farbigen Christen häufiger als bisher zu Gehülfen der Missionare und Lehrer, besonders auf Außenplätzen, bestellt wurden, diente demselben Zweck. Die übrigen Früchte seiner Reise reiften in den folgenden Jahren.

Nachdem er über Palästina heimgekehrt war, hat er auf zahlreichen Missionsfesten Zeugnis abgelegt von dem, was er von Gottes Thaten unter den Heiden gesehen und

gehört hatte, hat auch in vielen Schriften, namentlich in seiner großen vierbändigen „Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft“ (1872—1877) das Missionswerk eingehend geschildert und in den Berliner Missionsberichten das Leben jeder einzelnen Station mit vielen persönlichen Einzelheiten Jahr für Jahr weiter mitgeteilt und die Missionsgemeinde es mitleben lassen. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß auch in der Heimat das Missionsfeuer neu sich entzündete und gerade seine Person in unserm deutschen Nordosten mehr und mehr eine lebendige Missionspredigt wurde.

(Schluß folgt.)

Hendrik Witbooi.

Ein Lebensbild aus der Nama-Mission in Deutsch-Südwest-Afrika.

Vom Herausgeber.

I.

Hendrik Witboois Name ist in aller Munde; sein festes Auftreten, seine abenteuerlichen Raubzüge, sein mannhafter Widerstand gegen die deutsche Schutztruppe, seine schließliche Unterwerfung und die außerordentliche Milde, mit der er behandelt ist, sind durch die Zeitungen gegangen. Aber die wenigsten wissen etwas von den sonderbaren Lebensschicksalen dieses merkwürdigen Mannes. Die einen, die ihn für den Nationalhelden des Namavolkes halten, schießen ebenso sehr über das Ziel hinaus, wie die andern, die ihn schlechthin für einen Räuber und Mörder ausgeben. Nur eine sorgfältige Darstellung seiner eigentümlichen Entwicklung kann uns den Schlüssel zu diesem seltsam verworrenen Charakter geben. Wir wollen auf Grund der Berichte der Rheinischen Missionare, seiner Freunde und Berater, eine solche zu geben versuchen.

Die Witboois oder Witbois sind ein kleiner Nama Stamm, etwa 2—3000 Köpfe stark, welcher sich am Mittellaufe des großen Fischflusses ziemlich in der Mitte von Groß-Namaland angesiedelt hatte; ihren Mittelpunkt bildete die Missionsstation Gibeon, ihren Namen hatten sie von der Häuptlingsfamilie, denen der Name Wit-

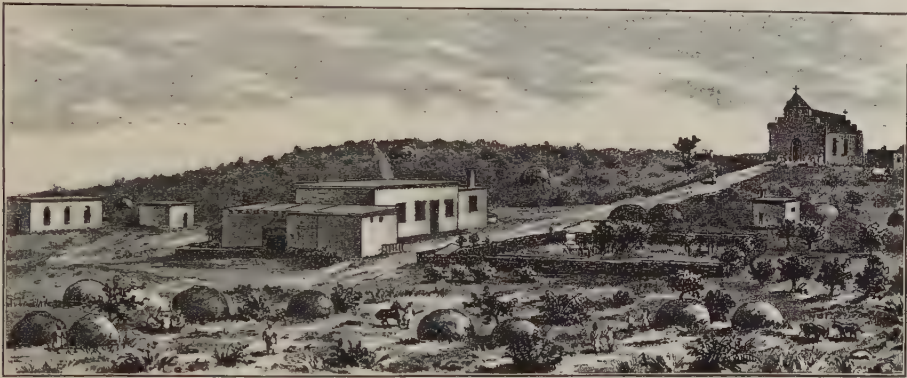
booi wie ein Familienname beigelegt wurde. Der alte Großvater hieß David Witbooi, der Vater Moses Witbooi, dessen Sohn und Enkel beide Hendrik Witbooi. Zur Zeit unserer Geschichte hatte sich der alte, fast hundertjährige David Witbooi von den Sorgen und Arbeiten der Häuptlingschaft, oder wie man im Namalande sagt, der Kapitänschaft, zurückgezogen, und Moses Witbooi führte ein gestrenges, aber für Namaverhältnisse gerechtes Regiment.

Gibeon war der gesegnete Wirkungskreis mehrerer Rheinischer Missionare, besonders des trefflichen Olpp. Zu dessen Zeit ging eine tiefe und gründliche Erweckung über die Station, etwas von dem Wehen des heiligen Geistes. Gerade die Häuptlingsfamilie wurde am tiefsten davon ergriffen, der alte David, der hochverehrte Großvater bekehrte sich. Er kam zu Olpp und bekannte mit tiefer Bewegung seines Herzens: „Ich habe schon viele Missionare, englische und deutsche, kennen gelernt und unter meinem Volk arbeiten sehen, aber selbst nie nach ihnen gehört. Etliche sind Christen geworden und mir zugekommen; jetzt will ich aber nicht länger zurückstehen. Aber eins

verstehe ich nicht: je länger ich bete, desto unruhiger werde ich.“ Und mit ihm waren es noch neun weitere Glieder seiner Familie, Töchter aus erster und zweiter Ehe, Schwiegersöhne und Enkel, die sich als Taufbewerber eintragen ließen. Damals pakte das Wort Gottes auch zugleich die beiden Hendriks, Vater und Sohn.

Der Vater Hendrik hatte als einer der jüngeren Söhne des Häuptlings keine Anwartschaft auf die Nachfolge, aber er genoß als Mitglied der Häuptlingsfamilie Ehre und Ansehen. Sein Sohn, der kleine Hendrik, war bis dahin in den bescheidensten Verhältnissen als Hirtenjunge aufgewachsen. Er trieb die Ziegen seiner Eltern auf die Weide. Abends damit heimgekehrt, durfte er eine derselben für sich melken. Das war sein Abendbrot;

Missionar Olpp wurde auf die beiden Hendrik Witboois aufmerksam und wandte ihnen seine besondere Liebe und Fürsorge zu. Der Vater wurde bald ein hochangesehener Kirchenältester, der seinem Lehrvater mit zärtlicher Liebe zugethan war. Der Missionar stellt ihm das Zeugnis aus: Ich habe ihn innerhalb zwölf Jahren nur als einen edlen Menschen und wahren Christen kennen gelernt. Wie tief das christliche Leben bei ihm wurzelte, davon nur zwei Beispiele. Als im Jahre 1877 die Kirche auf der Missionsstation Warmbad eingeweiht wurde, hatte Missionar Olpp den Wunsch ausgesprochen, es möchten doch etliche Christen von Gibeon sich an dieser Feier beteiligen. Er hatte kaum gehofft, daß jemand sich auf die Reise machen würde; denn von Gibeon



Schule. Haus des Schullehrers.

Wohnhaus mit Nebengebäuden.

Missionsgarten.

Kirche. Haus des Ältesten.
Haus des Häuptlings.

Die Station Gibeon.

der harte Flurboden im Mattenhaus sein Lager, ein Schafpelz seine Decke. Am Morgen lieferte dieselbe Ziege ihm sein Frühstück. Zuweilen glückte es, mit Pfeil und Bogen ein kleines Nagetier zu erlegen. Am Feuer geröstet, wurde es im Verein mit andern Viehwächtern und Spielgefährten verzehrt. Das Fellchen, mit zwei Riemen um die Lenden gebunden, bildete seine Kleidung, den Lendenschurz. Je nach der Jahreszeit grub er auch wilde Zwiebeln und andere eßbare Knollengewächse aus der Erde, pflückte braune Beeren von den Sträuchern, fing im Spätjahre Fische in den seichten Wassertümpeln des Flusses und stillte seinen Hunger mit Baumharz, der Hauptnahrung der Paviane. Der Enkel des Häuptlings hatte somit vor seinen Altersgenossen nichts voraus.

bis Warmbad sind nicht weniger als 100 Begstunden. Aber siehe da, als des Missionars Wagen auf der Missionsstation Keetmanshoop hielt, wurde er von einem andern Gibeoner Fuhrwerk eingeholt, darauf saßen der Kirchenälteste Hendrik Witbooi und mehrere andere Gemeindeglieder. Aus reiner Liebe zum Reiche Gottes hatten sie die weite Reise und alle ihre Mühsale nicht gescheut. Und als zwei Jahre später der Missionar Olpp todesmatt das Namaland für immer verließ und fast hilflos auf seinem Wagen lag, da begleitete ihn derselbe Hendrik Witbooi und erklärte: „Ich gehe soweit mit, bis ich meinen Lehrvater in die Hände von weißen Menschen abgeben kann.“ Bis Steinkopf, über 60 Meilen weit gab er seinem scheidenden Missionar das Schrengelait.

Noch größere Hoffnungen setzte Olpp auf den Sohn Hendrik Witbooi; er zog ihn sich mit großem Fleiße und jahrelangen Mühen zum Lehrgehilfen und Nationalhelfer heran und übertrug ihm die fast selbständige Verwaltung seiner wichtigsten und schwierigsten Außenstation Rietmond. Und der Namajüngling war dieser Aufgabe auch nach allen Seiten gewachsen. Als er von Olpp in sein Amt eingeführt war, schrieb er an ihn folgenden trefflichen Brief: „Ich danke meinem Gott,



Hendrik, der Sohn des Hendrik Witbooi.

daß er mich an diese Arbeit gestellt hat, und ich nicht irgend ein anderes Handwerk zu lernen brauchte. Andere Berufsarten mögen so gut sein, wie sie wollen; sie kommen aber dem Berufe eines Schul Lehrers nicht gleich; denn hier empfängt man stets wieder ein seliges Gefühl in der Arbeit. Wenn ich mir vorstelle, daß ich vielleicht einmal durch meine eigene Schuld von diesem Dienste entfernt werden müßte, dann schmerzt es mich im Herzen; so lieb ist mir das köstliche Werk des Herrn.“

Und als er etliche Jahre danach mit dem Gedanken umging, sich zu verheiraten,

da mußte er sich wieder nicht besser zu helfen, als daß er auch diese wichtige Sache vertrauensvoll in die Hände seines Missionars legte. „Wollen Sie mich,“ schrieb er ganz kindlich an denselben, „nicht auf eine Person hinweisen, die für mich paßt? Ubrigens habe ich auch schon eine ins Auge gefaßt. Es ist das Waisenkind Friederike. Ich meine, diese und keine andere dürfe es sein. — Worauf ich am meisten sehe, ist: Sie muß erstens ein Glied von Christus sein; zweitens muß sie in beiden Sprachen (holländisch und nama) lesen, schreiben, rechnen und singen können; drittens muß sie eine reine Jungfrau sein, und wäre dem nicht so, dann müßte ich absehen, so leid es mir auch thäte. Das alles ist bei Friederike der Fall, die in Ihrem Hause war. Daher sorgen Sie doch, lieber Lehrer, daß sie mir gegeben wird.“ Daß der vornehme Häuptlingssohn durchaus eine arme Waise zur Frau haben wollte, nur weil er sie für eine gebildete Christin hielt, setzt gewiß einen ziemlichen Grad christlichen Ernstes und Charakters voraus. Mit Recht konnte Missionar Olpp, als er im Jahre 1884 den Lebenslauf dieses seines Lieblingschülers verfaßte, schreiben: Sein Anfang berechtigt zu weiteren Hoffnungen.

II.

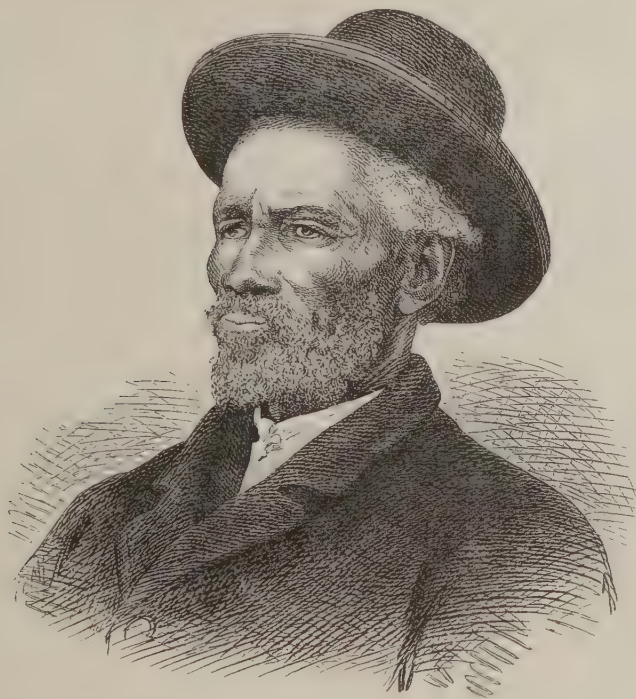
Wie ist es in dem Jahrzehnt von 1884 bis 1894 so anders geworden! Die unseligen politischen Verwicklungen haben die schönen Hoffnungen vereitelt. Bekanntlich brach im Jahre 1880 der Krieg zwischen den Naman und den Herero von neuem aus, und der alte Nationalhaß zwischen den Gelben und den Schwarzen schoß zur Blüte auf. Nächst Jan Jonkers Felsen- nest war der Hauptherd der Umtriebe gegen die Herero gerade die Station Gibeon, und Moses Witbooi, der Häuptling, war von unverföhllicher Feindschaft gegen die Schwarzen erfüllt. Er war keineswegs ein gottloser Heide, nein, er war ein Christ und wollte als Christ sein Land regieren. Aber er war der Überzeugung, daß Gott ihm und seinen Mit- häuptlingen eine göttliche Strafvollmacht über das Hererovolk übertragen habe. Dieser Fanatismus glühte nicht etwa nur in Moses Witboois Brust, sondern er war

zu der Zeit allgemein im nördlichen Namalande und wirkte ansteckend auch auf die, welche sich zunächst dagegen wehrten.

Unglücklicherweise fiel in den Kämpfen des Jahres 1880 der älteste Sohn Moses Witboois, der wackere Kirchenälteste Jsaak Witbooi von Rietmond, und damit rückte der ältere Hendrik Witbooi, der Vater des jungen Lehrers, unvermutet in die Würde des Kronprinzen ein. Er war dadurch genötigt, sich mehr als bisher mit den politischen Dingen zu beschäftigen. Das war für sein inneres Leben gefährlich.

sie den Bastarden das geraubte Vieh ersetzten. Moses war über diese Vorhaltungen seines Sohnes auf das höchste erzürnt. Es kam zu einer Spaltung zwischen Vater und Sohn, und der Missionar Ruft, der inzwischen den erkrankten Olpp auf Gibeon ersetzt hatte, fürchtete den Ausbruch eines Bürgerkrieges. Schließlich verließ der Vater Moses mit seinem Anhang die Station und drohte wiederzukommen und Rache an seinem Sohne zu nehmen.

Weiteres Unheil wurde dadurch ab-



Moses Witbooi.

Er handelte zunächst in ganz ehrenwerter Weise. Sein Vater, der Häuptling, hatte seinen nächsten Nachbarn, den mit den Herero verbündeten Bastarden von Rehoboth, eine große Viehherde gestohlen. Hendrik trat seinem Vater in der ernstesten Weise entgegen und erklärte sich als Christ mit aller Entschiedenheit gegen solche Raub- und Diebstzüge. Er bat seinen Vater Moses dringend, den ganzen Raub zurück zu erstatten; andernfalls möge er ihm wenigstens erlauben, mit seinen Freunden zusammenzutreten, damit

gewendet, daß Moses von rachedurstigen Naman ermordet wurde. Dadurch wurde Hendrik Witbooi der Häuptling von Gibeon. Lassen wir uns von einem Augenzeugen sein Äußeres schildern; eine Photographie von ihm ist leider nicht zu haben gewesen. Der deutsche Reisende Ludloff schreibt in seinen vortrefflichen Reisebriefen: „Hendrik Witbooi ist ein Mann etwas unter Mittelgröße, proportioniert gebaut, im Äußeren und mit dem kantigen Mongolenkopfe ganz Hottentotte und auch sonst auf den ersten Blick nicht von seinen Stam-

meßgenossen verschieden. Seine Kleidung ist ganz europäisch, wie auch die seiner Häuptlinge und Söhne. Er trug bei den ersten Begegnungen einen Anzug, wie ihn zu Hause etwa ein gering besoldeter Beamter oder ein Handwerker mit mittelmäßigem Einkommen sich gestattet. Sein Haar ist ganz ergraut, wollig kurz wie bei allen Hottentotten. Die Gesichtszüge sind schwer, sorgenvoll, und von den starken Backenknochen abwärts ziehen sich scharfe Linien, die eine ungewöhnliche Härte, Energie und Grausamkeit ausdrücken.“

Dem neuen Häuptling ging ein außerordentlich guter Ruf voraus. Sein ganzes Leben war bis dahin musterhaft gewesen; getreu stand er den Missionaren zur Seite und war eine der festesten Stützen des Christentums im Namalande. Hochbegabt, gebildet, energisch, klug und zuverlässig, war er wegen seiner geradezu vortrefflichen Eigenschaften von allen hochgeschätzt, von Eingeborenen und Europäern. Man erwartete von ihm Großes.

Wie ist dieser Mann auf solche Abwege geraten?

Die Hottentotten sind alle echte Sanguiniker, starken Impulsen unterworfen und in ihrem Empfinden und Handeln davon abhängig. Wo nun die religiöse Beeinflussung durch die Mission eine gewisse Erkenntnis göttlicher Dinge geweckt hat, die aber noch nicht abgeklärt ist, nehmen diese unberechenbaren Impulse leicht die Gestalt von Visionen, himmlischen Stimmen, Ekstasen und andern abnormen Zuständen an. Bei allen Erweckungen, deren es eine ganze Anzahl bei den Naman gegeben hat, haben derartige Begleiterscheinungen nicht gefehlt. Aber nirgend sonst bei diesem Volk ist eine nachweisbar aus dem nationalen Fanatismus herausgewachsene Idee — nämlich die Herero zu einem der Unterwerfung gleich kommenden Frieden zu zwingen — so sehr zur fixen Idee geworden, nirgends hat sie sich so lange trotz aller handgreiflichen Erfahrungen behauptet als bei Hendrik Witbooi. Er ist von dieser Zeit an ein Schwärmer geworden, ein Mann, der mit der völligen Sicherheit auftrat, mit einer göttlichen Mission betraut zu sein; der behauptete, in allen wichtigen Schritten durch außerordentliche Offenbarungen geleitet zu werden. Bei den abergläubischen, nicht zu sorgfältigem

Nachdenken geneigten, sondern von plötzlichen Impulsen fortgerissenen Naman fand er viel Glauben und viel Zulauf von solchen, die sich an ihn hingen; viel Ehrfurcht und Achtung von solchen, die es nicht mit ihm verderben wollten; viel Respekt, manchmal selbst Furcht bei seinen Feinden, die ihn für einen großen Zauberer hielten. Dazu kommt bei Hendrik ein ungemessener Ehrgeiz. Er will der erste Held seines Volkes sein; er will, wie Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke, deren Bilder in seinem Hause hingen, die die Franzosen besiegten und das große deutsche Reich schufen, seinerseits an der Spitze seines Volkes die Herero besiegen und die Gebiete, welche ihnen früher gehört, zurückerobern, um dann als gefeierter Herrscher der Wohlfahrt seiner Nation zu leben. Wieviel an dieser ganzen Komödie irregeleitete Phantasie, wieviel Ehrgeiz oder Betrug war, läßt sich nicht feststellen; Hendrik ist und bleibt ein rätselhafter Charakter. Doch wir greifen dem Lauf der Entwicklung vor. Lassen wir uns von berufener Hand erzählen, wie Hendrik Witbooi in den Krieg zwischen den Naman und Herero eingriff.¹⁾

Hendrik blieb also dabei, daß Gott ihn zum Retter und Heiland seines Volkes bestimmt habe; Gott werde ein Licht vor ihm herleuchten, das ihm den Weg weise; seine erste Aufgabe sei, mit den Herero Frieden zu machen (d. h. sie zum Frieden zu zwingen). So zog er aus mit einem nicht gar großen Haufen seiner Anhänger und kam Mitte Juni 1884 nach der Bastardstation Rehoboth nahe der Grenze des Hererolandes. Die Bastards, so meinte er, sollten sich ihm anschließen, denn nicht um die Kinder der Herero sei es ihm ja zu thun, rauben und plündern wollte er nicht, sondern nur seinen göttlichen Auftrag erfüllen und Frieden machen. Der Bastardkapitän wollte von solchem Anschluß nichts wissen, er warnte vielmehr Hendrik, die Hererokrieger seien ganz in der Nähe; er werde ihnen mit seinem kleinen Haufen in die Arme laufen, wenn er nicht umkehre. Aber Hendrik hörte nicht, er zog hinter seinem „leuchtenden Stern“ her und stand bald genug dem Heer Mahareros gegenüber.

¹⁾ v. Rohden, Geschichte der Rhein. Missions-Gesellschaft. Barmen 1888.

Am 27. Juni kam es zum Kampf. Aber es war eigentlich nur zwei Tage lang ein gegenseitiges Beschießen von fern. Am dritten Tag, als das Schießen wieder anhub, schrie einer von der Seite der Herero: Friede, Friede. Sogleich gebot Hendrik das Schießen einzustellen und rief hinüber: wer will Frieden? Maharero ließ ihm sagen: wenn du Frieden willst, so schicke zwei Männer herüber; ich will auch zwei Männer schicken. Zuerst wollte Hendrik nicht, er meinte, die Herero sollten förmlich um Frieden bitten. Als aber Maharero ihn wissen ließ, daß wenn er das nicht wolle, das Schießen sogleich wieder beginnen werde, ließ er sich doch zu weiteren Unterhandlungen herbei. Er that noch mehr. Als er hörte, daß während des Gefechts ein anderer Räuberschwarm dem Maharero an 300 Ochsen geraubt hatte, ließ er gleich 50 seiner Leute den Räubern nachsetzen und brachte richtig die Räuber samt den Ochsen wieder nach Mahareros Werft zurück. Das gefiel natürlich den Herero sehr. So schieden denn Hendrik und Maharero ganz freundschaftlich. Freilich auf die Forderungen Hendriks, man solle ihm ungehinderten Durchzug durch das Damraland gestatten und Erlaubnis geben zur Niederlassung im Norden des Landes, wo es ihm beliebe, war der Bescheid sehr unklar ausgefallen. Zunächst, hieß es, solle Hendrik alle südlichen Namahäuptlinge zum Frieden bewegen. Das versprach er zu thun und zog wieder heimwärts.

Sein keckes Auftreten hatte doch auf die Herero großen Eindruck gemacht, sie hielten ihn für einen Zauberer und wollten nicht wider ihn kämpfen. Trotz aller Befehle und Drohungen Mahareros waren sie nicht mehr zusammen zu halten, jeder suchte sein Vieh möglichst weit von der Grenze zu entfernen.

Hendrik war inzwischen als glorreicher Sieger, wie er prahlte, nach Gibeon zurückgekehrt und war fester als je davon überzeugt, daß er der Erwählte Gottes und zum Heiland seines Volkes berufen sei. Er suchte nun desto mehr Leute an sich zu ziehen und sich reichlich mit Munition zu versorgen, um dann seinen Zug nach dem Norden aufs neue zu beginnen. Die Deputation der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen hatte nicht unterlassen,

in einem freundlichen und ernstlichen Schreiben dem ehemaligen Kirchenältesten seine Ausschreitungen vorzuhalten, ihn zum Frieden zu ermahnen und ihn auf die Folgen seines verkehrten Treibens hinzuweisen. Dieser Brief kam gerade ein paar Tage vor dem geplanten, neuen Auszug an, und Missionar Rust hoffte, er werde Eindruck auf Hendrik machen. Aber nichts weniger als dies. Der Auszug wurde nur beschleunigt. Vorher sollte nur noch die Feier des heil. Abendmahles gehalten werden. Denn Hendrik und seine Leute wollten die besten Christen sein und es ebenso machen, wie die Soldaten in Deutschland, die auch, wie ihnen erzählt war, scharenweise zum Abendmahl kommen, ehe es zum Krieg oder in die Schlacht geht.



Ein Damab.

Am 9. Juli 1885 war wieder alles zum Aufbruch bereit. Hendrik versammelte alle seine Leute, gegen 500, in und vor der Kirche, hielt eine Ansprache an sie, betete und sang einen Liedervers mit ihnen. Dann sagten sie dem Missionar Lebwohl und zogen ab. Missionar Rust hatte den Sohn des Hendrik, Hendrik Witbooi den Jüngeren, der bisher Schulmeister auf Rietmond gewesen war und jetzt leider mitzog, mit Zustimmung seines Vaters zum Lehrer und Katechisten der ausziehenden Krieger eingesetzt und ihm Anweisung gegeben, wie er Sonntags Gottesdienst und tägliche Andachten und womöglich mit den Kindern Schule halten solle. Er hatte ihm auch eine Art Kirchenbuch mitgegeben, das er den Missionaren, in deren Bereich sie

etwa kämen, vorzeigen sollte. Schade, daß auf diese Weise auch dieser hoffnungsvolle junge Lehrer in die trostlosen Kriegswirren hineingezogen wurde! Auf Gibeon waren nur wenige Leute zurückgeblieben. Das wilde Unwesen nahm kein Ende mehr. Missionar Rust erhielt schließlich die Weisung, von der Station wegzuziehen. Sie ist bis auf diesen Tag noch nicht wieder besetzt; das ist das erste schmerzliche Opfer, welches der unklare Fanatismus Hendrik Witboois der Mission gekostet hat.

Dieser war inzwischen weiter gezogen, langsam, um immer mehr Leute um sich zu sammeln, auch von den südlichen Stämmen; Raubgesindel und allerlei herrenloses Volk, selbst Lahme und Krüppel fehlten nicht. Hendrik hielt sie doch alle in einer gewissen Zucht. Als sie auf der Herero-Missionsstation Otjizewa ankamen, die fast ganz leer stand, — nur der Missionar Eich mit seinen Dienstknechten war noch dort — wehrte er seinen Leuten das reisende Korn im Flußbett abzuschneiden und verbot ihnen Vieh zu stehlen; nur betteln durften sie, und das thaten sie denn auch in der zudringlichsten Weise. Missionar Eich hatte in der That Mitleiden mit ihnen; denn die meisten waren halb verhungert, und es war schwer zu begreifen, wie sie sich noch bis Okahandja, der Hauptstadt des Hererolandes, wohin sie zogen, durchbringen könnten, wenn sie nicht ihre eigenen Zug- und Reitochsen schlachten wollten. Am Sonntag bat Hendrik den Missionar, ihnen zweimal Gottesdienst zu halten, und Eich that es gern. Es war ihm doch wunderbar zu Mut, als er vor dieser großen Räuberschar predigen sollte; sah er doch unter ihnen auch gerade die Räuber, die seine eigene Station oft heimgesucht, sein Vieh geraubt und seine Hirten erschossen hatten.

Am andern Tage zogen sie weiter. Hendrik behauptete, er sei dazu gekommen, um den Bund, den er im vorigen Jahre mit Maharero geschlossen hatte, zu bestätigen. Er selbst erzählte nachher auch, daß Maharero ihn als seinen Freund und Bundesgenossen empfangen, ihn mit Kaffee und Tabak bewirtet, ja sogar mit ihm aus einer Pfeife geraucht habe; am andern Morgen aber sei er verräterisch über ihn hergefallen. Andere Augenzeugen dagegen erzählen, Hendrik habe sich allerdings fried-

lich und freundschaftlich dem Maherero genähert; aber er sei mit Verrat umgegangen. Als das offenbar geworden, seien die Herero voll Wut über ihn hergefallen und hätten ihn fast vernichtet. Alle Zugochsen, Wagen, Karren und 130 Pferde blieben in den Händen der Herero, und es war wie ein Wunder, daß Hendrik selbst mit dem größeren Teil seiner Leute mit dem Leben davon kam. Das war das Gefecht bei Osana (nahe bei Okahandja) am 14. Oktober 1885.

Damit ist die zweite, ich möchte sagen, die romantische Epoche in Hendriks Leben zu Ende. Während dieser Kriegszüge war wirklich etwas Ritterliches — wenigstens für Namaverhältnisse — in seinem Auftreten. Hendrik handelte wie ein Gottesgesandter, der seinen Auftrag an den Herero auszuführen hatte. In seiner Truppe, so wild zusammengelaufenes Volk sie auch war, hielt er strenge Manneszucht; Gottesdienste und Schule wurden durch seinen Sohn Hendrik, den Schulmeister, treulich gehalten; und vor allem litt er ganz gegen alle Namagewohnheit keinen Viehdiebstahl. Er wollte uneigennützig erscheinen.

III.

Mit dem Gefecht von Osana vollzog sich eine innere Umwandlung in Hendrik; die Herero hatten seinen göttlichen Auftrag schändlich verkannt und hatten ihn verräterisch überfallen, dafür mußte Rache genommen werden. „Rache für Osana,“ das war jahrelang in seinen Plänen der beherrschende Gedanke. Ein hitziges Brüten über Rachedenken verdirbt den Charakter, die bösen Leidenschaften des Hasses und der Rache überwuchern die etwa noch vorhandenen guten Regungen. Dazu mißglückte der erste große Rachezug und kostete Hendrik noch den Rest seines Vermögens, sein Kleinvieh, Kälber, Wagen und alles Hausgerät. Dadurch kam er in die größte Not, er besaß nichts mehr, wovon er und sein zahlreicher Anhang leben konnte. Das Arbeiten, das den Hottentotten an sich zuwider ist, hatte er in dem jahrelangen zu Felde Liegen verlernt; und Vieh zum Weiden hatte er nicht mehr. Was blieb ihm da weiter übrig, als von Raub und Diebstahl zu leben? Hendrik bildete sich mit seinen Leuten zu einer regelrechten

Diebesbande aus. In den Schlupfwinkeln und Felsenwüsten des Gansberges bei Hornfranz westlich von Rehoboth schlugen sie ihr Lager auf; von dort brachen sie, so oft sich Gelegenheit bot, oder wenn sie der Hunger trieb, in das Damraland ein und trieben so viel Rinderherden weg, als sie habhaft werden konnten. Setzten die Hirten sich zur Wehr, so wurden sie niedergeschossen. Hendriks Spione zogen durch das ganze Hereroland, um die Viehposten und Wagentransporte auszufundschaffen. Und bei alledem hatten Hendrik und seine Leute in den Gansbergen ein jammervolles Leben. Deutsche Reisende und Beamte haben sie wiederholt in der Feste Hornfranz besucht. Sie erzählen, rings umher sei trostlose Felsenwüste, kaum die dürrtigitste Weide für das hungernde Vieh. In der Nähe der Niederlassung

Macht über diese beschränkten Hottentotten- Herzen, daß sie sich des grellen Widerspruchs zwischen dem Wort Gottes und ihrer Räuberei nicht bewußt wurden.

Man kann sich aber vorstellen, welchen Jammer und welches Elend es über das ganze Land bringen mußte, wenn sich in der Mitte eine Räuberschar von 500 Männern, Weibern und Kindern einnistete, die außer dem Raub absolut nichts zu leben hatten und deshalb rauben und plündern mußten, wenn sie nicht verhungern wollten. Da konnte das Land nicht zur Ruhe kommen. Aber warum wehrten sich die friedensbedürftigen Herero nicht ihrer Haut und schlugen Hendrik mit seiner Bande tot? Die Herero rafften sich überhaupt schwer zu einer energischen That auf, und Hendrik war ihnen an Kriegslust so weit überlegen,



Namafrauen und Kinder.

feien einige gegrabene und mit Steinen eingefasste Brunnen, die kaum Wasser genug für Hendriks Leute und den kleinen Viehstand enthielten. Das Dorf selbst sei nur ein offener Flecken, mit einer niedrigen Steinmauer umgeben, die Hütten elende Mattenpontoks nach dürrtigitster Namaart, die Einwohner wildes Raubgefindel mit wahren Galgenphysiognomien, die Frauen und Kinder mit den tiefeingezeichneten Merkmalen des Hungers und Kummers. Das einzige, was noch an ehemalige, glückliche Zeiten erinnerte, war die Buschkirche in der Mitte der Niederlassung, ein viereckiger Raum, rings von Reisern umsteckt, ohne Dach, ohne Altar, ohne Bänke. Darin versammelten sich die Räuber täglich, um sich aus Gottes Wort zu erbauen, und Hendriks phantastische Schwärmerei hatte eine solche

daß er sie regelmäßig zum Narren hatte, wenn sie einen Anschlag gegen ihn planten. Höchstens wagten sie einmal Hornfranz zu überfallen, wenn sie wußten, Hendrik sei viele Meilen weit weg; dann aber hausten sie wieder unter den Frauen und Kindern mit so unmenschlicher Grausamkeit, daß Hendriks Wut von neuem gereizt wurde.

Die Deutschen aber, die seit 1884 im Lande waren und von allen Häuptlingen als oberste Herrn anerkannt zu werden beanspruchten, rührten keinen Finger, um Frieden im Lande herzustellen. Es war manchen unter ihnen in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit sogar ganz recht, daß die Herero und Naman sich gegenseitig aufrieben; um so leichter meinten sie hernach über beide Völker regieren zu können. So lange es allerdings nur 50 Mann Schutz-

truppe in D.-Südw.-Afrika gab, wäre es bedenklich gewesen, mit Hendrik anzubinden.

Und die Missionare — was konnten sie thun, um dem Unwesen zu steuern? Sie hatten ja am allerschwersten zu leiden. Die Station Windhoek lag verlassen. Die Gemeinde auf Gibeon konnte nur dürftig

Der ganze Norden des Namalandes war zu einer vollständig menschenleeren Einöde geworden. Von der Station Beresaba reiste der Barmer Missionsinspektor Dr. Schreiber auf seiner Visitationsreise (1894) elf Tage lang, ohne einen einzigen Eingeborenen zu sehen. Die verlassenen Mis-



Ein Botschmanndorf.

durch den treuen Kirchenältesten Ruben Rooman zusammengehalten werden, geistliches Leben war nicht in ihr. Die Station Hoachannas verödete unter den beständigen Raubzügen Hendriks. Von der Station Tjimbingue zogen viele, auch Christen weg, um ihr Leben und ihre Herden zu sichern.

Missionsstationen machten einen überaus traurigen Eindruck. Dr. Schreibers Begleiter sagten: „Dat is Hendrik Witbooi zyn Werk.“ Die Herero, ohne Aussicht auf Hilfe von auswärts, schlossen deshalb Frieden mit Hendrik (1891).

Seider war hiermit wenig geholfen. Hendrik lebte ja nur vom Raube; und wenn ihm das

viehreiche Herero-Land verschlossen war, trieb ihn der Hunger, sich nach andern Raubgebieten umzusehen. Da trat er denn den Namahäuptlingen gegenüber mit dem völlig nichtigen Anspruch, als Oberherr des ganzen Namalands anerkannt zu werden. Vorsichtigerweise begnügte er sich vorerst, von seinem Anspruch nur gegen schwächere Namastämme Gebrauch zu machen; besonders aber verkaufte er auf Grund desselben größere Landstrecken an die von Südoften heranziehenden Boeren. Er hatte dazu nicht den mindesten Rechtstitel; es kam ihm nur darauf an, sich in den Besitz von Vieh und Munition zu setzen, die er als Kaufpreis forderte; den Boeren kam es ebenso nur darauf an, einen scheinbaren Rechtsanspruch zu bekommen, den sie sich hernach schon für stark genug hielten, mit bewaffneter Hand durchzusetzen. Welche Verwirrung diese leichtsinnige Handlungsweise in den Rechts- und Eigentumsverhältnissen unserer Kolonie hervorrufen mußte, ist leicht einzusehen.

Da diese Landkäufe und Handelsgeschäfte mit den Boeren nicht genügten, um ihn und seine Leute zu ernähren, vergriff er sich wiederholt an dem Eigentum der Weißen. Die Deutschen hatten sich bisher so schwach im Lande gezeigt, daß er glaubte, es wagen zu dürfen.

Darin hatte er sich freilich verrechnet. Die Deutschen hatten leider thatenlos zugeesehen, so lange die Eingebornen sich untereinander zerfleischten; sobald es sie selbst ihr Hab und Gut kostete, gingen ihnen die Augen über Hendrik Witbooi auf, und sie erklärten ihm den Krieg. Vielleicht wäre es auch da noch möglich gewesen, weiteres Blutvergießen abzuwenden. Denn Hendrik war nicht abgeneigt, sich den Deutschen zu unterwerfen, als er deren Überlegenheit fühlte. Unglücklicherweise eröffnete der deutsche Befehlshaber geradej an dem Morgen die Feindseligkeiten, wo Hendrik im Rate seiner Häuptlinge beschloffen hatte, sich zu ergeben. Die Feste Hornkranz, Hendriks Burg, wurde am 12. April 1893 erstürmt. Damit war der Riß zwischen Hendrik und den Deutschen unheilbar gemacht.

Hendrik antwortete damit, daß er im August 1893 mehrere große Wagentransporte fast unter den Augen der kaiserlichen Feste Tsaobis ausraubte, und im November dess. J. die größte deutsche Ackerbauniederlassung im ganzen Lande, die Werft Kubub des Herrn Hermann, ausplünderte und Hunderte von Rindern und Tausende von Schafen und Ziegen wegtrieb. Der Verlust wurde auf über 80 000 M. geschätzt!

Zum Glück war inzwischen die deutsche Schutztruppe im Lande mehr als verzehnfacht worden, und in Major Leutwein war ein thatkräftiger Offizier an ihre Spitze getreten. Er jagte Hendrik ein halbes Jahr wie ein gehektes Wild durch das ganze Namaland; schließlich gelang es ihm, den schlauen Gegner in seiner unzugänglichen Felsenburg Nauklust zu umstellen und so fest zu umschließen, daß Hendrik nichts übrig blieb, als sich nach heftigem Widerstand auf Gnade und Ungnade zu ergeben.



Major Leutwein.

Das ist das traurige Ende eines so schönen Anfangs; die Unbeständigkeit, der Hochmut und der Rassenhaß, die drei Nationalfehler der Nama, haben zusammengewirkt, um aus der Station Gibeon, die lustig und schön blühte wie ein Garten Gottes, eine Einöde voll Raubs und Mords, aus der Familie Witbooi, die ein Segen für ihr ganzes Volk zu werden versprach, eine Rotte von Räubern und ein Jahrzehnt lang das ärgste Hindernis aller gedeihlichen Missionsarbeit im Lande zu machen. Hendrik Witbooi Vater und Sohn weilten beide noch unter den Lebenden; es sind offenbar in ihnen noch nicht alle edleren Regungen erstickt. Als der alte Hendrik kürzlich in einer christlichen Gehilfenschule weilte und sich von den Jünglingen auf der Violine vorspielen ließ, brach er in Thränen aus, wie er selbst nachher sagte, in Erinnerung an frühere, glücklichere Zeiten. Auch der

Major Leutwein ist offenbar der Überzeugung, daß in Hendrik trotz seiner Vergangenheit ein edler Kern ist. Denn er hat ihm für alles Vergangene Amnestie gewährt, ihn als Häuptling von Gibeon anerkannt und ihn sogar mit einem

Jahresgehalt von 2000 M. in deutsche Dienste genommen. So wollen wir schließen mit dem Wunsche, daß der barmherzige Gott ihm noch Raum zur Buße und Zeit gewähren möge, durch ein gutes Regiment die Frevel des letzten Jahrzehnts zu sühnen.

Vom großen Missionsfelde.

Nachrichten aus Indien.

Die Missionsarbeit in Indien ist von der größten Mannigfaltigkeit. In dem Getriebe der Großstadt, im Gewirr der ungeheuren heidnischen Volksversammlungen, in den stillen Frauengemächern und in den abgelegenen Gebirgsdörfern der Ureinwohner, überall ertönt das Evangelium. Jedem Volksstamm und jeder Bildungssphäre sucht es sich anzupassen.

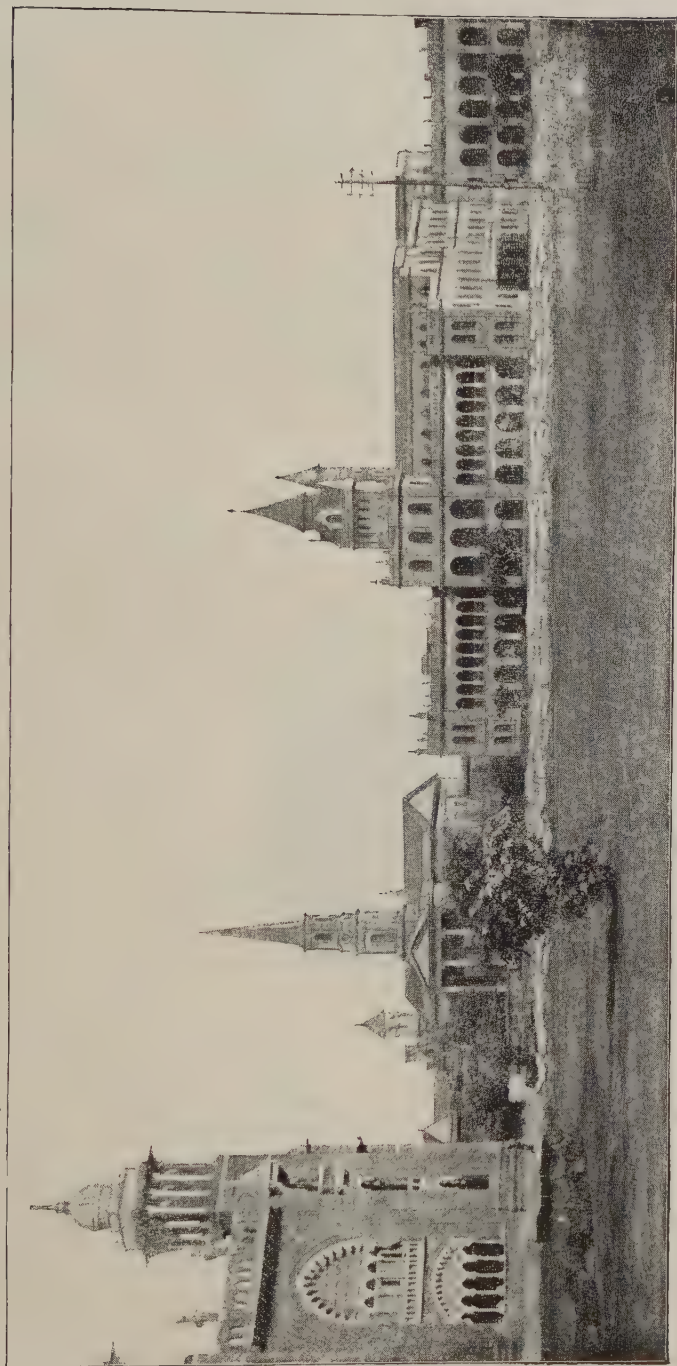
Diesjenige Arbeit, welche in den letzten Jahren im Vordergrund des öffentlichen Interesses gestanden hat, sind die sog. Heidenschulen, d. h. die niederen und höheren Schulen, Gymnasien und Universitäten, in welchen die evangelische Mission die strebsame Jugend Indiens mit dem Evangelium bekannt zu machen sucht.

Heidenschulwesen. Die Mission hat in Indien ein großartiges Schulwesen geschaffen. Die größte Missionschule Indiens, wahrscheinlich die größte der Welt, ist das schottische „christliche Kolleg“ in Madras. Es entspricht dem Range nach ungefähr einer deutschen Universität und zählte im letzten Semester nicht weniger als 807 Studenten, und die mit dem Kolleg verbundenen niederen Schulen wurden von 985 Schülern besucht.

Die Anziehungskraft dieser Schulen für Eltern und Kinder beruht in den meisten Fällen nicht auf dem Religionsunterricht, sondern auf der weltlichen Bildung, die sie erteilen. Die letztere soll die jungen Leute befähigen, ein für ihr Fortkommen vorteilhaftes Regierungsexamen zu machen. Die Besseren schätzen etwa noch den veredelnden Einfluß des christlichen Religionsunterrichts, der aber von den Schülern oft mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerstreben besucht wird. Oft genug werden auch die

im Religionsunterricht erhaltenen Eindrücke durch die Einflüsse der heidnischen Familie wieder verwischt. Aber trotz aller Enttäuschungen und Mißerfolge sind diese Schulen das einzige Mittel, um an die heranwachsende Jugend und die gebildeten Kreise des Volkes heranzukommen. Sie aufgeben hieße die Zukunft Indiens preisgeben. Daß es auch bei diesen Heidenschulen an vielen erfreulichen und ermunternden Erlebnissen nicht fehlt, dafür nur ein Beispiel.

Ein Basler Missionar, der im Religionsunterricht zuerst viel Not mit seinen Zöglingen hatte, schreibt: „Merkwürdig, nach und nach kam ein anderer Geist über die Schüler, und die meisten nahmen an der Lektion mit völligem Interesse teil. Besonders in den letzten Stunden über die Leidensgeschichte waren auch die früher flatterhaftesten und gleichgültigsten Schüler Auge und Ohr. Da war nichts mehr zu sehen von jenem Hinstieren ins Leere, jenem Bestreben, die Wahrheiten des göttlichen Wortes wie Wasser an sich ablaufen zu lassen, von jenem trostigen Sinn und Widerspruchsgeist, der sich mit Willen verschließt gegen die Wahrheit, weil sie unbequem ist. Da war ein Hingegenommensein von der Kreuzeschöne dessen, der sein Herzblut für uns gab, ein geheimes, aber dem Lehrer fühlbares Erzittern der Seelen vor der heiligen Gerechtigkeit Gottes, die in dem Tode des Gerechten offenbar wurde, ein unwillkürliches Hingeben der Seele an den, der gesagt hat: „Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen.“ (Heidenbote 1894, 60. Basl. Jahresber. 1894, 12.)



Das „Christliche Colleg“ in Madras.

Glücklicherweise würde man ein verzerrtes Bild von den Erfolgen der indischen Missionsarbeit haben, wenn man dächte, unter den Vornehmen und Gebildeten kämen keine Bekehrungen und Taufen vor. Die Berichte jedes Jahres haben gottlob von einer ganzen Anzahl zum Teil sehr bemerkenswerter Einzelfälle zu erzählen. Wir wählen aus der Fülle nur zwei Beispiele. Lassen wir uns zuerst von dem hochgelehrten Professor und Doktor der Theologie Imad-ud-din die Geschichte seiner Bekehrung erzählen.

Imad-ud-dins Bekehrung. „Ich kenne die Namen meiner Vorfäter bis



Professor Imad-ud-din.

zum dreißigsten Gliede. Sie waren alle Mohammedaner, und es sind unter ihnen berühmte Glaubenshelden des Islam gewesen. Ich wurde ungefähr im Jahre 1830 in Panipat bei Delhi geboren, und von frühester Jugend an war es mein beständiger Wunsch, den Mohammedanismus zu studieren und mein Leben seiner Verteidigung und Ausbreitung zu widmen. Mit sechzehn Jahren wurde ich zu meiner Ausbildung nach Agra geschickt und dort von erleuchteten, berühmten Gelehrten in der Theologie des Islam unterrichtet; um meine weltliche Ausbildung nicht zu vernachlässigen, besuchte ich fünf Jahre

lang die Regierungs-Hochschule zu Agra. Als mein theologischer Bildungsgang beendet war, verließ ich die Hochschule nach wohlbestandenem Examen mit ehrenvollen Zeugnissen. Von meiner Jugend bis zum Jahr 1860 beobachtete ich ernstlich und aufrichtig alle die Vorschriften des Mohammedanismus bis ins einzelne unter viel Mühe und Beschwerde.

Drei Jahre lang predigte ich in Agra und viele Jahre lang in unzähligen Moscheen hin und her im Lande. Ich war ein abgeflagter Gegner des Christentums; aber im Mohammedanismus fand ich nichts, woraus ein vorurteilsfreier Mensch in Wahrheit Trost und Hoffnung für das Herz schöpfen konnte, obwohl ich im Koran und in den Überlieferungen ernstlich danach suchte. Gebräuche, Sitten und Lehren fand ich im Überfluß, aber niemand kann durch deren Beobachtung auch nur das Geringste für das Heil der Seele gewinnen. Doch stieg deshalb das Christentum keineswegs in meiner Achtung, sondern ich hörte nicht auf, es nach Kräften zu bekämpfen.

„Im Jahre 1864 traf ich einen alten gottesfürchtigen, ehrwürdigen Engländer, einen Beamten im Dienste der Regierung, und im Gespräch kamen wir auf die Frage, welche von den vielen Religionen der Welt die wahre sei. Er verfocht den christlichen Glauben als den wahren; ich behauptete, daß keiner der wahre sei. Alle Reli-

gionen, sagte ich, seien nur eine Sammlung von menschlichen Gedanken und Gebräuchen, durch deren Befolgung nichts zu gewinnen sei, und diese meine Bemerkung ruhe auf jahrelangen, gewissenhaften Untersuchungen. „Aber,“ sagte der Herr, „haben Sie wirklich den christlichen Glauben ehrlich geprüft und sind enttäuscht worden?“ Ich antwortete: „Ja, ich that's und fand ihn falsch.“ Aber ich log. Er erwiderte:

„Ist es wirklich wahr, was Sie sagen, daß Sie das Christentum geprüft und falsch erfunden haben?“ Als ich das Wort „wahr“ aus seinem Munde hörte, schämte ich mich vor Gott und sagte: „Herr, nicht

ich selbst habe diesen Glauben geprüft, ich habe auch die Bibel nicht gelesen oder mich über ihre Lehren unterrichtet. Aber nachdem ich alle mohammedanischen Streitschriften gegen das Christentum gelesen habe, erkläre ich auf Grund derselben auch diese Religion für falsch," denn so war ich wirklich zu dieser Meinung gekommen. Er sagte zu mir: „Und was wollen Sie Gott am jüngsten Tage antworten? Er hat jedem das Licht der Vernunft gegeben, und jeder hat die Pflicht, dieses Geschenk Gottes zu gebrauchen. Sie haben die ihrige noch nicht benutzt, um den christlichen Glauben zu erkennen, und doch erklären Sie ihn auf Grund bloßer Behauptungen anderer für falsch. Das heißt: blindlings auf andere schwören, statt die Sache selbst zu untersuchen.“

„Diese Worte trafen mich so ins Herz, daß ich mich von da an überwand, die christliche Religion vorurteilsfrei zu prüfen. Zwei Jahre lang beschäftigte ich mich ununterbrochen damit, und nachdem ich zu der Erkenntnis gekommen war, daß der christliche Glaube der wahre sei, ward ich am 29. April 1866 in Amritsar getauft. Seitdem habe ich bis heute ununterbrochen darüber nachgefragt, wie die Mohammedaner aus ihren Irrtümern zu retten seien.“ (Ch. Miss. Intell. 1893, August. Leipziger Miss.-Bl. 1894, 28 ff.)

Stellen wir neben diesen Bericht Imad-ud-dins, den er dem Religionskongreß von Chitago überreicht hat, eine hoch erfreuliche Bekehrung aus der allerjüngsten Zeit.

Bekehrung und Taufe eines gebildeten Hindu in Bombay. Narajan Belinkar hatte von seinem elften Jahre an fast ununterbrochen die schottischen Missionschulen in Bombay besucht. Kaum achtzehn Jahre alt bezog er das Wilson-Kolleg, die berühmte schottische Missionsuniversität in Bombay. Seine große Begabung und seine glänzenden Fortschritte zogen die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf ihn; er bestand die schweren Staatsexamina mit Auszeichnung und erhielt sogar wegen seiner hervorragenden Tüchtigkeit von der Regierung ein Stipendium, um seine Studien in England fortzusetzen. Kaum 35 Jahre alt, war er am Wilson-Kolleg als Professor des Lateinischen und des römischen Rechtes angestellt.

Während all dieser Jahre hatte Nara-

jan nicht aufgehört, die religiösen Fragen mit allem Ernste zu durchdenken. Er war einer der fleißigsten Besucher der Missionsgottesdienste, weder Sturm noch Regen hielten ihn zurück. Trotzdem war er Heide, er war sogar eins der einflußreichsten und thätigsten Glieder einer heidnischen Hindugesellschaft. Aber sein Wahrheit suchendes Herz ließ ihn immer wieder zur Bibel greifen, und eine von den großen Thatfachen des Heils nach der andern wurde ihm zur unumstößlichen Gewißheit. Nur zur Taufe konnte er sich noch immer nicht entschließen. Der Rektor des Kollegs, Professor Macdichan, leitete ihn mit schonender Zurückhaltung; in der Christengemeinde Bombays wurde unaufhörlich für ihn gebetet. Endlich im September 1894 kam er in stiller Abendstunde zu Professor Macdichan und bat um die Taufe. Am Sonntag den 23. September 1894 wurde er feierlich in die christliche Kirche aufgenommen. Die schottische Missionskirche war bis auf den letzten Platz gedrängt voll, selbst vor den Fenstern drängte sich das Volk; alle wollten es sehen, wie der gelehrte Professor in weißem Gewande vor dem Taufaltar sich niederbeugte und die heilige Taufe empfing.

In den Wohnungen der Studenten.

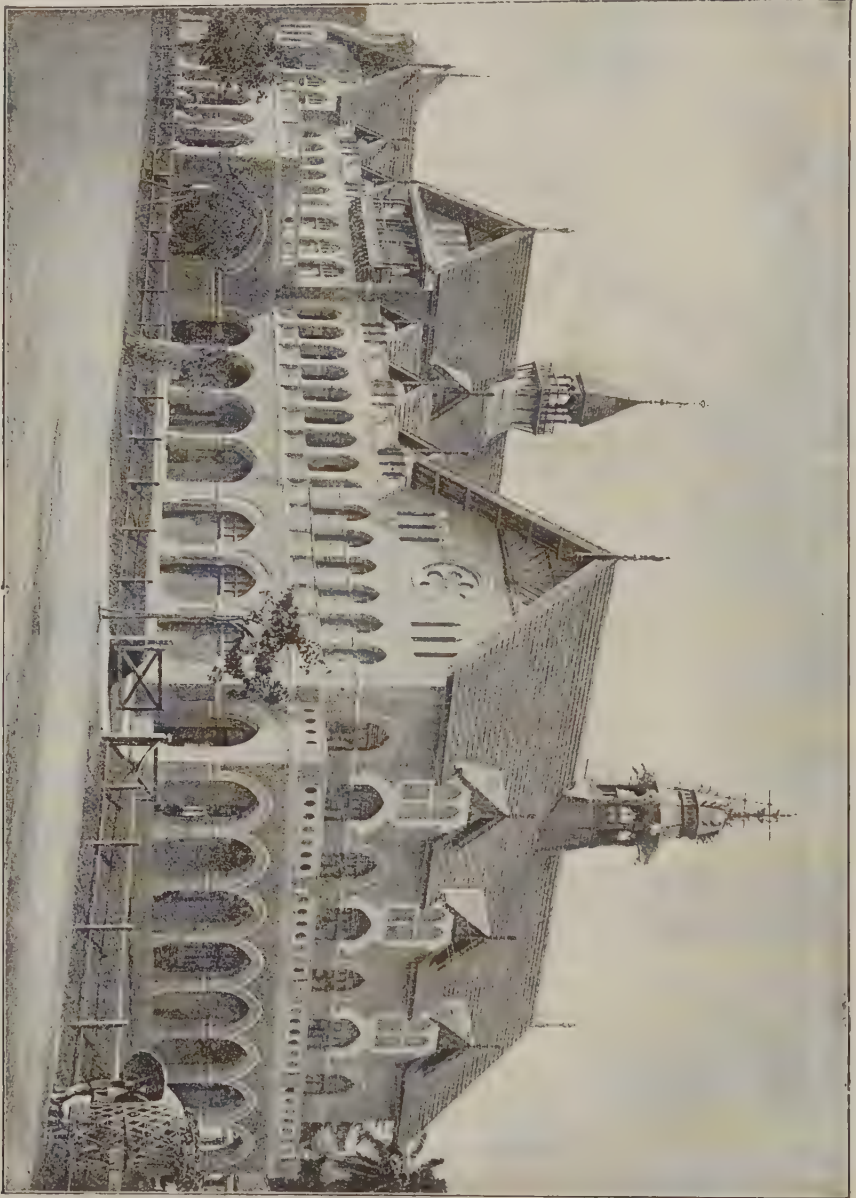
Diese Beispiele von Empfänglichkeit für das Wort Gottes gerade in den gebildeten Kreisen machen es verständlich, daß die evangelische Mission in jeder Weise an die studierende Jugend heranzukommen sucht. Ein besonders in Bengalen beliebtes Missionsmittel dieser Art sind die Hausbesuche bei den Studenten. Die Hindu-jünglinge, welche die hohen Schulen besuchen, thun sich nämlich in Gesellschaften von 5 bis 20 Studenten zusammen, mieten sich ein eigenes Haus — sagen wir lieber, eine kleine elende, schmutzige Hütte und richten sich darin eine Junggesellenwirtschaft ein, so gut sie es verstehen. Die meisten sind noch ärmer, als ihre deutschen Kollegen. Begleiten wir einen Missionar auf dem Besuch in einer solchen Studenten-Wirtschaft.

Der Fußboden besteht aus feuchtem Lehm und ist einen Fuß erhöht. Die Wände sind rohe Matten in schlechtem Zustande mit vergitterten Löchern als Fenster, die des Nachts durch eine Klappe verschlossen werden; die Thür ist nicht

besser. Wenn wir uns dem Ort nähern, hören wir ein Babel von Stimmen. Jeder der Bewohner studiert fleißig — d. h. er liest, wie es hier allgemein Sitte ist, aus seinem Lehrbuch so laut als möglich vor sich

Britschen mit vier Füßen; diese dienen dem Eigentümer zugleich als Bettstelle, als Tisch, Schrank und Schreibpult. Eine Grasmatte ist darüber gebreitet, ein Betttuch liegt zusammengewickelt am Kopfende.

Das „Mission-Hotel“ in Kanton.



hin. Geschichte, Geographie und Grammatik kämpfen in diesem Stimmengewirr um die Oberhand, — das Ganze ist ein unbeschreibliches Getöse. Wir öffnen die Thür. Auf allen vier Seiten des kleinen Gemaches sehen wir niedrige hölzerne

Der Student sitzt mit untergeschlagenen Beinen in der Mitte, einen Shawl kühn um die Brust geschlagen, Bücher, Schreibhefte und Tintesaß stehen vor ihm auf dem Holze. Kommt jemand zu Besuch, so setzt er sich auf den Rand des Bettes oder

legt seine Schuhe ab und hockt neben dem Studenten nieder. Weitere Ausstattung ist in einem solchen Studentenheim nicht zu entdecken außer etwa einem Bücherbrett und allenfalls einer Medizinflasche mit Öl zum Salben nach dem Bade.

Wie wir eintreten, springen alle auf und kommen uns bis an den Rand ihrer Britsche entgegen. Alles Studieren hört auf; wir suchen uns einen Platz und fangen an zu reden. Von benachbarten

Hütten kommen noch mehr Studenten, bis das Zimmer ganz voll ist. Einer möchte eine biblische Anspielung in seinem Lehrbuch erklärt haben; ein anderer möchte eine theologische Debatte anregen. Ein Paket mitgebrachter Predigten wird dankbarst entgegengenommen. Oft findet sich passende Gelegenheit zu ernster Predigt von Christo und seinem Kreuze.

(Bapt. Miss. An. Rept. 94, 27.)

Vermischtes.

1. Drei bemerkenswerte Zeugnisse für die Mission. Der Generalgouverneur von Bengalen, Sir Charles Elliott, hatte bei dem großen Jahresfest der englischen Kirchenmissionsgesellschaft in Kalkutta (1894) eine Rede übernommen. Er wies darin zunächst hin auf die Neutralität der Regierung in allen Angelegenheiten der Mission, die es ihm als ihrem Beamten unmöglich mache, sich direkt an dem Befehrungswerke zu beteiligen; aber das könne einem Regierungsbeamten niemand wehren, daß er für das Wachstum der Sittlichkeit und die Förderung der Volksbildung ein offenes Auge habe. Denn die Förderung dieser guten Zwecke ist einer von den Hauptgründen, die Englands Gegenwart in Indien rechtfertigen. „Von diesem Gesichtspunkt aus,“ fuhr er fort, „muß jeder Regierungsbeamte in der edlen Schar von Missionaren eine Hilfstruppe von dem größten Werte sehen, die in der wirksamsten Weise an unserer Seite mit den besten Waffen kämpfen. Ich würde es bedauern, wenn ich eine Gelegenheit vorbegehen ließe, meiner Bewunderung über dies opferfreudige und hingebende Leben der Missionare Ausdruck zu geben, jener Männer, die unter viel Entbehrung und Anfechtungen ohne eine Aussicht auf eigenen Gewinn in diesem Lande arbeiten. Solch ein Leben kann uns zum Vorbild dienen, dem wir alle gern nachfolgen möchten.“ (Leipz. ev.-luth. Miss.-Bl. 1894, 348.)

General Merrill. In Kalkutta hat neulich der Generalkonsul der Vereinigten Staaten, General Merrill, nach mehrjährigem Aufenthalt in Indien vor seiner Rückkehr nach Amerika eine Abschiedsrede gehalten und darin folgendes schöne Zeugnis

für die Mission abgelegt: „Als der große amerikanische Krieg vorüber war, fragte ich einen Offizier, der vier Jahre lang alle Nöte und Kämpfe derselben mitgemacht hatte, welches von all seinen Erlebnissen im Feld, im Lager, im Gefängnis oder im Spital den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht habe. Er besann sich einen Augenblick und sagte dann: Eines Tages trat ich in ein Spital und sah dort, wie eine feine Dame, die ihre ferne Heimat verlassen und zur Armee gekommen war, um den Kranken und Verwundeten zu dienen, — ich sah, wie dies liebliche Wesen mit Waschbecken und Handtuch von Bett zu Bett ging, um den armen, zum Teil sterbenden Soldaten mit zarter Hand die Füße zu waschen, und das mit solcher Demut, als geschehe ihr ein Dienst damit, nicht umgekehrt. Ich mußte mich abwenden, um die Thränen abzuwischen, die mir in die Augen traten; und ich sage ihnen: wenn alle andern Erinnerungen mir entschwunden sein werden, diese wird bleiben! Und nun, meine Freunde, was während meines dreijährigen Aufenthalts in Indien den tiefsten Eindruck auf mich gemacht hat, ist der Anblick derer, welche aus weiter Ferne, aus ihrer Freundschaft und Verwandtschaft hierher gekommen sind, um den Geringsten und Verkommensten nachzugehen, sie zum Vater im Himmel zu weisen und ihnen von den vielen Wohnungen dort oben zu sagen. Wenn all die bunten Bilder des indischen Lebens, die ich gesehen, sich werden vermischt haben, so wird das eine Bild hell und klar in meinem Gedächtnis stehen bleiben.“

Calw. M.-Bl. 1894, 48.

Ein indisches Urteil. Selbst ein Feind der Mission, Protap Tschander

Mosumdar, einer der heidnischen Stimmführer Indiens, sieht sich zu folgendem bemerkenswerten Zeugnis gedrungen: „Indien nimmt mit jedem Tage Christum in zunehmendem Maße auf. Die ganze Atmosphäre ist so durchsättigt mit christlichen Einflüssen litterarischer, geschichtlicher und persönlicher Art, daß dieser christliche Geist das ganze Land ansteckt.“

2. Eine Witwenverbrennung. Ein alter Missionar schildert uns aus seiner Erinnerung eine solche Verbrennung, wie sie früher in Indien an der Tagesordnung waren: „Ich kam ungefähr um 5 Uhr nachmittags an den Ort, wo eine große Menge versammelt war. In der Mitte war ein Scheiterhaufen, auf dem die Leiche des Mannes lag. Neben dem Scheiterhaufen stand, von Brahmanen umgeben, die Sänfte der jungen Witwe, die geopfert werden sollte. Man erlaubte mir, mit ihr zu sprechen, ich fand aber, daß es nutzlos war, denn man hatte ihr starke Betäubungsmittel gegeben. Die Witwe hätte siebenmal um den Scheiterhaufen gehen sollen, da sie aber kaum stehen konnte, trug man sie einmal herum und legte sie dann neben die Leiche ihres Mannes. In diesem Augenblicke schien die Frau zum Bewußtsein zu kommen, denn sie schlang ihre Arme

um die Leiche und drückte sie zärtlich an sich. Die Brahmanen aber eilten, ihr schreckliches Werk zu vollenden. Sie häuften das noch übrige Holz ungefähr zwei Fuß hoch auf die Leiber und schnürten es noch mit gekreuzten Bambusstäben fest, damit die Arme, wenn sie das Feuer fühlte, das Holz nicht wegstoßen und entwischen könnte. Dann kam ein ungefähr zwölfjähriger Knabe, wahrscheinlich ein Bruder der Witwe, und zündete mit einer Fackel den Holzstoß an. In diesem Augenblick entstand ein betäubender Lärm von Gongs und Trommeln, während die Menge in ein Jubelgeschrei ausbrach. Dadurch wurde das Schreien und Stöhnen des armen Opfers übertönt.“ (Basl. Miss.-Mag. 1894, 409.)

3. Verschiebung der religiösen Verhältnisse in Malabar. Nach der letzten Volkszählung haben sich auf der Malabar-Küste in Vorder-Indien die Hindu um 9 Prozent, die Christen um 10 Prozent, die Mohammedaner aber um 18 Prozent vermehrt. Wenigstens 20 000 Malabaren sind im letzten Jahrzehnt zum Islam übergetreten. Und doch arbeitet dort die überaus solide, tüchtige Basler Mission; eine ernste Mahnung an die evangelischen Christen, ihre Anstrengungen zu verdoppeln, damit uns nicht der Islam den Vorrang abläuft.

Bücherbesprechungen.

50 Bilder aus der Gohnerschen Kolmission mit erläuterndem Text und Karte von Missions-Inspektor Kaufch und Missionar Hahn. Friedenau-Berlin, Buchhandlung der Gohnerschen Mission. Preis elegant gebunden 4 M.

Bilder aus dem Gebiete der Norddeutschen Missions-Gesellschaft. Hft. 1. Missionsstation Keta. Hft. 2. Bergstation Amedschowhe. Hft. 3. Missionsarbeit. Hft. 4. Reisen der Missionare. Hft. 5. Land u. Leute. Jedes Heft einzeln 0,60 M.

Zwei Veröffentlichungen, welche wir mit großer Freude begrüßen! Das ist der Gedanke, aus dem heraus unser Blatt entstanden ist, daß die fremdartigen Verhältnisse der Missionsgebiete durch Wort und Bild zugleich uns nahe gebracht werden müssen. Die großen Fortschritte des photographischen Verfahrens ermöglichen heute eine getreue Reproduktion originaler photo-

graphischer Aufnahmen. Wir sind dadurch in den vorliegenden Büchern in den Stand gesetzt, die Missionare mitten in ihrer Arbeit zu beobachten. Hier faßt ein Bild den Augenblick, wo die zahlreich versammelte Gemeinde dem Gotteshause entströmt. Dort ist der Missionar gerade im Begriff, zur Predigtreise aufzubrechen u. s. w. Mit solcher Unmittelbarkeit und Sicherheit war es früher gar nicht möglich, das Missionsleben zu veranschaulichen. Die Ausführung der Bilder ist in beiden Werken glänzend, die Bilder machen einen künstlerisch vollendeten Eindruck. Das erste Werk ist in seinem schönen Einbände trotz seines erstaunlich niedrigen Preises ein vornehmes Geschenk, welches sich in jedem Salon schon sehen lassen kann. Wir machen die Freunde der Kolmission deshalb noch besonders darauf aufmerksam, weil das Buch eine Jubiläumsgabe zur 50jährigen Jahresfeier der Kolmission ist.

Die Bilderhefte der Norddeutschen Mission führen uns zumeist nach der deutschen Kolonie Togo und geben nicht nur von der dortigen Missionsarbeit, sondern auch von dem Leben und Treiben unserer Schutzbefohlenen eine vielseitige Anschauung.

Andree's Allgemeiner Handatlas. Viefelfeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 3. Aufl. 1893. Elegant geb. 24 M.

Zum verständnisvollen Lesen eines Missionsblattes gehören die Landkarten, durch welche die besprochenen Gebiete, die Lage der Stationen, die Gestaltung des Erdbodens, der Lauf der Flüsse u. s. w. anschaulich vor Augen treten. Ohne Karten schweben alle Detailkenntnisse aus der Mission in der Luft. Wir möchten unsere Leser bitten, die kleine Mühe nicht zu scheuen und bei der Lektüre dieses Blattes einen Atlas zur Hand zu nehmen. Allein wir geraten einigermaßen in Verlegenheit, wenn wir gefragt werden, welcher Atlas zu diesem Zweck der geeignetste sei. Der äußerst sorgfältig gearbeitete große Missionsatlas, mit dem sich D. Grundemann ein ehrenvolles Denkmal seiner umfassenden Missionskenntnis und seines unermüdlischen Fleißes gesetzt hat, ist leider veraltet. Der sog. „Kleine Missionsatlas“ D. Grundemanns, der 1886 im Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw in zweiter Auflage erschienen ist, muß als ganz unentbehrlich für das Studium der Mission bezeichnet werden, und möchten wir deshalb seine

Ansaffung jedem Missionsfreunde dringend empfehlen. Allein dieser kleine Atlas giebt nur ein unvollständiges kartographisches Bild. In dankenswertester Weise hat sich deshalb D. Grundemann der großen Arbeit noch einmal unterzogen, einen neuen „mittleren Missionsatlas“ zu zeichnen; und was der Unterzeichnete von fertigen Karten aus diesem Werke gesehen hat, giebt ihm die Hoffnung, daß derselbe ein ebenso erschöpfender und in seiner Art vollendeter Atlas sein werde wie der erste. Allein es wird gewiß noch ein halbes Jahr vergehen, ehe er im Druck erscheint. In der Zwischenzeit möchten wir unsern Lesern den bekannten Andree'schen Atlas als kartographische Grundlage ihrer Studien empfehlen. Derselbe ist ja nach andern Gesichtspunkten als den missionarischen gearbeitet. Und auf einigen Gebieten, welche wie Südafrika von Missionsstationen übersät sind, macht sich ein Mangel fühlbar geltend. Aber auf bei weitem den meisten Missionsgebieten in Amerika, West-, Central- und Ostafrika, Indien und China findet man in diesem Atlas genügend Belehrung, um sich zu orientieren. Es ist nicht nötig, an dieser Stelle die rühmlichst bekannten Vorzüge dieses Werkes hervorzuheben, die elegante Ausstattung, die zweckmäßige Bevorzugung der Gebiete, welche für uns im Vordergrund des Interesses stehen, und das vollständige Namenverzeichnis am Schluß, welches das Zurechtfinden ungemein erleichtert.

Zwei Hilferufe.

Zwei norddeutsche Missionen sehen sich genötigt, Hilferufe in die Missionsgemeinde auszuheben zu lassen. Die Berliner **südafrikanische** Mission steht vor einem Fehlbetrag von 80 000 M., der bedrohlich ist, weil die Ausgaben dieser Gesellschaft unausgesetzt steigen. Dem Drängen der Missionsfreunde folgend hat sie nämlich in den letzten Jahren zwei neue Gebiete, die Kolonie Deutsch-Ostafrika im Kondelande und das an ihr altes Gebiet angrenzende Bonia- oder Maschona-Land, in Angriff genommen. Es mußten deshalb in jedem der letzten vier Jahre eine oder zwei neue Stationen angelegt werden. Die wachsenden Unkosten für den Unterhalt der Missionare und der Stationen aufzubringen ist eine heilige Pflicht der heimischen Missionsgemeinde. Es liegt den jetzigen Leitern dieser Mission um so mehr daran, diesen Ausfall der Einnahmen schnell auszugleichen, weil sie dem am 1. April dieses Jahres neueintretenden Missionsdirektor Gen-

schen aus Belgard gern die Missionsleitung ohne die Last eines Defizits übergeben möchten.

Fast noch schmerzlicher ist die Not, in welcher sich die Berliner **Kolsmision**, die sogenannte Gokner'sche Mission, befindet. Seit zwei Jahren hören in dieser Mission trotz der äußersten Sparsamkeit die Geldverlegenheiten nicht auf. Nach dem Urteil eines unserer tüchtigsten Missionsgelehrten, D. Grundemann, ist die Kolsmision zur Zeit die reichgesegnetste unter allen indischen Missionen. Dort ist das Wort Gottes wirklich eine Macht im Volksleben geworden, eine Volkskirche ist im Entstehen, alle Jahre können einige Tausende getauft werden. Immer weiter thun sich die Thüren im Südwesten und Osten des bergumflossenen Kolsgbietes auf. Der Schade ist vielleicht nicht wieder gut zu machen, wenn jetzt der Missionsleitung nicht die Mittel in die Hand gegeben werden, um energisch und erfolgreich das so sichtbar gesegnete Werk weiter-

zuführen und auszudehnen. Die Kolmissionsion feiert, wie schon erwähnt, in diesem Jahre ihr fünfzig-jähriges Jubiläum. Ihre Missionare in Indien haben angeregt, daß jeder von ihnen die Hälfte eines knapp zugemessenen Monatsgebaltens opfere, um an ihrem Teil die Mittel zur Weiterführung des Werkes beschaffen zu helfen. Können wir in der Heimat es verantworten, daß sie, die ohnehin die Last der Missionsarbeit tragen, sich noch

solche Opfer zumuten? Und können wir das ruhig mit ansehen, ohne selbst eine Gabe zum Jubiläumssfonds zu geben?

Die Geschäftsstelle dieses Blattes, C. Bertelsmann in Gütersloh, ist bereit Gaben für die Missionsgesellschaften in Empfang zu nehmen und darüber in diesem Blatte zu quittieren.

Inhalt: Petrich, Hermann Theodor Wangemann. — Richter, Hendrik Witbooi. — Vom großen Missionsfelde. — Vermischtes. — Bücherbesprechungen. — Zwei Hilferufe.

Inseraten-Preis: Die dreispaltige Nonpareillezeile 30 Pf., bei 30 Zeilen 10 Prozent Rabatt, bei zweimaliger Aufnahme sowie bei 50 Zeilen 20 Prozent Rabatt.

Geistliche Hausmusik

aus dem

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Zahn, Johs., Pfalter und Sarfe. Ein evangelischer Liederschatz von 532 Kirchenliedern mit 560 Melodien in vierstimmigem Satz für Gesang, Harmonium oder Klavier. Mit Text u. 5 Registern. 4,50 M., geb. 5 M.
— **Leichte Präludien für das Harmonium** komponiert. 2 Hefte à 1 M.

Geistliche Arien aus den Werken älterer und neuerer Tonmeister. I. Teil: 50 Arien für Sopran oder Tenor. 3 M., geb. 3,60 M. II. Teil: 30 Arien für Alt. 1,80 M., geb. 2,40 M. III. Teil: 30 Arien für Bass. 1,80 M., geb. 2,40 M.

Geistliche Puette aus den Werken älterer und neuerer Tonmeister. 2 Teile à 1,80 M., zus. geb. 4,50 M.

Hauschoralbuch. Alte und neue Choralgesänge mit vierstimmigen Harmonien und mit Texten. 9. Aufl. 3 M., geb. 3,60 M.

Verlag von C. Bertelsmann
in Gütersloh.

Alt-Nürnberg

in seinen

Gottesdiensten.

Ein Beitrag

zur
Geschichte der Sitte und
des Kultus
von

M. Herold.

Mit e. Ansicht der Sebalduskirche.

Mit roter Einfassung.

4 M., gebunden 4,80 M.

Christliche

Familienabende.

Gesammelte Vorträge

von

Schliepe und Tiedtke.

Pfarrer.

Prediger.

Erstes Bändchen.

1,50 M., in Halblwd 1,80 M.

Familien-Pensionat in Bielefeld

von Pastor Dr. G. von Rohden.

Beste Empfehlungen. Prospekte stehen zur Verfügung.

Als praktische Geschenke

empfehle ich meine **Papier-Ausstattungen** in Kassetten v. 50 Pf. an bis 10 M., feines **Billetpapier**, 100 Bogen u. 100 Rouverts von 1 M. an. Ferner empfehle ich sämtl. **Schreibwaren** u. **Kontor-utenfilen**, sowie ff. **Lederwaren**: **Photographie-Albums**, **Portemonnaies**, **Cigarrentaschen** etc. zu den billigsten Preisen.

Man verlange meinen Katalog.

J. D. Küster Nachf., Bielefeld
Versand-Geschäft.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Biblische

Jünglingsbilder

in zwanglosen Rahmen.

Von

G. W. Ulrich-Kerwer.

3,20 M., geb. 4 M.

mit Goldschnitt 4,60 M.

Biblische

Jungfrauenbilder

in zwanglosen Rahmen.

Von

G. W. Ulrich-Kerwer.

3,20 M., geb. 4 M.

mit Goldschnitt 4,60 M.

Herausgegeben von Pastor **Julius Richter** in Rheinsberg (Mant).

Druck und Verlag von **C. Bertelsmann** in Gütersloh.



I. Jahrgang.

1895.

April.

Der Nagbanshi oder Schlangenprinz.

Von D. Flex.

Tief im Herzen Indiens, hineingebettet in die Thäler und Schluchten des Bindhyagebirges, liegt ein Land, dessen Name einst in der Geschichte der christlichen Wiedergeburt des alten Hindostans mit goldenen Buchstaben verzeichnet sein wird. Es heißt Chota (spr. Tschota) Nagpur und hat den Ruhm, unter den heidnischen Provinzen Central-Indiens die erste gewesen zu sein, welche sich dem Evangelium erschloß. Mehr denn 50 000 Bekehrte sind lebendige Zeugen der wiederbelebenden Kraft des Wortes Gottes, und Hunderte, ja Tausende von ihnen wirken durch Wort und That an der Ausbreitung desselben unter den benachbarten Volksstämmen und an dem Aufbau der christlichen Kirche in ihrer eigenen Mitte.

Auf einem der Hochplateaus, welche sich in dieser gebirgigen und waldbreichen

Gegend erheben, liegt etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel Ranchi, der Hauptsitz der verschiedenen Missionsgesellschaften, welche diesen Teil des indischen Kontinents zu ihrer Arbeitsphäre gemacht haben. Der Ort ist reizend gelegen. Die mehrere Quadratmeilen umfassende Hochebene ist von allen Seiten von bewaldeten Bergketten umringt, welche sie von der Außenwelt abschließen. In schnellem Lauf machen sich die Flüsse Bahn durch die Bergwüdnisse. Rauschende Wasserfälle unterbrechen die Stille der meilenweiten Urwälder. Nur wenige Pässe vermitteln den Zugang. Das Saumtier genügt noch, die wenigen ausländischen Waren, wie Tabak, Salz und dergleichen, welche die Bewohner dieses abgelegenen Fleckchens Erde bedürfen, herbeizuschaffen, sowie die Produkte, welche sie abgeben können, und die zum größten Teil nur

aus den verschiedenen Reissorten bestehen, welche in den buchtigen Einschnitten und Thalschluchten gebaut werden, auszuführen. Und für den Reisenden, der dann und wann die Welt jenseits der Berge sehen will oder sich von draußen herein verirrt, giebt's, wenn er sich seinen eigenen Füßen nicht anvertrauen will, den landesüblichen Palki (Sänfte), den zweirädrigen Ochsenkarren

verschiedenheiten im Dorf legt der Pant-schanat¹⁾ bei, und alles andere bleibt der väterlichen Fürsorge der Hakims²⁾ überlassen. Nahrungsorgen quälen die Leute selten, denn ihre Hauptnahrung besteht in Reis, der überall wächst, und ist er aufgezehrt, so ersetzen Gräser, Kräuter, Baumblätter u. s. w. seine Stelle. Wohnungsnot giebt es nie, weil jeder seine eigene Hütte



Landschaft in Chola Naggur.

und den abgetriebenen Klepper. Mode und Politik sind hier noch nicht erfunden; die Leute, den Urstämmen Indiens angehörend, stehen auf der primitivsten Stufe des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens. Ein kleiner Streifen Zeug genügt ihnen, am Alltag ihre Blöße zu decken, ein größerer, um sie am Festtag zu schmücken. Zwistigkeiten in der Familie schlichtet der Hausvater oder der älteste Sohn. Meinungs-

verschiedenheiten im Dorf legt der Pant-schanat¹⁾ bei, und alles andere bleibt der väterlichen Fürsorge der Hakims²⁾ überlassen. Nahrungsorgen quälen die Leute selten, denn ihre Hauptnahrung besteht in Reis, der überall wächst, und ist er aufgezehrt, so ersetzen Gräser, Kräuter, Baumblätter u. s. w. seine Stelle. Wohnungsnot giebt es nie, weil jeder seine eigene Hütte hat, welche er aus Erde, Holz und Gras, was ihm nichts kostet, errichtet. Über die Erziehung der Kinder zerbricht man sich auch nicht den Kopf, denn die Kinder werden nicht erzogen; sie wachsen auf wie das Vieh, das sie hüten. In Krankheitsfällen verläßt man sich auf den Zauberer des Dorfes, der den Dämon, welcher das Leiden erzeugt, durch Opfer versöhnt oder verjagt, und geht's zum Ende, so erwartet man es mit apathischem Gleichmut als etwas, das nun einmal nicht zu ändern ist.

Unter diesem Volk fand das Evangelium den fruchtbarsten Boden. In alle Dörfer des Plateaus, ja bis tief in die Berge und Wälder der angrenzenden Provinzen hinein trugen die Missionare das Wort Gottes. Es bildeten sich Gemeinden, Kapellen entstanden, Schulhäuser wurden gebaut, größere Kirchen erhoben ihre Türme aus den grünlaubigen Dorfhainen. Glocken erklangen auf den Höhen und in den Thälern, und christliche Hymnen und Orgel-

¹⁾ Wörtl. Fünfmännergericht, eine Versammlung der ältesten und einflussreichsten Leute des Ortes.

²⁾ Gewöhnliche Bezeichnung der europäischen Richter.

töne vermischten ihre melodienreichen Accorde mit den monotonen Weisen der heidnischen Volkslieder, welche von alters her des Abends auf dem Dorfplan gesungen wurden, woselbst sich auch jetzt noch der nichtchristliche Teil der Dörfler durch Gesang, Musik und Tanz von der Tagesarbeit erholt.

Über dieses Naturvolf herrscht seit undenklichen Zeiten das Geschlecht der Nagbanshis. Sein Stammbaum reicht hinauf in jene sagenhaften Zeiten, in denen die Götter herabstiegen auf die Erde, um mit den Menschenkindern zu verkehren und an ihren Leiden und Freuden teilzunehmen; in denen die Tiere Macht hatten, menschliche Gestalt anzunehmen, und oft begabt mit urwüchsigter Weisheit und Kraft, eine bedeutende Rolle unter den Erdenjöhnen spielten, und in denen die letzteren nur zu oft infolge irgend eines machtvollen Zauberspruchs als „verwunschene“ Prinzen und dergleichen ein jammervolles Dasein in Tiergestalt fristen mußten.

Der Urahn der Nagbanshis war kein anderer als der Schlangenkönig Nag selbst. Dem kam einmal der Wunsch an, die Weisheit der Menschen kennen zu lernen, er nahm deshalb die Gestalt eines schönen Jünglings an und ging nach Kasi, der heiligen Stadt der Hindus (dem heutigen Benares), wo er sich bei einem grundgelehrten Pandit¹⁾ in Pension gab und die gelehrten Schulen besuchte. Der Pandit half durch Privatunterricht nach, und bald wurde der junge Student ein solcher Ausbund von Gelehrsamkeit, daß sich Götter und Menschen ob seiner Weisheit wunderten.

Der Pandit hatte eine schöne Tochter, in die sich der Schlangenprinz verliebte, und die er schließlich, nachdem er seine Studien vollendet, mit Bewilligung ihres Vaters heiratete.

Soweit wäre alles in Ordnung gewesen. Nun bemerkte aber eines Abends, als der Prinz schlief und dabei den Mund ein klein wenig aufmachte, seine junge Frau, daß er statt einer Menschenzunge eine Schlangenzunge hatte, die von Zeit zu Zeit blizartig aus dem offenen Munde hervorzuckte.

¹⁾ Brahmane, der sich besonders mit dem Studium der Sprachen und der Auslegung der heiligen Schriften der Hindus beschäftigt.

Da war das Unglück fertig. Der Prinz wurde am nächsten Morgen scharf ausgefragt und bei allen Göttern Indiens geschworen, ihr das Geheimnis der Schlangenzunge mitzuteilen.

Der Arme kam in die furchtbarste Verlegenheit, denn nur unter der Bedingung, seine wahre Abkunft nie einem Menschen zu verraten, hatte er überhaupt Menschengestalt annehmen dürfen, mit Ausnahme der Zunge, die mußte Schlangenzunge bleiben.

Was nun thun! Die Frau quälte ihn Tag und Nacht und ließ ihm mit ihren Thränen und Klagen über seine Hartherzigkeit keine Ruhe. Da kam er auf die Idee, daß sie eine Lust- und Ortveränderung vielleicht auf andere Gedanken bringen und die Geschichte mit der Zunge vergessen lassen würde. Er überraschte sie also mit dem Vorschlag, eine ihrer entfernten Verwandten zu besuchen, welche sie seit ihrer Verheiratung nicht gesehen hatte. Die Gemahlin ging mit Freuden darauf ein, und man machte sich ohne Verzug auf den Weg.

Als das Ehepaar etwa zwei Tage unterwegs war, kam man gegen Mittag an einen wunderschönen See, der mit Laubgebüsch dicht umwachsen war. Einen passenderen Ort zum Ausruhen und zur Bereitung des Mittagmahls konnte man kaum finden. Der Reisewagen, von breit schultrigen Stieren gezogen, hielt also an, und man lagerte sich im Schatten der Bäume am Ufer des Sees.

Als das Mahl eingenommen war, und der Prinz sich eben zur Siefta ins weiche Gras, über das Seidendecken gebreitet waren, zurechtgelegt hatte, da fiel der Frau auf einmal die Zungenangelegenheit wieder ein. „Jetzt oder nie,“ dachte sie — und — hier schlug des Prinzen schwache Stunde. Er unterlag den Überredungskünsten seiner Frau und offenbarte ihr, daß er nicht ein Brahmanensohn sei, wie er vorgegeben, sondern der Schlangenkönig Nag.

Kaum aber war das letzte Wort seinem Munde entschlüpft, als die Frau statt ihres herrlich gestalteten Gatten ein Schlangengebüsch vor sich sah, das sich hoch aufbäumte, sie mit einem mittheidsvollen Blick ansah und sich mit klagendem Abschiedsgeräusch in den See stürzte. Laut aufschreiend brach die Frau zusammen. Das Ungeheure ihrer frevelhaften Neugier kam

ihr jetzt zum vollen Bewußtsein. Sie rief Götter und Menschen um Hilfe an.

Da trifft sie ein neues Leid. Die furchtbare Gemütserschütterung wirft sie in vorzeitige Geburtswehen. Sie bringt ein Knäblein zur Welt. Doch was soll sie, die Witwe,¹⁾ mit dem Kinde ohne den Vater, als dessen Mörderin sie sich nun anklagen muß! Als echtes Hinduweib folgt sie ihrem Manne in den Tod. Sie hüllt das Kind in ihre kostbaren Obergewänder, legt es unter den nächsten Strauch und wirft sich mit gellendem Angstschrei ihrem Gatten nach in die Wellen.

Am Abend desselben Tages kamen Hirten zum See, um ihr Vieh zu tränken. Wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie am Rande desselben eine Riesenschlange erblickten, welche zusammengerollt auf ihren Ringen ein weinendes Kindlein hin- und herwiegte. Bestürzt wichen sie zurück.

„Bleibt,“ rief die Schlange, „ich bin Nag, der König der Schlangen, dies Kind ist mein Sohn, seine Mutter war eine Brahmanin, er ist von edelster Geburt, nehmt ihn mit euch, zieht ihn auf, er wird der König dieses Landes werden.“²⁾

Die Hirten thaten, wie ihnen geheißen, und bis auf diesen Tag herrscht das Geschlecht der Nagbanshis³⁾ in Chota Nagpur, und in den Abzeichen ihrer königlichen Würde sieht man überall das Schlangenbild; ihren Turban tragen sie so um das Haupt gewunden, daß er einer zusammengeringelten Schlange gleicht, deren emporstehender Kopf durch einen hervorragenden Zipfel des Turbans nachgeahmt ist; auf dem Siegelring, welchen der König an seiner rechten Hand trägt, ist eine Schlange eingraviert; auf den Wappenschildern, welche ihm bei seinen Ausritten vorangetragen werden, sieht man auf rotem Grunde eine silberne Schlange. Wem das alles noch nicht Beweis genug sein sollte, daß das Geschlecht wirklich von dem König der Schlangen abstammt, der kann die ganze Geschichte, wie es der Schreiber dieser Zeilen gethan, in der Chronik des könig-

lichen Hauses, welche die Hofbrahmanen fabriziert haben, nachlesen.

Der so und sovielte Nachkomme jenes Schlangenkinds kommt nun jetzt eben auf mein Haus zugeritten.

Wir Abendländer haben, wahrscheinlich aus dem Alten Testament her, die Idee, daß die Könige im Morgenland immer auf Eseln oder Maultieren reiten müßten. Das paßt aber auf Indien nicht, hier thut kein echter Radscha unter einem Elefanten; und diese Elefanten sind meistens wahre Prachttiere, auf deren Ausstaffierung ungeheure Summen verwendet werden. Das Tier, welches den mir zugedachten königlichen Besuch trägt, gehört auch zu dieser Klasse. Es ist von geradezu gigantischen Dimensionen und schreitet mit wahrhaft königlichem Anstand einher. Sein breiter Rücken ist mit rotsammetenen, golddurchstickten Decken behangen, welche mit ihren echt goldenen, langen Franzen fast die Erde berühren. Der mit duftendem Öl eingeriebene, glänzende, massive Kopf des Elefanten ist mit roten und blauen Figuren bemalt. Über die Stirn bis zu den Augen herab hängt eine andere, mit goldenen Sternen durchwirkte, purpurfarbene Sammetdecke. Die enormen Stoßzähne sind bis in die Nähe des Rüssels abgeseigt und mit goldenen und silbernen Spangen geschmückt, auf denen kunstvoll gezeichnete Schlangendarstellungen eingezeichnet sind. Auf dem Rücken ist der zweifelhige Hauda befestigt. Er ist ein Stück der wunderbarsten Holzschnitzerei und an den Rücken- und Seitenlehnen mit Silber überzogen. Die Sitze sind von dunkelrotem Sammet, in den mit goldenen Fäden die grotesksten Blumen und Vogelfiguren gestickt sind. Das zum Schutze gegen die Sonne über dem Hauda angebrachte Dach ruht auf elfenbeinernen Stützen und ist inwendig mit Gold überzogen, aus dem silberne Sterne hervorstrahlen.

Auf dem ersten Sitz ruht der Eigentümer all dieser Pracht, Maharadscha Rumar Sing. Er ist nicht der König selbst, sondern nur einer seiner vielen Verwandten, welcher im Südwesten der Provinz ausgedehnte Ländereien und mehrere Dörfer besitzt, hat also auf den Titel Maharadsch keinen Anspruch. Trotzdem wird ihm derselbe bei der Anrede aus Höflichkeit gegeben.

¹⁾ Die Witwen der Hindus haben ein überaus klägliches Loos, früher verbrannte sich die Witwe mit der Leiche ihres Mannes auf dem Scheiterhaufen.

²⁾ Der Leich, an dessen Ufern das Kind gefunden wurde, existiert noch, er liegt in der Nähe von Pithuria, einer früheren Missionsstation.

³⁾ Nag = Schlange. Bansh = Geschlecht.

Ungefähr 50 Schritt vor meinem Hause hält der Elefant unter einem schattigen Mangobaum, und einer der beiden Vorläufer des Prinzen kommt eilig herange- laufen, um mir den Besuch desselben an- zumelden.

Mein Tschaukidar (Haus- und Platz- wächter) hat mich schon längst benachrichtigt, daß der Prinz Kumar Sing kommt, ich stehe also schon in der Veranda bereit, ihn zu empfangen.

„Baith,“ kommandiert der Mahaut,¹⁾ und mit einem Schnaufen der Erleichterung



Missionar und Radsha.

knielt der Elefant nieder. Eine kleine Leiter, welche an der Seite des Sitzes angehängt ist, wird von dem einen Diener schnell heruntergenommen und angelegt, und der Prinz steigt ab.

Er macht seinen verbindlichsten Salam, den ich ebenso höflich erwidere, außerdem schütteln wir uns nach europäischer Weise die Hand.

„Baithiye, Maharadsch, ap ki zindigi kaisi hai?“ (Bitte, nehmen Sie Platz, großer König, wie ist Ihre Gesundheit?)

¹⁾ Der Treiber des Elefanten, welcher auf dem Rücken des Tieres sitzt.

„Hazurki Kripa se atschhi hai“ (durch Euer Herrlichkeit Gnade ist sie gut) erwidert er mit einer dankenden Hand- und Kopfbewegung und läßt sich auf den Sessel nieder.

Der Mahaut treibt den Elefanten unter den Mangobaum zurück, die prinzlischen Diener lagern sich um ihn her im Schatten. Wir sind allein.

Der Prinz erzählt mir nun, daß er in der Ratschahari (Gerichtshof) gewesen sei, um wieder einmal nach seinem Prozeß zu sehen. Er prozeßiert nämlich schon seit Jahren mit einem seiner Verwandten wegen einer Erb- schaft, und obgleich die ungeheuren Kos- ten des von eng- lischen Advokaten geführten Prozesses (der Prinz traut den eingeborenen Advokaten nicht) den Betrag des Streitobjekts bei- nahe überschritten haben, so giebt doch keine Partei nach, um sich nicht für besiegt zu erklären.

Bei der Gelegenheit habe er bei mir vor- sprechen wollen, um sich persönlich zu er- kundigen, ob es wahr sei, daß ich in seinem Dorfe eine Kapelle bauen wolle.

„Das beabsichtige ich allerdings, und ich hoffe, Maharadsch werden mir dabei helfen.“

„Ich — hel — helfen — eine Kapelle zu bauen!“

Der arme Prinz ist ganz bestürzt, er zuckt ordentlich zusammen, als wenn er plötzlich den Schlag einer elektrischen Batterie gefühlt hätte: „yah kaise hoga?“ (wie soll das zugehen?).

„Nun,“ erkläre ich lächelnd, „Maha- radsch wissen, daß wir in Ihrem Dorfe eine bedeutende Anzahl Befehrte haben. Die sind bis jetzt nach Banda (der nächsten Missionsstation) zur Kirche gegangen; in der Regenzeit ist das aber zu unbequem, weil dann der Nadi (Fluß) oft so ange- schwollen ist, daß sie nicht hinüber können. Die Christen wünschen also — und ich stimme ganz mit ihnen überein, eine Kapelle

in ihrem Dorfe zu haben, mit welcher zugleich eine Schule für die Ortskinder verbunden werden soll.“

Dem Prinzen stand der Mund offen vor Erstaunen:

„Aber davon hätten Sie mir, dem Dorfeigentümer, doch Mitteilung machen sollen, hamare hukum se bina nahin banega“ (ohne meinen Befehl wird nichts daraus), erklärt er mit etwas beleidigtem Ton.

„Beruhigen Sie sich, Maharadsch, wir sind noch nicht so weit. Sobald meine Vorarbeiten bis zum wirklichen Anfang des Baues fertig gewesen wären, hätte ich Ihnen selbstverständlich Nachricht gegeben und um Ihre Zustimmung gebeten — áp ke hukum ae bina kaise banega (wie

wissen, außer dem alten Sarna¹⁾ in der Nähe des Dorfes kein Wald, und da haben wir gedacht, wir wollten Sie bitten, uns einige Duzend Stämme zu geben —“

„Zu geben!“, unterbrach mich der Prinz entrüstet.

„Nun ja, es wäre doch sehr schön, wenn Maharadsch uns in dieser Weise helfen wollten, wir würden Ihnen sehr dankbar sein, und die Christen würden es Ihnen stets nachrühmen, daß auch Sie an dem Kapellenbau teilgenommen haben.“

„Ich bin kein Christ,“ erwiderte Kumar Sing, indem ein verächtlicher Zug über sein Gesicht glitt.

„Leider noch nicht,“ fuhr ich ruhig fort, „daß braucht Sie aber nicht zu hindern,



Flex' Missionshaus in Ranschi.

sollte es ohne Ihren Befehl gehen!), um so mehr als ich, wie schon gesagt, Ihrer Hilfe dringend bedarf. In der That, wenn uns Maharadsch nicht helfen, dann dürfte aus der Sache kaum was werden.“

„Han — magari — kaise!“ (Ja — aber — wie!) Seine Königliche Hoheit wirft in der größten Verlegenheit ein Knie übers andere und streicht mit aufgeregten Fingern wiederholt ihren Schnurrbart.

„Die Sache verhält sich so,“ fuhr ich fort. „Den Bauplatz hat einer der Christen gegeben, die anderen sowie die Brüder in den Nachbardörfern haben sich alle bereit erklärt, die Arbeit zu thun, die Mission wird das Material liefern, nun handelt es sich nur noch um das Bauholz. In der ganzen Umgegend ist, wie Sie ja auch

uns einige Holzstämme zu schenken, die Ihnen doch nichts nützen können.“

„Ganz unmöglich, der Sarna ist der heiligste Platz des Dorfes, da machen die Leute Pudscha (Anbetung), da bringen sie ihre Opfer, der Pahan (Dorfpriester) würde mir sofort alle Bhuts (bösen Geister) und die schlimmsten Krankheiten anhegen, wenn ich auch nur einen Stamm aus dem Sarna entfernen liesse.“

„Glauben Maharadsch wirklich an die Bhuts und die Hexen?“ fragte ich mit sarkastischem Lächeln, „Sie sind doch Hindu, die Dorfleute sind Kols, teilen Sie deren

¹⁾ Heiliger Hain. Überrest des früheren Urwaldes, in welchen sich die lokalen Götter und Geister flüchteten, als das Land urbar gemacht wurde.

hindische Furcht vor bösen Geistern und Hexerei?“

„Kaundschane,“ („Wer kann es wissen“) meinte der Prinz, „die Hexereien kommen doch thatsächlich alle Tage vor.“

Also nicht, dachte ich; jedenfalls mußte der Versuch erst gemacht werden, das Holz umsonst zu bekommen. Das schien unmöglich; wenden wir also ein kräftigeres Mittel an.

„Maharadsch, ich will den Privilegien der Dorfleute in keiner Weise zu nahe treten, der Opferplatz selbst soll unangetastet bleiben; wollen Sie uns zwei Duzend Stämme aus dem unbenutzten Teil des Sarna verkaufen?“

Kumar Sing sah mich einen Augenblick zweifelhaft an. „Sie werden einen guten Preis zahlen?“

„Den landesüblichen.“

Kumar Sing rechnete ein paar Sekunden: „Das würde gegen 200 Rupies sein.“

„Ungefähr so viel.“

„Ich werde mir's überlegen und mit dem Bahanan sprechen, in acht Tagen erhalten Sie Antwort,“ hiermit stand der Prinz auf, um sich zu verabschieden. Der Elefant wurde herbeigerufen, und unter den üblichen Abschieds-Salams mit der Versicherung meinerseits, daß ich, sobald die Bauangelegenheit geordnet sei, selbst nach Pangan kommen und ihm meine Aufwartung machen würde, ritt Kumar Sing ab.

Am nächstfolgenden Montag kam der in Pangan stationierte Katechist, um seinen Monatsbericht abzuliefern und mir die angenehme Nachricht zu bringen, daß ihn Kumar Sing am Sonnabend Abend zu sich befohlen und ihm den Auftrag gegeben habe, mir zu sagen, ich könne mir so viel Holz, wie ich brauche, aus dem unbenutzten Teil des Hains aussuchen und sofort schlagen lassen. „Bhai lag bahut khushi hain“ („Die Brüder freuen sich außerordentlich darüber“), „sollen wir mit dem Fällen gleich beginnen?“

Die Versuchung, „Ja“ zu sagen, war groß, denn wenn ich nicht sofort zugriff, so konnte infolge der Umtriebe, die selbstverständlich von den heidnischen Dorfbewohnern und vor allem von seiten des Bahanan in Scene gesetzt werden würden, um Kumar Sing umzustimmen und seine Erlaubnis rückgängig zu machen, die Ge-

schichte doch noch fehlschlagen. Andererseits konnte das sofortige Niederhauen der Bäume einen vollständigen Aufruhr im Dorfe hervorrufen und vielleicht zu Thätlichkeiten führen, die unserer Sache schließlich mehr geschadet hätten als der Verlust des Holzes, und — warum sollte ich des Prinzen Erlaubnis, mir die Stämme selbst auszusuchen, nicht wörtlich befolgen und mir die besten nehmen? Kumar Sing ließ sich die 200 Rupies nicht entgehen, das war sicher. Lassen wir ihm also Zeit, die Opposition in seinem Dorfe unschädlich zu machen.

„Nein, es eilt nicht, das andere Baumaterial kann erst herangeschafft werden. Die Brüder sollen gleich damit anfangen; du aber gehe sogleich nach deiner Rückkehr zum Maharadscha, gib ihm meinen Salam und händige ihm 100 Rupies, die ich dir mitgeben werde, als Abschlagszahlung für das Holz ein; dann sage ihm, ich würde Anfang des nächsten Monats nach Pangan kommen, um ihm für seine Freundlichkeit zu danken, und den Rest des Kaufpreises mitbringen. Vergiß das Letztere nicht, das ist die Hauptsache. Im Fall sich in der Angelegenheit etwas Neues ereignet, so laß es mich durch einen expresse Boten sofort wissen.“

Zwei Tage später schickte mir der Katechist die Quittung, welche Kumar Sing über die 100 Rupies ausgestellt hatte. Er bemerkte in seinem Begleitschreiben, daß er den Bahanan getroffen, daß derselbe ihn sehr zornig angeredet und auf die Christen geschimpft habe, die nun auch den heiligsten Ort des Dorfes zerstören wollten, und ihnen mit seiner Rache gedroht habe. Prabhufahan (der Katechist) habe ihm ruhig geantwortet, er habe mit der Angelegenheit nichts zu thun, das sei eine reine Geschäftssache zwischen dem Prinzen und mir, und wenn der Handel dem Bahanan nicht gefalle, so solle er sich an einen von uns beiden wenden.

„Han, han! dekhoge, tum dekhoge!“ („Ja, ja, ihr werdet es sehen, ihr werdet es ja sehen“), damit sei er wütend weiter gegangen.

Bierzehn Tage vergingen ohne weitere Nachricht von Pangan. Die Gemüter hatten sich also augenscheinlich beruhigt, und der Prinz hatte Mittel und Wege gefunden, auch den Bahanan zu versöhnen. Da kam eines Nachmittags, als ich eben aus dem

Schulsaal, wo wir die Tauffandidaten unterrichteten, nach Hause gehen wollte, ein Mann auf mich zugeeilt, den ich sofort als einen Christen aus Pangau erkannte.

„Visu sahay, Sahib!“ (Jesus helfe, Herr. Gruß der Christen in Chota Nagpur.)

„Visu sahay bhai!“ (Jesus helfe, Bruder.)

Wir reichen uns die Hand. Der Mann ist ganz außer Atem und trieft von Schweiß.

„Kya hai?“ („Was giebt es?“)

Und nun sagte er mir, er sei eilends von Prabhuhahay abgesandt worden, um mir mitzuteilen, daß Kumar Sings jüngster Sohn, ein Knabe von etwa zwölf Jahren, sterbenskrank sei. Das ganze Dorf wisse, daß er behergt sei, und das sei die Rache des Pahan's.

Das Herz zog sich mir krampfhaft zusammen. Also doch! — Die Hexerei war ja natürlich Unfuss, aber Gift, — das wars. Die Eingebornen wissen nur zu gut mit Gift umzugehen. Wie oft waren mir während meines langjährigen vertrauten Verkehrs mit den Eingebornen Fälle von Giftmischerei zu Ohren gekommen. Haß, Rache, Furcht vor Strafe, sehr oft auch Eifersucht waren gewöhnlich die Motive. Tausende von Todesfällen in Indien, von denen die Regierung und die Polizei nie etwas erfahren, sind auf Vergiftung zurückzuführen; einer meiner Diener hatte es einmal aus Rache wegen einer Bestrafung an mir selbst versucht. Die Datura wächst überall wild, ein paar zu Mehl geriebene Körner in die Reismahlzeit gestreut, genügen, einen langsamen Tod herbeizuführen, und kein Mensch merkt es. Der Pahan hatte natürlich unter dem Dienstpersonal des Prinzen hilfsbereite Hände. — Mein Gott, wenn das Kind stirbe! — es darf nicht sein!

„Es ist gut, Bruder, geh in die Dera-khana¹⁾ und ruhe dich aus. Ich reise sofort nach Pangau.“

Ich eilte in meine Wohnung.

„Tschautidar!“

„Sahib.“

„Laufe in den Bazar und bestelle mir zwölf Palkiträger, ich muß ohne Verzug nach Pangau reisen, schnell, schnell!“

Pangau war von meiner Station aus in zehn Stunden zu erreichen; es war jetzt

¹⁾ Öffentlicher Aufenthaltsort für die Christen auf der Hauptstation.

6 Uhr nachmittags. Die Palkiträger mußten erst einzeln in ihren Häusern aufgesucht werden, dann ihr Abendessen kochen und einnehmen. Dies und andere Vorbereitungen würden etwa vier Stunden erfordern, so daß ich um 10 Uhr abends abreisen und den andern Morgen um 8 Uhr in Pangau sein konnte.

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen. Bruder B., der zweite Missionar auf der Station, übernahm die Leitung derselben während meiner Abwesenheit, und etwas Proviant, Bücher u. s. w. waren schnell eingepackt. Vor allem galt es, mich mit Medizin zu versorgen. Wir Missionare müssen alle etwas von Medizin verstehen, denn bei dem Mangel an Doktoren sind wir gezwungen, unsere kranken Befehrten und nur zu oft uns selbst ärztlich zu behandeln. Wir haben zu diesem Zweck auf den Hauptstationen ziemlich vollständig eingerichtete Apotheken. Ich versah mich also mit einigen Medikamenten, die, wenn überhaupt noch Hilfe möglich war, bei dergleichen Fällen in Indien angewandt werden. Die Rettung stand bei Gott allein, und inbrünstig flehte ich zu ihm, daß er das Leben des Kindes erhalten möge. Starb der Knabe, so war das ein furchtbarer Schlag für unsere Christengemeinde in Pangau, gegen die sich dann der ganze Haß des Dorfes wenden würde. Und wie schrecklich mußten die Leiden des unschuldigen Opfers und der Jammer der Eltern sein! Nein, der Teufel durfte hier nicht Sieger bleiben.

Gegen halb zehn hörte ich Stimmengewirr vor dem Hause. Die Träger waren da. Der Palki stand schon längst fertig gepackt in der Veranda. Ich stieg ein, sie hoben ihn auf ihre Schultern, die Fackeln wurden angezündet, und hm, hm, hm — hie — hie — hie gings hinaus in die schwarze Nacht.

Es war in der neunten Stunde am folgenden Morgen, als meine erschöpften Träger den Palki vor des Katechisten Hause in Pangau niedersetzten. Prabhuhahay war froh, mich zu sehen.

„Wie stehts mit dem Kinde?“ war meine erste Frage.

Der Katechist hatte nichts Neues gehört.

Sobald ich mich von den Spuren meiner nächtlichen Reise gefäubert und etwas von meinem Mundvorrat genossen, machte ich

mich auf den Weg zu Kumar Sings Hause. Den Katechisten nahm ich mit.

Die Nachricht von meiner Ankunft im Dorf war mir schon vorausgeeilt, der Prinz empfing mich in der Veranda.

„Maharadsch ke ghar men bara afsos hua“ (in G. R. S. Hause ist großer Kummer eingetreten) begrüßte ich ihn teilnehmend. „Babu kaisa hai?“ (wie befindet sich der junge Herr?).

„Atschha nahin bai“ (es geht ihm nicht gut), erwiderte Kumar Sing traurig und lud mich zum Sitzen ein.

Ich ging ohne Umschweife auf mein Ziel los:

„Maharadsch, ich bin gekommen, Ihr

„Nun, Maharadsch?“

„Es kann sein; die Dorfleute sagen mir, daß der Bahan wiederholt Drohungen gegen mich ausgestoßen hat, und mehrere von seinen Verwandten sind in meinem Dienst.“

„Gut, nun bitte, lassen Sie mich den Knaben sehen.“

„Er ist bei seiner Mutter.“

„Dann sagen Sie ihr, weswegen ich gekommen bin.“¹⁾

Kumar Sing erhob sich zögernd, doch in seinen Augen leuchtete ein Hoffnungs-schimmer. Nach etwa zehn Minuten erschien er wieder und bat mich ihm zu folgen. Wir durchschritten einen langen, dunklen Gang, welcher in den innern, von Veranden



Katechistenhaus in Chota Baggur.

Kind gesund zu machen, wenn es Gott will. Woran leidet der Knabe?“

„Ich weiß es nicht. Meine Hausleute sagen, er sei vom Bahan behext, weil ich das Holz aus dem heiligen Hain verkauft habe.“

„Aber, Maharadsch, das glauben Sie ja selbst nicht, Sie sind ja viel zu verständig und gebildet, einen solchen Unsinn für möglich zu halten. Sagen Sie auf richtig, meinen Sie, daß man dem Kinde vielleicht heimlich Gift beigebracht hat?“

„Wie kann ichs wissen,“ erwiderte er ausweichend und einen unsichern Blick auf den Katechisten werfend.

„Prabhufahay, laß uns einen Augenblick allein, ich rufe dich dann wieder.“

Der Katechist verstand und ging.

umschlossenen Hof des Gebäudes führte. Hier schlug Kumar Sing einen Thürvorhang zurück, und ich trat in ein niedriges Gemach. Es war mit Matten und Ruhekissen dürftig ausgestattet, die weiß über-tünchten Wände und die Decke waren mit phantastischen Götterfiguren in bunten Farben bemalt. Das Licht kam durch zwei mit Holzgittern versehene Öffnungen in der Wand. Auf einer tscharpay²⁾ in Decken eingehüllt, von den durch die Gitter eindringenden Lichtstrahlen grell beleuchtet, lag der Kranke.

Ich untersuchte ihn aufs sorgfältigste,

¹⁾ Damit sie sich zurückziehen konnte. Vor-nahme indische Frauen lassen sich nicht vor Eu-ropäern sehen.

²⁾ Holzbettstelle.

konnte aber keine Vergiftungssymptome entdecken, die heiße trockene Haut, der kurze Atem und der außerordentlich beschleunigte Puls sowie andere Umstände, die ich durch Befragen des Vaters erfuhr, deuteten vielmehr auf eine hochgradige Entwicklung des in Indien oft auftretenden „jungle“-Fiebers. Ich war endlich vollständig überzeugt von der Richtigkeit meiner Diagnose.

„Maharadsch, Ihr Sohn ist nicht vergiftet, auch hat der Bahan mit der Krankheit nichts zu thun; er leidet am jungle-Fieber; das System muß vor allem erleichtert und der Körper in Schweiß gebracht werden. Ich habe die nötigen Medizinen bei mir, ich werde sie jetzt gleich zurecht machen, wenn alles gut anschlägt, so kann der Knabe in drei Tagen außer Gefahr sein.“

Ich mischte die Medikamente aus meiner Reiseapotheke und händigte dem Vater die erste Dosis ein, um sie dem Kinde zu geben.¹⁾ Nachdem ich die Diät genau bestimmt und die behufs der Pflege des Kindes nötigen Anordnungen getroffen, trat ich wieder auf die Veranda heraus.

„Seien Sie ganz getrost, Maharadsch, ich komme gegen Abend wieder, um nach dem Kinde zu sehen; in der That, ich verlasse Ihr Dorf nicht eher, bis der Knabe außer Gefahr ist. Wir Christen hier werden alle für seine Genesung beten, thun Sie es auch, beten Sie — nicht zu Ram²⁾ — beten Sie zu Parmeshwar³⁾, der Sie und mich geschaffen, in dessen Hand auch das Leben Ihres Kindes ruht, er wird Sie hören.“

Und der gnadenreiche Gott hat uns erhört. Als ich den Knaben am Abend besuchte, fand ich, daß die Medizin angeschlagen; ich schritt nun sofort zur Be-

kämpfung des Fiebers selbst durch starke Dosen Chinin. Nur die Eltern und ich pflegten das Kind und wie ich erwartet, war schon am dritten Tage die Kraft des Fiebers gebrochen. Zur Vorsicht blieb ich noch zwei Tage länger, der Knabe machte stetige Fortschritte in der Besserung, ich konnte unbesorgt abreisen. Prabhufahay besorgte mir die nötigen Palkiträger, und ich ging zu Kumar Sing, um mich von ihm zu verabschieden.

„Maharadsch, wir haben ja noch ein kleines Geschäft abzumachen, ich habe Ihnen noch den Rest des Holzpreises zu entrichten, hier ist er,“ und ich überreichte ihm die fehlenden hundert Rupies.

Der Prinz sah mich mit einem Blick an, den ich mein ganzes Leben nicht vergessen werde, es war die innigste Dankbarkeit, die aus seinen Zügen leuchtete.

„Ich bin Ihr Schuldner — johamare putr ka pran bachaya sohamara pran bachaya, lakri ap ki hai“ (wer meines Sohnes Leben gerettet, der hat mein Leben gerettet, das Holz gehört Ihnen). Damit berührte er das Geld mit seiner rechten Hand zum Zeichen, daß er es als empfangen betrachtete.

Es wäre der größte Verstoß gegen die indische Sitte gewesen, wenn ich jetzt noch auf der Annahme des Geldes bestanden hätte; ich steckte es also wieder ein und dankte dem Prinzen nicht minder herzlich für sein schönes Geschenk.

Die Kapelle ist längst gebaut, und das ganze Holzwerk in derselben lieferten die Bäume, welche ich mir etwa zwei Monate nach dem oben Erzählten in Gegenwart des Prinzen und — des Bahans! — im heiligen Hain aussuchte. Der Bahan schmunkelte sehr unterwürfig, und ich habe allen Grund zu vermuten, daß es klingende Beweise waren, mit denen der Prinz den Bahan von der Notwendigkeit überzeugt hatte, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

¹⁾ Die Hindus aus hoher Kaste lieben es nicht, Medizin direkt aus eines Europäers Hand zu nehmen, weil sie fürchten, damit ihre Kaste zu verlieren.

²⁾ Lieblingsgott der Hindus.

³⁾ Der alleinige, wahre Gott.

Hermann Theodor Wagemann.

Erinnerungen aus seinem Leben.

Von Hermann Petrich, Superintendent in Garth a. Oder.

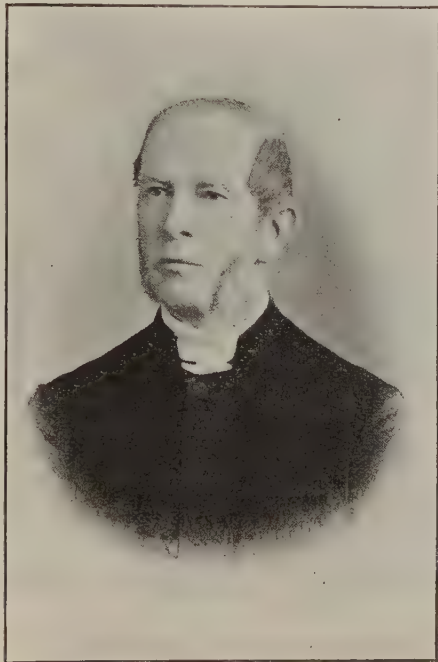
(Schluß.)

III.

Wir kommen nun zum Höhepunkte von Wagemanns Lebenswerk.

Es war am 20. Januar 1872, als sein Kollege Krahenstein zu ihm ins Zimmer trat. Sie sprachen wieder seufzend, wovon sie seit Jahren gesprochen hatten, wie nötig ein neues Missionshaus sei. Das alte aus den dreißiger Jahren stammende wollte dem gewachsenen Werke durchaus nicht mehr genügen. Es war, wie wenn ein stämmiger Bursche noch immer sein Kinderröcklein tragen soll. Dazu war das Röcklein auch rissig und ungesund geworden. 18 Zöglinge sollten in denselben Räumen wohnen und schlafen, die eigentlich nur für 12 berechnet waren. Ein einziger, durch das ganze Haus sich hinziehender Saal mit je zwei Fenstern Front mußte nicht nur als Ess- und Lehrzimmer dienen, sondern war auch der einzige Raum für die Konferenzen, die Komiteesitzungen und das Museum. Der mittlere Tragbalken darin hatte sich bedenklich gesenkt. Ein Ausbau und Anbau hätte höchstens auf kurze Zeit die Wunde mit einem Pflaster verdeckt, ohne wirklich zu heilen und für Wohnen und Wirken das nötige Behagen zu schaffen. Den Beschluß, einen Neubau zu beginnen, hatte das Komitee schon vor Wochen gefaßt, auch einen Bauplatz in Aussicht genommen. Aber so lange das Reich Gottes noch in dieser Welt besteht, gehört auch in der Mission zum Bauen Geld und wieder Geld und abermals Geld. Woher sollte es kommen, da die gewöhnlichen Mittel nur gerade für das tägliche Brot reichten? Das sprachen die beiden aufs neue durch. Wagemann konnte noch immer keine Freudigkeit zum Werk finden. Da war es der Kollege, der ihm Mut machte; er habe ja zwei begüterte Freunde, die zugleich Missionsfreunde seien, der eine ein Kaufmann, der andere ein Gutsbesitzer. Denen solle er einmal die Sachlage schreiben, vielleicht setzten sie ihre Freundschaft in die That um — und mit freundlichem Zwang gab er ihm die Feder in die Hand. In zehn Minuten warf Wagemann zwei Briefe

aufs Papier, und Krahenstein trug sie sofort hinaus in den Kasten. Als am andern Vormittag — es war ein Sonntag — gleich nach dem Gottesdienst Wagemann nach Hause kam, lag ein expresser Brief auf dem Tisch; es war die Antwort des Kaufmanns. Er schrieb, von einer Reise zurückkehrend, habe er den Brief erhalten. „Das war mir eine köstliche Freude, denn da kann ich ja einmal etwas Ordentliches für die liebe Mission thun! Vorausgesetzt

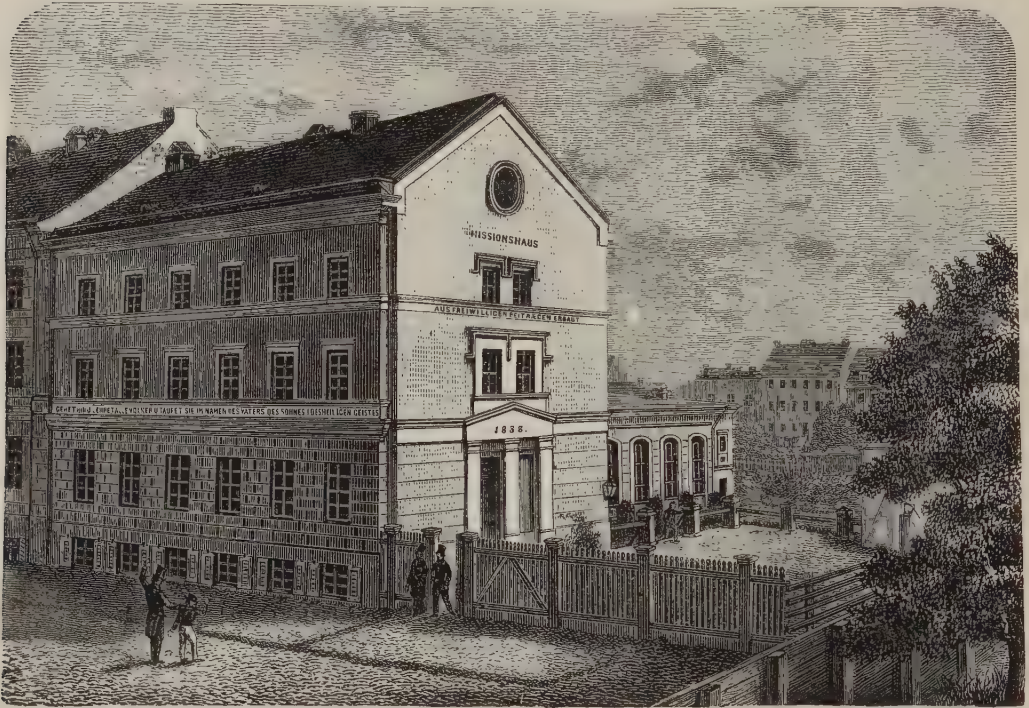


Missionsinspektor D. Krahenstein.

also, daß Ihre Annahme in betreff des Preises, zu dem der Bauplatz zu kaufen ist, richtig ist, schließen Sie in Gottes Namen das Geschäft ab, ich werde Sie dann nicht im Stich lassen“ — nur sein Name solle ungenannt bleiben. Fünf Tage später kam der liebe Brieffschreiber selbst, besichtigte den Bauplatz und versprach 60 000 M. in Vierteljahrsraten von 3000 M. zu zahlen, wenn der Bau alsbald beginne. Das war nicht nur eines Menschen, sondern das war

Gottes Antwort auf den Kleinmut und alle Gebete. Am 26. Februar wurden draußen am Friedrichshain 500 □ Ruten zu je 360 M. vom Geheimrat Samežky angekauft, und eifrig begann nun die Bauarbeit. So fröhlich und sorgenlos ist gewiß selten ein Bau ausgeführt worden, und zwar ohne ein anderes Kapital als die Liebe der Missionsfreunde. Nachdem nur die erste Sorge gehoben war, konnte keine andere wieder in Wangemanns Herzen sich festsetzen. Es war, als hätte die heimische Missionsgemeinde nun ein großes Ziel,

von 3000 M. kamen mehrmals. Aber wie der Rhein nicht nur vom Neckar und Main, sondern auch von der Wied und Sieg und anderen namenlosen Wasserlein gespeist wird, so wurde auch Wangemanns Baufasse immer aufs neue von vielen kleineren und kleinsten Gaben gefüllt. Die kleinsten vereinigten sich tropfenweise in besonderen Sammelbüchern, welche über 48 000 M. zusammenbrachten. Ein Tischler schenkte 300 M., eine arme Nähterin eben so viel, ein Weber 240 M., ein Schuhmacher 150 M. Die Kanzel, der Altar,



Das alte Missionshaus.

das ihr nicht eher wieder Ruhe ließ, als bis es erreicht war. Es ging nach Gottes Regel mit seinen Kindern: „Ehe sie rufen, will ich antworten.“ Von allen Seiten kamen die Beweise der Liebe geflossen, immer gerade so viel, als Tag für Tag nötig waren, und, was eine Hauptsache dabei war, auch die laufenden Missionseinnahmen litten nicht darunter. Der zweite brieflich angegangene Freund, es war der Baron von Schönborn in Ostromeklo, ließ das Jahr nicht zu Ende gehen, ohne gleichfalls 18 000 M. zu schenken. Auch Gaben

die Hausglocke und mancherlei anderer Schmuck wurde von einzelnen Freunden gestiftet. Außer vielen Kleinodien gingen sechs goldene Trauringe ein, manche von rührenden Zuschriften begleitet; eine derselben lautete: „Den Ring bekam ich einst von meiner Braut. Der Herr nahm sie mir nach kurzer Ehe, nun soll er auch den Ring nehmen.“ Fast alle deutschen und europäischen Länder waren unter den Gebern vertreten. Auch Amerika und Asien fehlten nicht. Am wenigsten aber wollte Afrika zurückbleiben. Es trug mit Freuden einen

Teil seiner Dankeschuld an die Berliner Gesellschaft ab. Einer der Missionare, Bruder Zunkel in Emmaus, erzählt, er habe seine schwarze Gemeinde zusammengerufen und ihr die Bausache vorgelegt mit einem Gruß des Direktors, der ihnen sagen ließ, es wäre gewiß gut, wenn jeder Getaufte seinen Stein in dem neuen Hause habe. Das hätten sie mit Freuden ergriffen und sich bedankt „für dies schöne Wort“. Genau am Epiphanientage gingen 310 M. als Opfer der Heiden aus dieser einen Gemeinde in Berlin ein.

Zeitweise freilich schien es fast, als enthalte Wagemanns Voranschlag doch einen bedenklichen Fehler. Die für den

Da verbesserte Gott der Herr selbst den Rechenfehler seines Knechtes. Er schickte sofort andern Tages einen Käufer, der gleichfalls 180 000 M. für das alte Haus bot. Kurze Zeit darauf forderte der Baumeister für alle Arbeiten zusammen ohne die innere Einrichtung 220 000 M. So gleich am folgenden Tage erschien ein Käufer, der sich bereit erklärte, 225 000 M. für das alte Haus zu zahlen. Als die Baukostenrechnung sich gar auf 240 000 M. erhöhte, wurden von mehreren Seiten auch 240 000 M. für das alte Haus geboten. Da konnte Wagemann in seiner Einweihungs-Dankpredigt von dem Neubau mit Fug und Recht sagen: „Ich bin mit



Das neue Missionshaus.

Verkauf des alten Hauses zu erzielende Summe bildete darin einen ganz wesentlichen Einnahmeposten. Derselbe sollte den Hauptausgabeposten bestreiten. Das alte Haus war zu 150 000 M. abgeschätzt, und ebenso hoch hatte der Baumeister ursprünglich den Preis des Neubaus angesetzt. Allein es war die Zeit des Gründungs- und Milliardenwindels. Alle Preise und Löhne stiegen von Tag zu Tag erschreckend. Gleich im Anfang kam daher der Baumeister und erklärte, das Hauptgebäude allein würde mindestens 180 000 M. kosten.

meiner Dummheit hineingegangen, und der Herr hat mich mit seiner Gnade wieder herausgeführt.“ Ja, auch die Gefahr des Überflusses trat ihm einmal wesentlich nahe. Verschiedene jüdische Unterhändler, die auf dem alten Grundstück ein Tanzlokal oder eine Synagoge errichten wollten, überboten sich im Frühjahr 1873 gegenseitig bis auf 390 000 M.! Es war Wagemann, als höre er die Stimme: „Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ Gott schenkte ihm und dem Komitee die Kraft zu der richtigen Ant-

wort. Nachdem der wirkliche Tagespreis auf 300 000 M. festgesetzt war, wurde es für 270 000 M. an eine christliche Gesellschaft, die ein Konvikt für Theologie-Studierende, das „Melancthonhaus“, daraus machen wollte, veräußert.

Im Herbst 1873 zog Wangemann mit seinem ganzen Hausstand — sämtliche Böglinge gehörten zur Familie des Direktors — aus der Sebastianstraße in die Georgenkirchstraße hinaus. Unter den Märtyrern und Krieglenten wohnt die Mission nun einmal am liebsten. Das neue Haus war schuldenfrei. Was nach und nach zu zahlen blieb, das deckte die Missionsgemeinde pünktlich. Und was war es doch für ein Haus! Als Wangemann vor acht Jahren Kammin verlassen hatte, war ihm der Abschied von dem großen Garten und dem wohnlichen Pfarrhaus fast wie ein Opfer erschienen. Jetzt meinte er die Erfüllung der Verheißung an sich selbst zu erfahren, daß, wer um des Herrn willen Haus und Acker verläßt, schon in dieser Zeit Häuser und Acker hundertfältig wieder empfängt. Eine fast ländliche Wirtschaft umgab ihn. Drei Kühe, zehn Schweine, Hühner und Tauben bevölkerten den Hof. Ein Garten von 1 $\frac{3}{4}$ Morgen bot den Hausgenossen zu Arbeit und Erholung den reichlichsten Raum. Der Friedrichshain mit seinem erfrischenden Laubholz lag dicht vor der Thür. In drei Stockwerken — doch der freundliche Leser möge selbst den schönen Bau sich im Bilde betrachten, in dem die Warmherzigkeit des Herrn an der Berliner Missionsgesellschaft, die Liebe ihrer Missionsgemeinde zugleich mit dem frommen Eifer ihres Direktors ihr steinernes Denkmal gefunden haben.

IV.

Mit Wangemanns großer Reise und mit der Vollendung des Hauses war der Grund gelegt, auf dem die Arbeit seiner folgenden Jahre sich aufbaute. Sie verlief neben vielen für die Entwicklung unseres Missionslebens wichtigen Einzelheiten doch im ganzen ruhig und gleichmäßig. Wir wollen nur einen Hauptpunkt, der sich wie ein roter Faden durch alle seine spätere Missionsthätigkeit zieht, herausgreifen.

Schon früher sahen wir, wie Wangemanns Augenmerk darauf gerichtet war,

die jungen afrikanischen Gemeinden zu größeren Verbänden zusammenzufassen und ihre Verwaltung zweckmäßiger zu ordnen. Was Josenhans der Baseler Mission, das hat Wangemann der Berliner geleistet. Er ist ihr Organisator geworden und hat als solcher ein hervorragendes Talent bewiesen. Im Jahre 1875 wurde die von ihm entworfene „Superintendentenurordnung“ durch Beschluß des Komitees angenommen und eingeführt. 1882 erschien seine „Missionsordnung“ samt einem Heft dazu gehörender „Motive und Erläuterungen“. Die „Hausordnung“ und die „Unterrichtsordnung“ folgten. Diese organisatorischen Bestimmungen geben dem Missionsbetrieb der Berliner Gesellschaft auf lange, vielleicht auf immer sein eigentümliches Gepräge und sein festes Gefüge. Es ist größtenteils Wangemanns Geist und Art, die darin fortleben.

Allein weit mehr Mühe und Sorge hat ihm die Organisation der heimatischen Missionsgemeinde gemacht. Die freiwillige Liebessteuer, mit der jede Missionsleitung zu rechnen hat, ist eine indirekte Steuer, die wohl zeitweise sehr hohe Erträge geben kann, wenn einmal das Liebesfeuer hell auflodert, die aber auch ganz gefährlichen Schwankungen unterworfen ist, welche den Bestand des Werkes in Frage stellen können. Die Jahre 1875—1878 und 1883—1886 haben in der Berliner Mission den traurigen Ruhm des zweimaligen großen Deficits. Das zweite stieg gar bis auf die Höhe von 204 000 M. Wer will es dem Direktor verdenken, wenn ihm darüber das Herz oft recht schwer und der Kopf schwindelig wurde. Wenn notwendige Unternehmungen immer wieder zurückgestellt, dringende Bedürfnisse der Missionarssfamilien mit einem Non possumus (Unmöglich!) beantwortet, ja schon begonnene Arbeiten eingeschränkt werden müssen, so ist das wohl für jeden Missionsmann schmerzlich. In dem Kopfe und Herzen des Direktors steigern sich diese Schmerzen leicht ins Unerträgliche, da bei ihm alle Klagen und Wirrnisse zusammentreffen.

Freilich ein Deficit ist zu Zeiten auch ein Kreuz, mit dem Gott die Mission segnet. Das erfuhr auch Wangemann. Die rührendsten und erquickendsten Liebesbeweise hat er, nächst dem Hausbau, beim

Kampf mit den Deficits erleben dürfen. Wenn er nur erst einen kräftigen Hülfseruf an die Missionsgemeinde hatte ausgehen lassen, dann wurde es ihm auch bald ein „liebes Deficit“, und nach Jahr und Tag konnte er ihm die Grabrede halten. Es zeigte sich darin besonders die persönliche Fühlung, die er mit der Missionsgemeinde hatte. Aber unter diesen dankenswerten Erfahrungen blieb doch sein Sinnen und Sorgen darauf gerichtet, wie er sie überflüssig machen und den Fortschritt des ihm anvertrauten Werkes auf eine zuverlässigere finanzielle Grundlage stellen könnte. „Die Heranbildung einer selbstthätig arbeitenden und innerlich an ihre Aufgabe gebundenen, mitbetenden Missionsgemeinde für die südafrikanische Mission“ erklärte er von Anfang an als sein Ziel.

Wodurch aber konnte diese Missionsgemeinde besser zusammengehalten und fester an ihre Gesellschaft geknüpft werden? Die Berliner Mission hatte in den östlichen preußischen Provinzen eine große Anzahl von Hilfsvereinen, die sich besonders in den Jahren 1840—1848 zu ihrer Unterstützung gebildet hatten. Sie gaben ihr die eigentümliche geschichtliche Gestalt und lieferten den Grundstock ihrer jährlichen Einnahmen. Auf sie baute Wagemann als konservativer Mann seine Organisationspläne. Was ließ sich mit ihnen nicht alles machen, wenn — ja wenn sie gewesen wären, was sie hätten sein sollen: eine Gemeinschaft von kräftig arbeitenden, mit den Leiden und Freuden auf dem Missionsgebiet fortlaufend vertrauten Seelen, die mit Gebeten und Gaben für das Werk ihrer Muttergesellschaft einstanden. Man hatte den Direktor der Berliner Gesellschaft im Kreise seiner Kollegen beneidet; er sitze in seinem Telegraphenbureau und brauche nur auf einen der dreihundert Knöpfe zu drücken, dann setze sofort der Wechselstrom ein. Aber leider war dies Telegraphenbureau nur ein Traumbild. Als Wagemann 1875 eine Umfrage bei allen Hilfsvereinen veranstaltete, gaben nur etwa 80 ein Echo und in einem späteren Fall gar nur 32. Woher diese Betriebsstörungen? Der Grund lag auf der Hand. Die Hilfsvereine waren ihrer Verpflichtung nicht mehr eingedenk. Ein Teil war in Schlafsucht versunken, ein anderer hatte sein treuloses Herz andern Missionsarbeiten zuge-

wandt. Wagemann rüttelte und schüttelte sie. Er wachte eifersüchtig über der „Interessensphäre“ seiner Gesellschaft. Er bat, mahnte, schalt, drohte. Es half wenig. Die einen öffneten schlaftrunken die Augen, um sie alsbald wieder zu schließen; andere wurden ärgerlich und antworteten: „Nun erst recht nicht!“ Nur wenige folgten seinem Ruf. Er kam sich vor wie ein Feldherr, der seinen Truppen voran in die Schlacht zieht, während sie hinter ihm die Flucht ergreifen. Er gebrauchte manchmal harte Worte, die über das Ziel hinausgeschossen. Er litt ein wenig an der Schwäche, seine Gefühle und Gedanken zu schnell zu Papier zu bringen und sogleich in die Druckerei zu schicken. Er war überdies ein streitbarer Held, der, wenn einmal kein Gegner sich bot, auch mit einem Freunde handgemein werden konnte. Seine Klage von 1884, er sehe um sich „ein Leichenfeld voll geknickter Hoffnungen“, die Missionsgemeinde, wie er sie wünsche, sei nicht da — war aber doch nur subjektiv berechtigt. Während er eine Missionsgemeinde, die nicht da war, suchte, war thatsächlich rings um ihn, und nicht zum wenigsten durch seine Arbeit, eine neue und zahlreichere Missionsgemeinde auf den Plan getreten und das Verständnis und die Liebe für dies Reichswerk seit den siebziger Jahren ganz bedeutend gewachsen.

Ja, sogar seine organisatorischen Pläne blieben nicht nur auf dem Papier. Schon 1875 hatte er vorgeschlagen, die Hilfsvereine möchten sich in jeder Provinz besonders zusammenschließen, damit sie die Generalversammlung später mit offiziellen Vertretern beschicken könnten. Er wünschte, daß auf diesem Wege die Beschlüsse der Generalversammlung zu Willensäußerungen der ganzen Missionsgemeinde werden möchten. Bis zum Jahre 1887 hat er diesem Gedanken mündlich und schriftlich wieder und wieder Ausdruck gegeben. Da endlich hatte er die Freude zu sehen, wie er anfang, Leben anzunehmen. Es bildete sich in dem genannten Jahr zuerst der schlesische Provinzialverein, dem die Verbände der brandenburger, pommerischen und sächsischen Hilfsvereine folgten. Im Jahre 1891 wurde sein Entwurf über die Bildung der Generalversammlung auf Grund der Beteiligung von Provinzialabgeordneten angenommen und im folgenden Jahre den Vorsitzenden der

Provinzialverbände Sitz und Stimme im Komitee verliehen.

So war wieder ein wesentliches Stück seiner Lebensarbeit der Verwirklichung nahe.

V.

Zum Schluß holen wir nach, was noch zu erwähnen bleibt aus Wagemanns Erdentagen.

Das Lutherjubiläum 1883 brachte für ihn wie für seinen alten Freund und Kampfgenossen Meinhold den theologischen Doktorhut. Dann begann die Zeit seiner eigenen Jubiläen, zuerst seine Jubelreise nach Südafrika im August 1884. Sie war eigentlich veranlaßt durch das fünfzigjährige Jubiläum der einst am 24. September 1834 gegründeten ältesten Berliner Missionsstation Bethanien im Oranjesfreistaat. Dabei sollte er als Abgesandter des Komitees die Festpredigt halten und die Segenswünsche der heimischen Gemeinde überbringen. Allein sie wurde ihm selbst zum Jubiläum. Zum zweitenmal besuchte er sämtliche Stationen und freute sich von Herzen über den Fortschritt, der ihm auf Schritt und Tritt begegnete. Konnte er ihn doch mit Händen greifen, als er am 22. März 1885 zwei begabte Bassuto zum heiligen Amt ordinieren durfte. Auch der heilsame Einfluß seiner Superintendentur- und Missionsordnung trat ihm überall deutlich vor die Augen. Alle Missionare und Gemeinden nahmen ihn als ihren Vater auf und deckten durch ihre Sammlungen reichlich die Kosten seiner Reise. Seine Körperkraft blieb trotz seiner 66 Jahre frisch bis zuletzt. Seine Tochter aus erster Ehe war an einen Missionar in Nordtransvaal verheiratet. Als er nur noch durch den hoch angeschwollenen, krocodilreichen Steelpoortfluß von ihr und ihren Kindern getrennt war, schwamm er in Gottes Namen hinüber, zwei Schwarze zur Seite und fünf hinterher. Er war bei weitem der erste, der ans Ufer trat. Im September 1885 traf der Reisende, durch einen silbergrauen Vollbart verschönert, in der Heimat wieder ein, um aufs neue von den Thaten Gottes unter den Heiden zu predigen.

Am 2. Oktober 1890 wurde sein fünf- undzwanzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert, zu dem ihm die Missionsgemeinde 19000 Mark für Missionszwecke sammelte, am

3. August 1892 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum.

Alles forderte zu dankendem Rückblick auf. Wie war doch das Werk, an dessen Spitze er vor fast drei Jahrzehnten getreten war, gewachsen, in die Tiefe und in die Weite! Im Jahre 1882 waren die Stationen des chinesischen Hauptvereins übernommen worden. Ende der Achtziger hatten schwarze Missionsgehilfen von Nordtransvaal den Limpopo, die langjährige Grenze der Kulturwelt, überschritten. Nun war auch dort im Bonjailande eine neue Missionsarbeit begonnen. Ja, in das deutsche Ostafrika war eine stattliche Missionsexpedition deutscher und afrikanischer Brüder entsendet und hatte im Norden des Njassa am 2. Oktober 1891 die Missionsstation Wagemannshöh angelegt zum Jubiläumsgedächtnis ihres Direktors. Nun zählte die Berliner afrikanische Mission am Schluß des Jahres 1893 im ganzen, außer 102 Filialen und 195 Predigtplätzen, 49 Stationen. Auf denselben arbeiteten 58 ordinierte und 10 noch nicht ordinierte Missionare, fast alle von Wagemann ausgebildet, neben 14 Kolonisten, 123 besoldeten und 396 unbesoldeten Nationalhelfern. Die Zahl der Gemeindeglieder war auf 25589 gestiegen, unter denen 12479 Abendmahlsberechtigte waren. 27 Zöglinge befanden sich im Seminar. Die europäischen Einnahmen beliefen sich im Durchschnitt der letzten sechs Jahre auf 320 000 M. In Afrika wurden außerdem gegen 20 000 M. freiwillige Gaben und gegen 100 000 M. sonstige Abgaben, Gebühren und Pächte, aufgebracht. Der Leser wolle diese Zahlen mit den früher bei Wagemanns Amtsantritt gegebenen vergleichen. Sie sprechen ohne Worte.

Wagemanns Werk war gethan, er selbst fühlte es. Manche Wolke, durch die er nicht mehr recht hindurchschauen konnte, zog sich über ihm zusammen. Seit seiner zweiten Rückkehr aus Afrika nagte ein schweres Leiden an seiner Kraft. Ein Herzfehler hatte sich ausgebildet, der ihn manchmal auf Monate völlig seiner Arbeit entzog, dann freilich auf Jahre wieder zurücktrat, so daß er in alter Frische sein Amt versah, bis die Krankheit immer aufs neue und immer verstärkter wiederkehrte. Im Anfang des Jahres 1894 reichte Wagemann



Bethanien im Jubaufahre 1884.

sein Abschiedsgesuch bei seinem Komitee ein. „Zum 1. Oktober,“ schrieb er in einem seiner letzten Missionsbriefe, „ziehe ich mich in die tiefste Einsamkeit zurück und nehme niemanden als meinen Herrn Jesum mit.“ Die Einsamkeit wurde tiefer, als er damals dachte. Am 22. Mai erstattete er noch einmal auf dem Jahresfest seiner Gesellschaft in der Jakobikirche den Bericht, ordnete vor dem Altar zwei junge Sendboten fürs Bonjailand ab und sang zum Schluß wie so oft seit seinen Kamminer Tagen: „Herr, nun lässest du deinen Die-

ner in Frieden fahren, wie du gesagt hast.“ Am 18. Juni entschlief er, ohne daß er sein liebes Missionshaus zu verlassen nötig hatte, und drei Tage später trugen wir ihn auf dem Georgenkirchhof zur letzten Ruhe.

Es giebt ein Deficit in der Mission, das ist unendlich gefährlicher als das an Geld: das Deficit an treuen, begabten Arbeitern und an persönlicher Glaubenskraft. Der Herr bewahre in Gnaden die alte Berliner Mission auch ferner vor diesem Deficit.

Vom großen Missionsfelde.

Nachrichten aus Indien.

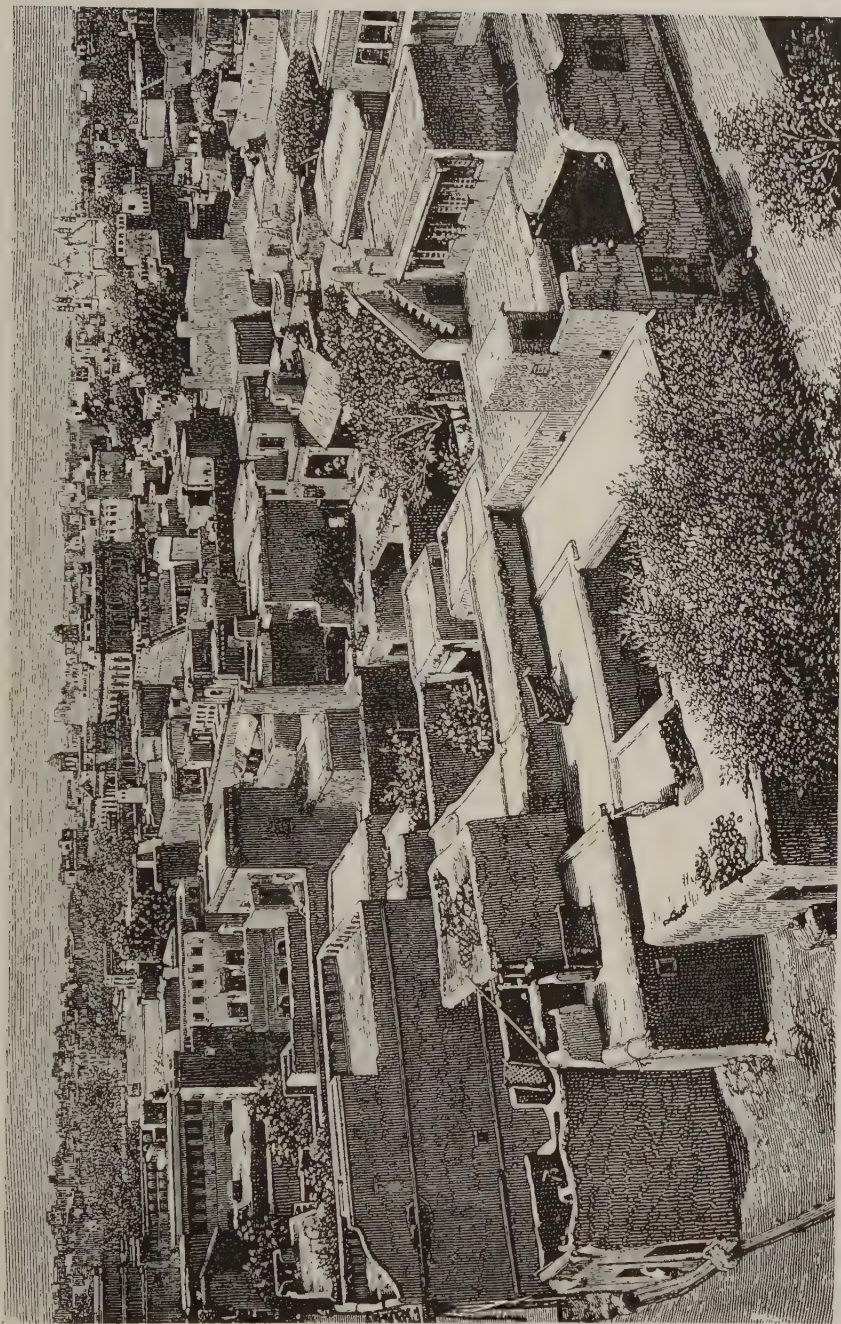
Christus oder Mohammed? Religionsgespräche waren in Europa im Zeitalter der Reformation Sitte und hatten damals zum Teil eine große Bedeutung. Bei uns sind sie seitdem ziemlich aus der Mode gekommen. Aber in dem leichter erregbaren Osten, besonders in Indien, wo die religiösen Fragen die brennendsten Tagesfragen sind, kommen sie öfter vor. Seit dem Sommer 1893 wird der Nordwesten Indiens von einem solchen Religionsgespräch in lebhafter Spannung erhalten.

In dem Städtchen Dschandiala östlich von Amritsar im Pandschab ärgerten die Mohammedaner die kleine Christengemeinde seit Monaten und suchten sie bald hier, bald da zu hängen. Der englische Missionar Clark in Amritsar, selbst ein geborner Mohammedaner und Afghane, aber in England zum christlichen Arzt ausgebildet, nahm sich der Gefährten an und forderte die übermütigen Gegner zu einem Religionsgespräch heraus. „Eine offene Aussprache über die zwischen dem Islam und dem Christentum streitigen Punkte werde beiden Parteien gleich erwünscht sein.“ Die Mohammedaner erschrafen über dieses Angebot, denn sie fühlten sich der Aufgabe ganz und gar nicht gewachsen, ihren Glauben gegen die gebildeten Vertreter des Christentums zu verteidigen. Sie schickten weit und breit bei den Gesellschaften zur Verteidigung des Islam herum, ob nicht eine ihnen einen streitbaren Recken zur Verfügung stellen könne. Aber von allen Seiten kamen Abjagen.

Sie waren schon recht kleinlaut und verzagt, da bot sich ihnen ein berühmter Prophet, der Mirza Ghulam Ahmed, an; er wolle ihnen zum glänzenden Siege verhelfen. Dieser Mirza Ghulam war freilich eine etwas anrührige Person, die rechtgläubigen Mohammedaner hatten ihn in den Bann gethan; und da er behauptete, er sei der wiedergekommene Christus und werde in Christi Namen dem Propheten Mohammed zur Herrschaft über die ganze Welt verhelfen, so war er jedenfalls etwas überspannt — ein sonderbarer Heiliger. Die Mohammedaner nahmen ihn aber in ihrer Not gern an, galt er doch für einen großen Gelehrten und glänzenden Redner.

In der letzten Woche des Mai und der ersten des Juni fand das Religionsgespräch auf der Veranda des Missionshauses in Amritsar statt. Das Interesse daran hatte sich längst über das Städtchen Dschandiala, ja über den ganzen Pandschab hinaus verbreitet. Hunderte von Christen und Mohammedanern drängten sich Tag für Tag in dem Missionsgehöft und hörten von 6—11 Uhr vormittags mit gespannter Aufmerksamkeit den Debatten zu. Stenographen schrieben jedes Wort nach, und an jedem Abend erschienen die Gespräche des Tages bei einem mohammedanischen Buchhändler der Stadt im Druck; seine Presse konnte kaum so viel Exemplare liefern, als das Publikum begehrte.

Der Verlauf der Gespräche stimmte ganz und gar nicht zu den hochgespannten



Amrithsar.

Erwartungen der Mohammedaner. Der Mirza Ghulam entpuppte sich als ein hochmüthiger, von sich eingenommener, aber keineswegs gelehrter Mann. Sein Gegner, der würdige Greis Abdallah Athim, kein Theologe, sondern nur ein ehemaliger Regierungsbeamter, der der Mission in Amritsar freiwillig diente, brachte ihn mit seiner ruhigen Sachlichkeit und milden Freundlichkeit arg ins Gedränge. Als gar Missionar Clark, der feurige, schlagfertige Afghane, selbst in die Debatte eingriff, merkten die Mohammedaner bald, daß sie gegen diese Männer nicht aufkommen könnten; sie sehnten die Stunde herbei, wo das letzte Streitgespräch zu Ende ging. Sie machten gar kein Hehl daraus, daß sie nicht als Sieger aus demselben hervorgingen.

Nur Mirza Ghulam gab seine Sache nicht verloren. Vier Stunden nach dem Schluß des letzten Gesprächs gab er vor, ein Gesicht zu haben, welches ihm mittheilte, binnen 15 Monaten werde sein Gegner Abdallah Athim sterben, das werde seine göttliche Rechtfertigung sein. Athim war ein hochbetagter Greis, seine Gesundheit war schon während des Religionsgesprächs so schwach, daß er tagelang durch Missionar Clark vertreten werden mußte. Eine solche Prophezeiung war also kein großes Kunststück, zumal wenn die fanatischen Mohammedaner mit Gift ein wenig nachhalfen. Aber bei den leichtgläubigen Hindu und bei der großen Masse des ungebildeten Volkes machte die Weissagung großen Eindruck. Man verfolgte mit Spannung die Berichte über Athims Gesundheit. Es war für diesen eine ungemüthliche Zeit. Nicht weniger als neunmal sah er sein Leben durch Gift oder Dolch bedroht. Wiederholt mußte er seinen Aufenthaltsort wechseln, um den Nachstellungen zu entgehen. Aber sein Herz war ruhig und fest in Gott. Monat um Monat verstrich, und er wurde

gesunder als seit Jahren. Endlich waren die 15 Monate zu Ende. Am 15. September 1894 traf der würdige Greis wohlbehalten wieder in Amritsar ein. Die Christen drängten sich in Scharen um ihn und führten ihn im Triumph durch die Straßen. Die Prophezeiung des falschen Propheten war zu schanden geworden.

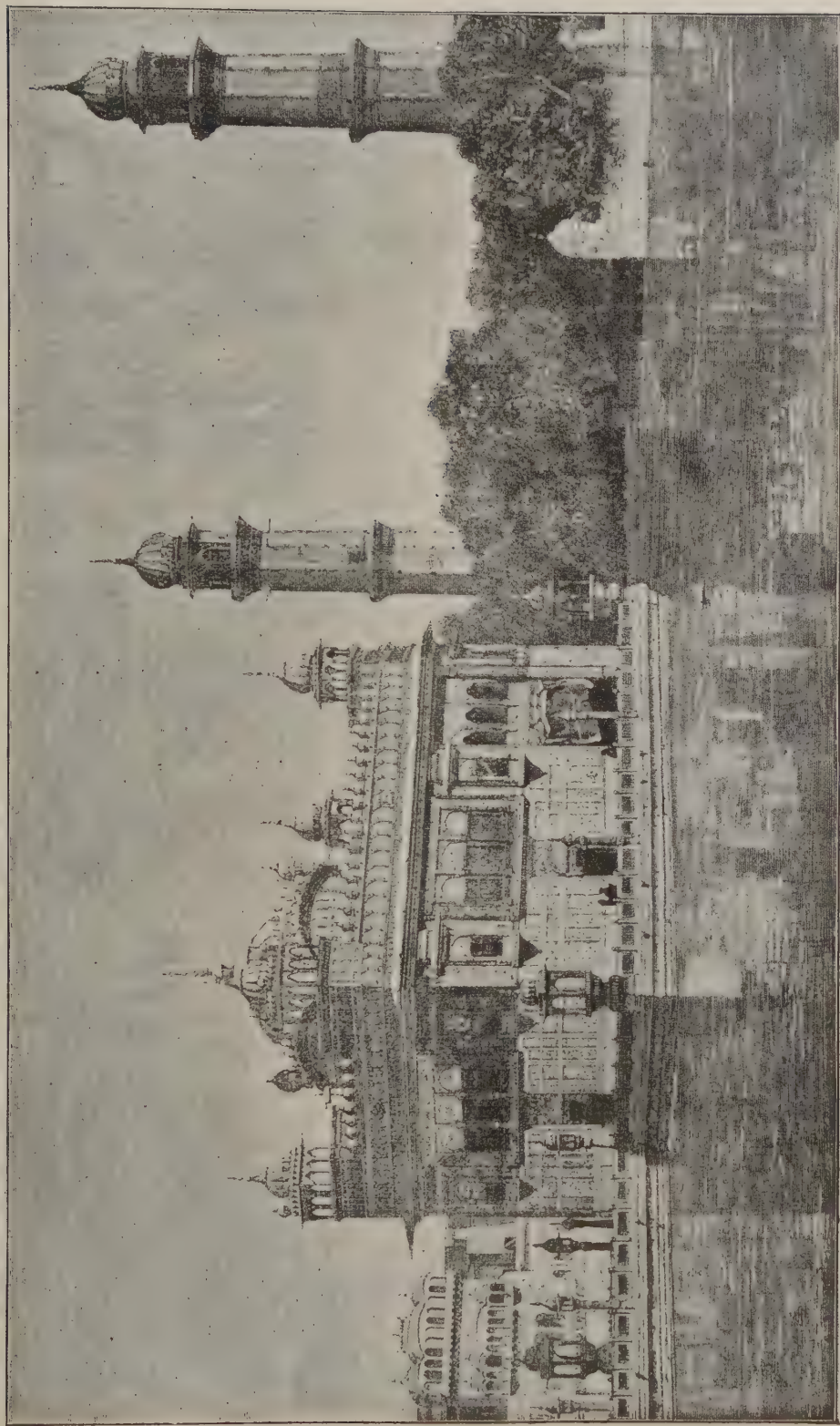
Das war nicht der einzige Erfolg des Religionsgesprächs. Die Mission, die Lehre des Christentums stand mit einemmal im Vordergrund des öffentlichen Interesses; in den Cafés, auf der Eisenbahn, in den Straßen, auf dem Felde, überall wurde über die Bibel und den Koran verhandelt. Der berühmte Gelehrte Imaduddin, dessen Befehungsgeschichte wir kürzlich erzählten, benutzte die Gelegenheit um eine volkstümliche Uebersetzung des Koran in Urdu, der Landessprache, und eine Streitschrift gegen denselben zu veröffentlichen. Beide Schriften machten großes Aufsehen und wurden begierig gelesen. Es war das erste Mal, daß diese Mohammedaner erfuhren, was für ein langweiliges und abgeschmacktes Buch ihr Koran ist.

Die praktischen Erfolge für die Mission ließen nicht lange auf sich warten. Der erste, der kam und mit seiner ganzen Familie Taufunterricht begehrte, war eben jener Mohammedaner in Dschandiala, dessen feindseliges Benehmen der Anlaß des Religionsgesprächs gewesen war. Andere folgten seinem Beispiel. Besonders Mirza Ghulam mußte es bitter erfahren, daß es schwer ist, wider den Stachel zu lösen. Zwei seiner vertrautesten Freunde, sein eifriger Schüler Athund Sahib und sein Schwager Mir Sahib,kehrten ihm den Rücken und ließen sich durch den Missionar Clark in die Christengemeinde aufnehmen. Die Bewegung ist noch nicht zum Stillstand gekommen. Wir hoffen, daß sie noch manchen Mohammedaner ergreifen und von dem falschen zu dem wahren Propheten führen wird.

Vermischtes.

Was soll ich für die Mission geben? Im April 1866, erzählt der große China-Missionar Hudson Taylor, wurde ich gebeten, in einer kleinen englischen Stadt einen Vortrag über China zu halten, und

ich erklärte mich dazu bereit unter der Bedingung, daß in der Ankündigung mitgeteilt würde, daß keine Kollekte stattfinden solle. Der Veranstalter, ein Herr Puget, sagte, solch eine Bedingung sei ihm noch



Der goldene Tempel in Amritsar.

nicht vorgekommen. Er nahm sie aber an und der Vortrag wurde angekündigt.

Mit Hilfe einer großen Karte wurde den Leuten etwas von der Ausdehnung, Bevölkerung und großen geistlichen Bedürftigkeit Chinas vor Augen gestellt, und viele empfingen augenscheinlich einen tiefen Eindruck. Am Schlusse der Versammlung sagte der Vorsitzende, daß auf meine Bitte angekündigt sei, es solle keine Kollekte stattfinden; aber er habe das Gefühl, daß viele Anwesende betrübt und beschwert sein würden, wenn sie keine Gelegenheit hätten, etwas zu dem Missionswerke beizutragen, das ihnen ans Herz gelegt sei. Er denke, da die Anregung zu einer Kollekte gänzlich von ihm ausgehe, und dem Wunsche vieler in der Versammlung entspreche, so werde ich wohl nichts dagegen haben. Ich bat jedoch, von der angekündigten Bedingung nicht abzugehen; denn gerade der Grund, der von dem freundlichen Vorsitzenden für eine Kollekte angeführt war, sei mein stärkster Grund dagegen. Mein Wunsch sei es gerade, daß sie sich beschwert fühlten von dem Bewußtsein der großen Noth Chinas, und daß sie unter diesem Druck Gott fragen sollten, was sie zu thun hätten. Wenn sie nach betender Überlegung überzeugt seien, daß sie weiter nichts zu geben brauchten, als einen Geldbeitrag, so könne derselbe an irgend eine in China arbeitende Missionsgesellschaft oder an meine Adresse in London gesandt werden. Aber vielleicht verlange Gott in manchen Fällen nicht einen Geldbeitrag, sondern daß sie sich selbst ihm zum Dienste da draußen weihen oder einen lieben Sohn, eine liebe Tochter hingäben, was viel köstlicher sei als Gold.

Ich fügte hinzu, eine Kollekte könne gar zu leicht den Eindruck erwecken, als wäre Geld die Hauptsache, während doch die höchsten Geldsummen auch nicht eine einzige Seele bekehren könnten. Was not thue, das seien vom heiligen Geiste erfüllte Männer und Frauen, die sich selbst der Mission widmeten. An Geldmitteln zum Unterhalt solcher werde es dann nie fehlen.

Herr Puget fügte sich meinem dringenden Wunsche und schloß die Versammlung. Er sagte mir aber beim Abendbrot, er glaube, ich habe einen großen Fehler gemacht. Am nächsten Morgen kam mein freundlicher Wirt etwas spät zum Frühstück und sagte, er habe eine schlaflose Nacht

verbracht. Nach dem Frühstück bat er mich, mit in sein Studierzimmer zu kommen, überreichte mir einige Beiträge, die ihm doch am Abend vorher in der Versammlung übergeben waren, und sagte: „Ich dachte gestern, mein lieber Herr Taylor, Sie hätten unrecht mit der Kollekte; aber jetzt bin ich überzeugt, daß Sie recht haben. Ich mußte heute nacht immer an die Seelen in China denken, die in der Finsternis dahingehen, und konnte zuletzt nur rufen: Herr, was willst du, daß ich thun soll? Ich fühlte mich dann gedrungen zu diesem Beitrag.“ Damit überreichte er mir einen Wechsel auf 500 Pfund Sterling (10 000 M.), indem er hinzufügte, wenn gestern abend eine Kollekte gehalten wäre, so würde er nur ein paar Guineen (à 21 M.) gegeben haben. Der Wechsel sei die Folge davon, daß er einen großen Teil der Nacht im Gebet zugebracht habe.

(Allg. M.-Z. 1894, S. 490.)

Ein wackerer Knabe. Vor drei Jahren wurde der Missionar von Baraka an der Westküste Afrikas vertrieben und mit dem Tode bedroht, wenn er versuchen sollte zurückzukehren. Er ließ das Missionsgehöft unter der Obhut zweier bekehrter Knaben Tom und Uria.

Urias Verwandte kamen bewaffnet, ergriffen den Knaben, schleppten ihn davon und ließen ihm nur die Wahl Jesum zu verleugnen oder heftig geschlagen zu werden. Er sagte: „Ich gebe Jesum nicht auf.“ Da schlugen sie ihn halbtot. Er blieb dabei: „Ich gebe Jesum nicht auf.“ Sie schleppten ihn zu einem kleinen Bach und duckten seinen Kopf so lange unter Wasser, bis der arme Junge beinahe erstickt war. Aber jedesmal, wenn sein Kopf über Wasser kam, sagte er: „Ich lasse nicht von Jesu.“ Da banden sie um ihn einen Strick und hingen ihn in einer ihrer runden Hütten auf, zündeten ein Feuer unter ihm an und warfen ein paar Hände voll roten Pfeffer hinein. Der arme Uria nieste und hustete, bis er ohnmächtig wurde. Als sie glaubten, er sei tot, ließen sie ihn herunter und schleppten ihn zur Hütte hinaus. In der frischen Luft schlug er bald seine Augen wieder auf; da drängten sie sich um ihn und schrien: „Setz gieb Jesum auf!“ „Nein, ich sterbe für Jesus; er ist für mich gestorben, ich will auch für ihn sterben.“ Da sagten sie, mit dem hartnäckigen Jungen

sei nichts anzufangen, und ließen ihn laufen. Der wackere Knabe kehrte nach dem Missionsgehöft zurück und hielt mit seinem Freunde Tom treue Wacht.

(Child. Rec. 1895, S. 10.)

Schwere Trübsal. Hoch im Norden des deutschen Schutzgebietes in Südwest-Afrika treiben seit drei Jahrzehnten die Evangelischen Finnlands eine mühsame und opferreiche Missionsarbeit. Im Jahre 1894 sind sie wieder von einer solchen Fülle von Trübsalen heimgesucht, daß es fast mehr erscheint, als Menschen ertragen können. Der junge Missionar Roicha hatte einen schweren Stand unter dem heidnischen Ovambo-Stamme der Nukwambi. Im Anfang des Jahres 1894 starb seine Frau. Als sie kurze Zeit beerdigt war, mußte sie

auf Befehl des Häuptlings wieder ausgegraben und im Walde in einem verborgenen Winkel eingescharrt werden. Danach brannte ihm sein Haus ab, das er sich aus Holz, Rohr und Leuziegelein mühsam im Schweiß seines Angesichts erbaut hatte. Er rettete nichts als das nackte Leben und seine beiden Kinder. Bald darauf starb das jüngste dieser Kinder, und er selbst wurde von allem dem so elend, daß ihn die Missionsgeschwister zur Erholung nach dem Süden schickten. Aber schon bald nach seinem Aufbruch verschlimmerte sich sein Zustand, und ehe er das ungesunde Ovambo-Land verlassen hatte, starb er in der Nähe der Missionsstation Ondonga. Hier ist Geduld der Heiligen!

(Rhein. Missionsblatt 1894, S. 95.)

Bücherbesprechungen.

Hesse, F.: Aus Dr. Hermann Gunderts Leben. Calwer Familienbibliothek. Bd. 34. Geb. 2 M.

Ein interessantes Lebensbild tritt uns in diesem Buche entgegen, das wir unsern Lesern warm empfehlen möchten. Hervorgegangen aus einem frommen Elternhause, geriet der junge Gundert in Maulbronn und Tübingen durch Straußsche Einflüsse bis an die Grenze des Unglaubens. Doch die Gebete der gottesfürchtigen Eltern umringten ihn, die Eindrücke, die er an dem Kranken- und Sterbebette seiner durch viel Trübsal geläuterten Mutter empfing, bereiteten in ihm die entscheidende Wendung vor. Nach seiner gründlichen Befehrung entschloß sich der glänzende begabte Jüngling zum Missionsdienst in Indien. Seltsame Fügungen führten ihn einige Jahre in das Haus des Freimissionars Groves, wo es aber der Missionsarbeit an Klarheit und Planmäßigkeit fehlte. Hier fand er seine Frau, Julie geb. Dubois. Sie war eine reformierte Schweizerin und erzog in Groves' Hause mit großer Treue verwahrloste Hindumädchen. Nach zwei Jahren trat er in den Dienst der Basler Mission. Er gründete die Station Lalatscheri und durfte dort neben herben Enttäuschungen auch manche herrlichen Erfolge sehen. In seiner Wirksamkeit wurde er in hohem Maße durch seine Frau unterstützt, welche sich der indischen Frauen und Mädchen mit aufopfernder Liebe und großem Geschick annahm. Seine gründliche Sprachkenntnis befähigte ihn zu litterarischen Arbeiten; er war der Schöpfer einer edlen und volkstümlichen Kirchen- und Schulsprache für Malabar; besonders machte er sich durch eine vortreffliche Bibelübersetzung und ein grundgelehrtes Malajaleem-Wörterbuch hoch verdient. Gunderts fernere Wirksamkeit in Indien, sein Zusammenwirken mit dem bekannten Missionar Hebig, seine Thätigkeit als Regierungsschulinspektor, endlich seine Rückkehr in die Heimat, seine Berufung als Nachfolger Dr. Barth's in den Calmer Verein, seine vielseitige Thätigkeit in dieser Stellung, dies alles muß man in dem Buche selbst nachlesen. Wir sind überzeugt, daß

jeder, der sich in dies fesselnd geschriebene Lebensbild vertieft, hohen Genuß und reichen Segen davon haben wird.

Hesse, F.: Joseph Josenhans, ein Lebensbild. Calwer Familienbibliothek Bd. 36. Preis gebunden 2 M.

Ein zweites Buch desselben Verfassers, gleichfalls eine reife Frucht ernster Arbeit und tiefen Missionsverständnisses. Die darin geschilderten Erlebnisse sind fast ebenso wechselvoll und farbenreich wie in Gunderts Leben. Man bekommt in diesem Buche eine recht deutliche Vorstellung von der großen Verantwortung und den mannigfachen, schwierigen Aufgaben, die auf einem leitenden Missionsinspektor lasten. Josenhans hat sich bekanntlich in der Basler Mission das große Verdienst erworben, der Missionsarbeit daheim und draußen eine mustergültige Organisation zu geben. Wie es zu dieser Neuordnung gekommen und unter welchen Kämpfen sie durchgeführt wurde, das bildet den wichtigsten Teil dieses Lebensbildes. Die Darstellung ist besonders deshalb so wertvoll, weil der Verfasser mit großer Offenheit uns in den Herzen der Missionsarbeiter daheim und draußen lesen läßt. Wir sehen einen so tief gegründeten, geistesgewaltigen, christlichen Charakter wie Josenhans sich vor uns entwickeln. Wir lesen weiter mit wachsendem Interesse, wie seine angeborene, von einem starken Willen geleitete Herrschergabe mit rücksichtslosem Ernste, ganz allein auf das Gedeihen der Reichs-Gottes-Arbeit bedacht, allen Widerspruch überwinden lernte.

Briefkasten.

Herrn S. B. in D. — Sie wünschen zu erfahren, ob die „Evangelischen Missionen“ in weiteren Kreisen Anklang finden. Die zahlreichen Zuschriften von Geistlichen und Laien lassen mit Sicherheit darauf schließen, daß unser Blatt wirklich einem schon lange hervorgetretenen Bedürfnis entspricht. Damit aber durch dasselbe das Missionsinteresse und -Verständnis in weiteren Kreisen

zunehme und so ein Segen für das große Missionswerk von ihm ausgehe, ist es wünschenswert, daß alle Freunde des Blattes zur weiteren Verbreitung desselben nach Kräften mithelfen.

Es wird Sie und alle Freunde unseres Blattes interessieren, daß **Se. Majestät der Kaiser und König** (nach einem Schreiben aus dem Geheimen Zivil-Kabinett) **Allerhöchst sich über das Unternehmen gefreut haben** und demselben guten Fortgang wünschen. Auch können wir die erfreuliche Mitteilung machen, daß **Ihre Majestät die Kaiserin und Königin die Gnade hatte**, das Abonnement unseres Blattes zu befehlen.

Diese Anerkennung von Allerhöchster Stelle erfüllt uns mit lebhafter Freude und werden wir uns bemühen, die Erwartungen der Freunde unseres Blattes nach Möglichkeit zu befriedigen.

Quittung.

Bei der Geschäftsstelle der „Evang. Missionen“ sind bis heute folgende Liebesgaben eingegangen für **Berliner Miss.-Gef. (I):** L. B. G. 10 M.; E. F. in S. 2,50 M.; P. em. Trübenbach in Dresden 10 M.; R. R. in G. 10 M.; R. R. in G. 10 M. — zus. 42,50 M.

Soßnersche Mission: L. B. G. 10 M.; E. F. in S. 2,50 M.; P. em. Trübenbach in Dresden 10 M.; P. Superintendentur-Gehülfe Nebelsied in Neke (Waldeck) 15 M.; Rektor Krüger in Schwaan 3 M.; R. R. in G. 20 M.; R. R. in Elberfeld 5 M.; R. R. in G. 10 M.; F. J. aus B. 21 M. — zus. 96,50 M.

Rheinische Mission: R. R. 20 M.
Berliner Miss.-Gef. (III Ostafrika): R. R. 20 M.

Allen Gebern herzlichen Dank; weitere Gaben werden gern befördert.

Gütersloh, 4. März 1895.

C. Bertelsmann.

Inhalt: Flex: Der Nagdansi oder Schlangenprinz. — Petrich, Hermann Theodor Wangemann (Schluß). — Vom großen Missionsfelde. — Vermischtes. — Bücherbesprechungen. — Briefkasten. — Quittung.

Inseraten-Preis: Die dreispaltige Nonpareilzeile 30 Pf., bei 30 Zeilen 10 Prozent Rabatt, bei zweimaliger Aufnahme sowie bei 50 Zeilen 20 Prozent Rabatt.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Biblische Jünglingsbilder

in zwanglosen Rahmen.

Von

G. W. Ulrich-Kerwer.

3,20 M., geb. 4 M.

mit Goldschnitt 4,60 M.

Biblische Jungfrauenbilder

in zwanglosen Rahmen.

Von

G. W. Ulrich-Kerwer.

3,20 M., geb. 4 M.

mit Goldschnitt 4,60 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Passionsbetrachtungen von

G. Fritschel.

Vorwort von W. Löhe.

2. Aufl. 3 M., geb. 3,60 M.

Passions-Predigten

für Segottesdienste und zur
häuslichen Erbauung

von **A. Kolbe.**

2,40 M., geb. 3 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Der Karfreitag in der deutschen Dichtung.

Vorträge

von

Dr. A. Freybe.

1,80 M., gebunden 2,40 M.

Ostern in deutscher Sage, Sitte und Dichtung

von

Dr. A. Freybe.

2 M., gebunden 2,50 M.

Verlag von C. Bertelsmann
in Gütersloh.

Soeben erschien:

**Stoich, P. G., Die Augen-
zeugen des Lebens Jesu.**
Ein Beitrag zur Evangelien-
frage. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Früher erschien:

**Stoich, P. G., Die heiligen
Sakramente d. Kirche Christi.**
Heilshungerigen Seelen gewid-
met. 2. Auflage. 3 M., geb.
3,60 M., m. Goldschn. 4 M.

Damen- u. Herren-

Kleidstoffe, neueste Dessins und solide
Qualitäten liefert jedes Maß zu **Engros-
Preisen.** Muster frei. **Joh. Schulte,
Greiz.** Verkauf nach Mustern als **lohnender
Neuenerwerb.** Herren u. Damen
mit großem Bekanntenkreis empfohlen.

Für Hausfrauen!

Annahme aller Wollfachen aller Art
gegen Lieferung von Kleider-, Unterrod-
und Mantelstoffen, Damentüchern, Bu-
stins, Strichwolle, Portieren, Schlaf-
und Teppichdecken, d. den neuesten Mustern
zu billigen Preisen, durch

H. Gihmann,

Ballenstedt a. Harz.

Leistungsfähige Firma.

Muster umgehend franko.

Stille halbe Stunden für die
Passionszeit. Nach **J. J. Ram-
bach.** 1,20 M., geb. 1,60 M.

Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.

Herausgegeben von Pastor **Julius Richter** in Rheinsberg (Mark).

Druck und Verlag von **C. Bertelsmann** in Gütersloh.



Erscheint monatlich. Preis jährlich 3 M. (4 Fr.), frei ins Haus 3,20 M.

Nr. 2203 des Post-Zeitungs-Katalogs für 1895.

I. Jahrgang.

1895.

Mai.

Auf südindischen Bergen.

Von Helene Stosch.

Wer kann sich in Deutschland eine Vorstellung machen von indischer Hitze? Kaum eine Woche halten bei uns die heißen Tage an, schon die Nächte bringen Kühlung, nach einem Monat ist die Temperatur wieder kühl und erquickend. Wie anders in den Tropen! Bleischwer lastet die Hitze Tag und Nacht über dem ausgedörrten Lande. Wohl öffnet man des Nachts alle Thüren und Fenster; aber auch der Nachtwind bringt keine Erfrischung und der unruhige Schlummer keine Erquickung. Man muß sich erheben, ehe die feurige Sonnenkugel über dem Horizont auftaucht und von neuem versengende Strahlen niederschleift.

Thüren und Fenster des Missionshauses sind geschlossen, nur in die Studierstube dringt das Licht ungehemmt. Dort sitzt schon seit dem frühesten Morgen der Munschi oder Sprachlehrer bereit, den Missionar,

der in dieser Zeit das Haus wenig verlassen darf, in die tieferen Geheimnisse der fremdartigen Sprache einzuweihen. Welche Anstrengung gehört dazu, den rätselhaften Windungen der Wortformen und des Sinnes zu folgen, während jeder Nerv zuckt und das Gehirn geschmolzenem Metall gleich hin und her zu schwanken scheint.

Die Hausfrau hat unterdessen die Diener abgefertigt und das Melken beobachtet. Dabei darf sie nicht fehlen. Gar zu gern möchte der Hirt Wasser zugießen und dadurch seine Einnahme vermehren; geben doch seine drei Kühe zusammen kaum zwei Liter Milch. Zudem hat er das Wasser möglicherweise im Vorübergehen aus dem Teich geschöpft, in dem sich Menschen und Tiere baden und der Wäscher seine Arbeit treibt. Ein Zusatz solchen Wassers würde den weißen Kindern sicherlich ernste Verdauungsstörungen bringen.

Matt und teilnahmslos liegen die armen Kinder auf der Matte des Fußbodens. Die Lust zum Spielen ist ihnen vergangen, das Essen ist ihnen eine Qual, selbst die Milch nehmen sie nur mit Widerstreben. Wasser, Wasser! ist ihr immer wiederkehrender Ruf.

Zur Mutter flüchten sie beide, der sonst so fröhliche, kräftige Knabe und das zarte, blasse Mädchen. Die Mutter soll singen und erzählen. Die Kinderfrau nimmt einen großen Fächer zur Hand und schwingt ihn kräftig hin und her, nicht nur um ein wenig Kühlung zu bringen, sondern auch um die Wollen kleiner Fliegen zu vertreiben, die die Menschen beständig umschwirren und in ihre Augen einzudringen suchen. Diese Fliegen übertragen die ägyptische Augenkrankheit, an der in den heißen Monaten unzählige Kinder leiden. Trotz aller Vorsicht und Aufmerksamkeit werden auch unsre Lieblinge davon befallen. Nach wenigen Stunden schon sind die Augen dick verschwollen, rot und heiß. Der Augapfel scheint keinen Platz in der Augenhöhle zu haben, je näher die Nacht kommt, desto quälender werden die Schmerzen. Die armen Kinder können keinen Schlaf finden, weinend und klagend verlangen sie herumgetragen zu werden, bis mit dem dämmernden Morgen etwas Ruhe für sie eintritt. So leiden sie tage- und wochenlang und welken zusehends dahin.

Längst sind alle Engländer aus der heißen Ebene geflüchtet. Auch in Südindien giebt es Berge, die ihre Häupter in kühle Luftschichten erheben, wenngleich dieselben senkrechten Sonnenstrahlen sie treffen und niemals Schnee ihre Spitzen krönt. Immer lebhafter wird auch in uns der Wunsch rege, den Glutofen für einige Wochen zu verlassen, unsre Kinder aufleben zu sehen und neue Kräfte zu sammeln. Eine befreundete Familie mietet uns ein Häuschen in der Erholungsstation Kodaitanal auf den Pulneys in der äußersten Südspitze Indiens, der erbetene Urlaub trifft ein, Koffer und Kisten werden gepackt, Koch und Kinderfrau für den Aufenthalt auf den kühlen Bergen mit warmen Kleidern und Decken versehen — und die große Reise kann angetreten werden. Zunächst steht uns eine dreizehnstündige Fahrt im Schnellzug bevor, doch fällt der größte Teil derselben in die Nacht. Bei jedem Anhalten des Zuges lauschen wir auf den Ruf des Schaffners, der die vielfarbigen indischen Namen wie mit einem Ton aus-

stößt. Sollte das eben Ammayanayakannu heißen?

Richtig, hier kommt unser Diener aus einem der hinteren Wagen angelaufen. Nun schnell heraus mit Kisten und Kasten. Wenige Augenblicke, und der Zug braust weiter, während wir zurückbleiben in der einsamen Dämmerung, die durch die schmale Mondfichel ein wenig erleuchtet wird. Haben wir auch alles? Da unsre Koffer und die eingesechnallten Decken, hier die Kiste mit Materialwaren, dort die andere, die in zwei Blechkästen Petroleum enthält — dies der Frühstückskorb, dies die „Kusa“, die thönerne Wasseflasche mit dem Trinkwasser. Jetzt nähert sich uns eine weiß gekleidete Gestalt mit der Frage, ob wir Wagen zur Reise nach den Pulnenbergen bestellt haben. „Zawohl, wir wollen so schnell als möglich fort.“

Aber „schnell!“ — wer kann das in Indien erwarten? wir wissen schon, daß eine Stunde wenigstens vergehen wird. Darum schicken wir unsern Diener nach dem nahen Gasthaus für Reisende, damit er uns etwas Kaffee zum Morgentrunk und etwas Thee für die Fahrt bereite. Die Kinderfrau, die Unzahl, hat sich schon auf einer Kiste niedergelassen und hält unser kleines Töchterlein in den Armen, während der dreijährige Martin sich schlaftrunken an seine Mutter lehnt. Wohl giebt es ein Wartezimmer in dem kleinen Stationsgebäude, aber wir ziehen den Aufenthalt in der frischen Nachtluft dem im dumpfen Raume vor; zudem müssen wir auch unsere Sachen bewachen.

Endlich können wir einsteigen. Hast du schon einen indischen Bandi oder Ochsenkarren gesehen? Es ist ein niedriger Kasten, der auf zwei Rädern ruht und mit einer Matte überspannt ist. Für die Fahrt nach den Bergen giebt es glücklicherweise solche, die auf Federn gehen, auch sind sie geräumig, so daß wir alle Platz finden — freilich nicht auf Sizen, denn solche giebt's nicht, auch würden wir mit dem Kopf an die Decke stoßen. Wir richten uns auf unsern Decken ein — die Kinderfrau hat's am bequemsten, denn ihr ist das Sizen mit untergeschlagenen Beinen Gewohnheit. Wir sehen noch, daß unser Gepäck in einen andern Bandi geladen wird, empfehlen dem Diener, der als Schutz mitfährt, gut Achtung zu geben, und fort geht es, den Bergen zu. Neben dem braunen Kutscher hat ein Beamter Platz genommen; mit einem dünnen

Horn tutet er, indem wir das Städtchen verlassen.

Wir fahren in einer Art Extrapost, im Transfitbandi. Alle fünf Meilen erhalten wir neue Ochsen. Mit dem Horn wird schon von fern das Signal gegeben, so daß das Wechseln keinen Aufenthalt verursacht; die Ochsen werden unter dem Joch weggezogen und die neuen darunter gespannt — kaum fünf Minuten, und die Fahrt geht weiter. Die Chaussee ist mit mächtigen Banianen umsäumt, so daß der Weg einem schattigen Laubengang gleicht. Noch ist selten ein menschliches Wesen zu sehen, umsomehr beleben Affen die Straße, sie lassen uns dicht herankommen, ehe sie mit einem Satz zur Seite springen, und die Affenmütter mit ihren Kleinen auf dem Arm blicken uns neugierig an.

So rollen wir Stunde um Stunde weiter. Die Sonne hat ihren Lauf begonnen, und wir empfinden die immer zunehmende Kraft ihrer Strahlen. Sie weiß auch durch das Blätterdach hindurch unsern Wagen zu treffen. Wir müssen die schweren Sonnenhüte aufsetzen, die aus Baummark gefertigt sind und einen doppelten Kopfrand haben, um Luftdurchzug zu ermöglichen. Immer unbequemer wird uns das Sitzen, haben wir doch schon dreizehn Stunden Eisenbahnfahrt hinter uns. Unser Trinkwasser ist lau und schal geworden, die gestern abgekochte Milch ist eine feste Masse, an Thee sind die Kleinen nicht gewöhnt, das Wasser schmeckt ihnen nicht, die kranken Augen schmerzen immer heftiger — sind wir noch nicht bald am Ziel? „Eben über die Hälfte,“ antwortet der Beamte. „Das ist nicht möglich, fünfmal sollen wir wechseln, und das fünfte Mal haben wir schon hinter uns!“ Wir sollen nur erstaunt sein, wenn die zweite Hälfte des Weges in so kurzer Zeit zurückgelegt wird, und deshalb ein reichlicheres Trinkgeld spenden.

Schon ist's elf Uhr, da endlich halten wir vor dem Reisebungalow, dem Rasthaus in Periakullam. Nun schnell ins Haus. Wie wohl thut uns die Kühlung und der Schatten, es giebt Wasser, wir leben auf. Ein Missionar unsrer Gesellschaft hat eben hier seine Lehrer zur Gehaltsauszahlung versammelt, er teilt mit uns sein Zimmer. Allerdings ist schon darin angehäuft, was man sich nur denken kann, nicht nur sein Reisegepäck sondern auch von jedem der

Angestellten ein Bündelchen und eine Matte. Der Fußboden scheint loser Kalk zu sein, bei jedem Schritt wirbelt der Staub auf, und unsre Kleider sind bald wie mit Mehl bestäubt.

Doch wir sind dankbar für die Unterkunft. Das andere Zimmer des Bungalows hat ein Offizier besetzt, der eben mit seiner Kompanie eingeborner Soldaten hier angelangt ist. Sie kommen von den Bergen, wo ein großer See abgeleitet werden soll, damit er sein Wasser der durstenden Ebene spende. Vom Marsche ermattet, haben sich die Soldaten auf der Veranda niedergelegt, einer an den andern wie die Sardinen liegen sie geschichtet. Nur eben unsere Thür ist frei; wollen wir zur Treppe, so müssen wir über die Schlafenden wegsteigen. Freilich müssen wir unter diesen Umständen auf eine gründliche Abkühlung des Körpers verzichten. Aber wie soll's in der Nacht werden? giebt's nicht noch einen Reisebungalow? Allerdings — anderthalb Stunden weiter, dicht am Fuße der Berge liegt ganz einsam noch ein Rasthaus. Dorthin, nach Topé, wollen wir in der Abendkühle aufbrechen, wenn erst unser Gepäck eingetroffen ist.

Ein unerwarteter Zeitvertreib bietet sich uns. Eine Seiltänzertruppe trifft plötzlich ein und bittet, uns mit ihren Künsten aufwarten zu dürfen. Es sind schön gewachsene, kräftige Gestalten. Die Bekleidung freilich ist die denkbar knappste: ein Gürtel, von dem bunte Streifen über den Schurz herabhängen. Aber wir haben uns schon gewöhnt, die bronzene Hautfarbe der Tamulen als eine Art Trifot zu betrachten. Die Schaustellung beginnt. Auf die Hände gestützt, den Kopf nach unten, die Füße nach oben, steht einer da, ein anderer springt auf seine Fußsohlen, er hebt einen kleinen Jungen auf und balanciert ihn auf der Hand. So bilden sie verschiedene Figuren. Dann kommen Springkünste an die Reihe. Zwei Männer halten einen Reifen in Kopfhöhe; mit kurzem Anlauf kommt einer der Künstler angesprungen, die Hände vorgestreckt wie ein Schwimmer schießt er durch den Reifen, trifft auf der Straße auf, so daß er auf den Händen steht, und läuft, die Füße hoch in der Luft, davon. Jetzt wird statt des einen Reifens ein Gestell gebracht, in dem sieben oder acht Reifen hintereinander verbunden sind, so daß es aufgestellt so lang ist wie ein Mensch. Wieder nimmt ein Springer einen kurzen



Auf den Pulney-Bergen.

Anlauf, und wie ein Pfeil schießt er durch die Reisen, die ebenfalls von zwei Leuten in Kopfhöhe gehalten werden. Die Gelenkigkeit ihrer Glieder zeigen sie uns, indem sie auf den Händen stehend, die Füße bald von hinten, bald von vorn unter die Achseln biegen; es ist erstaunlich, wie sie ihren Körper verrenken können. Jetzt springen sie alle auf, ergreifen Schwerter, die am Boden liegen, mit wilden Sprüngen und erregten Gebärden gehen sie aufeinander los. Obgleich ich ihrer Kunst zutraue, daß es ohne Blutvergießen abgehen wird, habe ich kein Verlangen, dies wilde Spiel anzuschauen — ich ziehe mich zurück.

Die Sonne neigt sich zum Untergang. Wir können ins Freie gehen und sehen vor uns die ersehnten Berge. Wie eine Riesenmauer erheben sie sich steil und unvermittelt aus der Ebene. Unsere Kinder spielen in der Allee hin und her laufend und sind erfreut, dort woodapples zu finden, eine steinharte Frucht, einer kleinen grünen Orange gleichend, die sie als Kugeln benutzen können. Endlich kommt auch der Gepäckwagen an, und der Diener wird beauftragt, für unsern Wagen die Ochsen zu holen, damit wir weiter fahren können. Doch er zieht erst Erkundigungen ein und kommt bestürzt zurück: „Dort können Sie die Nacht nicht zubringen. Ein böser Geist geht dort um, erst kürzlich hat er drei Herren mit ihren Dienern und ihrem Gepäck in der Nacht weggeholt.“ Daß diese Geistergeschichte so gar keinen Eindruck auf uns macht, ist ihm sehr unangenehm. Sorglicher ist uns zu hören, daß das Kasthaus gerade in der Fiebergegend liegt — aber hier ist doch gar zu ungemütlich, also vorwärts. Die Ochsen werden gleich kommen, heißt es immer wieder, reisefertig warten wir aufs Anspannen. Die Nacht bricht herein, und die Abreise ist unmöglich. Nun müssen wir das uns freundlich angebotene Zimmer benutzen und sehen, wie unser Freund seine Matratze neben die Soldaten legen läßt, um zwischen ihnen zu schlafen und uns Platz zu machen.

Um drei Uhr morgens ist der Aufbruch angesetzt, dann leuchtet der Mond ein wenig, und um fünf Uhr sollen uns Träger und Pferde in Tópé erwarten. So geht es denn wieder in die Nacht hinaus. Allmählich aufwärts steigend, bringt uns der Weg dicht an den Fuß der Berge. Dort ist auch schon

alles zum Aufstieg bereit. Zwei Ponies werden vorgeführt, statt des Sattels ist dem einen ein Quersack aufgeschnaht, in dem Spreu sein mag, ein Strick dient als Zügel. Ein Stuhl mit Tragstangen steht bereit, und jener lange Kasten mit einem Dach, von dem Vorhänge niederfallen, ist ein Dholly. Da hinein muß ich mich legen, die Kusa, die Wasserflasche, wird in der Ecke angebunden, mein Söhnchen zu meinen Füßen hingesezt. Nun geht es in die Höhe, und wir schweben auf den Schultern der Träger. Zehn Kulis sind bestellt, das Dholly abwechselnd zu tragen, und sie thun es mit erstaunlicher Geschicklichkeit. Das Wechseln ist kaum bemerkbar, unermüdlich geht's im Lauffschritt vorwärts. Mein Mann reitet auf einem der Ponies. Bei einer Biegung des Weges sehe ich auch mein Töchterchen in den Armen der Kinderfrau, die über den Schultern der Kulis thront. Hinterdrein kommen die Lastträger, Männer und Frauen; kleinere Gepäckstücke tragen sie auf dem Kopf, größere haben sie an Bambusstäbe geschnürt und tragen zu zweien daran. Wir bilden eine ganze Karawane, denn wir sind an vierzig Personen.

Bald verliert sich das ängstliche Gefühl, man merkt, daß die Leute in ihrem Geschäft geübt sind. Aus niedrigem Buschwerk kommen wir in tropischen Wald. Hier bewegt das Bambusrohr seine Zweige mit den kurzen, spitzen Blättern wie Federn hin und her. Dort ragen schlanke Akazien in die Luft, dazwischen wuchern üppige Farren und allerlei Buschwerk, auch Banianen mit ihren sonderbaren Luftwurzeln treffen wir noch ab und zu. Der Pfad wird immer steiler, ein Blick zur Seite belehrt uns, daß er kaum einen Meter breit ist; keine Schutzwehr begleitet ihn; dicht daneben geht es senkrecht in die Tiefe, so daß die Kronen von hohen Bäumen uns mit ihren Blättern streifen. „Der Weg erinnert an die Gemmi“, ruft mein Mann mir zu. Zuweilen treffen wir ein Bächlein, das über den Weg läuft und den Kulis die Füße kühlt, doch wundern wir uns, daß in diesen Bergen das Murmeln der Gewässer, das Rauschen der Wasserfälle so selten ertönt.

Wir haben noch zwölf englische Meilen bis Kodaitanal, in drei bis vier Stunden soll der Weg zurückgelegt werden. Noch giebt es eine kurze Rast in der Mitte des Weges, ehe wir den Bereich des Waldes

verlassen. Da ist künstlich ein etwas breiterer Platz geebnet. Eine Quelle sprudelt aus dem Felsen. Wir dürfen einmal wieder die Glieder dehnen und die fremde Pflanzenpracht betrachten. Wilde Rosen grüßen uns als alte Bekannte, weiße Sternblumen erinnern uns an die heimischen Anemonen; aber wie viele Blumen sind uns neu! Erstaunt heben wir den Blick zu den von Schlingpflanzen überzogenen Bäumen, auf denen sich die Affen tummeln. Unfre Träger haben sich zerstreut, um, von uns unbeobachtet, ihr kärgliches, aus kaltem Reis bestehendes Frühstück zu verzehren. Auch wir fühlen, daß die Bergluft Appetit macht, und lassen uns den Frühstückskorb bringen. Doch bald wird zum Aufbruch gemahnt, die tropische Sonne brennt auch auf den Bergen, wenngleich kühlere Winde die Hitze mildern. Vor uns sehen wir den Weg, den wir zu erklimmen haben. Der Berg scheint senkrecht abzufallen. Der Pfad ist in engen Kurven angelegt; bei jeder Wendung hat Menschenhand nachhelfen müssen, um durch Untermauerung den nötigen Platz zu gewinnen. Der Bergabhang glänzt im lichten Grün, nur selten ist ein Strauch zu erblicken. Aber welche Freude! aus dem Rasenteppich erheben sich schlanke Lilienstengel, große weiße Blüten tragend. Wie gern möchten wir eine pflücken! Doch dürfen wir uns nicht aus dem schwankenden Rasten vorbeugen, und die Leute eilen weiter und weiter. Je heißer es wird, desto mehr empfinden sie das Bedürfnis, sich gegenseitig aufzumuntern. Sie stimmen einen einförmigen Wechselgesang an, der wie Zuruf und Antwort klingt und nur wenige Worte enthält.

Schon sehen wir uns gegenüber wie auf hoher Warte eine Kirche ragen, da kommen wir an das Zollhaus, wo eine kleine Abgabe erhoben wird. Hier sehen wir doch wieder menschliche Wohnungen, Hütten der Eingebornen, von Gärten umgeben, in denen Bohnen und Erbsen, Kraut und Sellerie gezogen werden. Auch die Hecken erfreuen unser Auge, denn sie bestehen aus wuchernden Rosen. Nun gilt es noch eine steile Höhe zu erklimmen, fast steiler als die bisher überwundenen. Nicht im Zickzack führt der Weg empor, sondern der Fußpfad ist ganz abschüssig angelegt, so daß es uns angst und bange werden will. Das nahe Ziel jedoch scheint den

Mut der Träger zu beleben. Ohne ihren Schritt zu mäßigen eilen sie frisch voran.

Längst hält die Nyahl den durch einen weißen Überzug verdoppelten Schirm über ihren Schützling; die Vorhänge des Dholly sind herabgelassen; aber durch eine Spalte spähend, können wir hier und da ein niedliches Häuschen, von Rosen umrankt, erblicken. Da senken die Träger ihre Last, und die Stimme der lieben Freunde, die uns zu dieser Sommerfrische veranlaßten, begrüßt und beglückwünscht uns zur glücklichen Ankunft. Sie geleiten uns durch ein enges Pfortchen in ein Gärtchen, in dem blaue Gummibäume uns einen fremdartigen Anblick gewähren. Der schmale Pfad ist eingefaßt mit den herrlichsten Rosen, nicht nur den leicht sich entblätternen wilden, sondern den vollen dunkeln und zarten Theerosen, die wir so lange nicht sahen. Der Sandplatz vor dem Hause, zu dem wir aufsteigen, ist besetzt mit großen Geranienbüschen, zwischen denen Petunien ranken, so daß alle Schattierungen von Rot vertreten sind, so dicht beisammen, wie man sie nur in einem deutschen Vorgärtchen antreffen kann. Freundlicher als all diese leuchtenden Blumen grüßt uns beim Eintritt in das Haus der Anblick des kleinen Töchterchens unsres Freundes. Ist es möglich, daß europäische Kinder in Indien solche strahlend rote Backen haben können!

Freilich hier weht frische Bergluft, allerdings nicht die stählende, nerventrägende, die von den Gletschern gekühlt ist; immerhin fühlen wir uns neubelebt. Die grünen Matten, die sich sanft hinziehen bis zu steil aufstrebenden Felsen, erinnern uns an Andermatt. Wir mögen uns auch in gleicher Höhe befinden.

Unfre Freunde haben eine allerliebste kleine Villa, vollständig und behaglich eingerichtet, für uns gemietet. In der Reisezeit, die von März bis etwa Ende Juli währt, kann man hier kein Unterkommen finden. Kodaitanal hat nur ein Gasthaus aufzuweisen; die meisten Gäste beziehen jeder ein eigenes Häuschen und bringen ihre Dienerschaft mit. Aber die Willen werden nur auf sechs Monate vermietet. Da nun die Beamten im Regierungsdienst nur zwei Monate Urlaub erhalten, kann man später ein Häuschen für den halben Preis abmieten. Wir wohnen am Ende des Ortes, wo hohe

Felsen das Thal abschließen. Die ganze Ansiedelung ist in einen Thalkessel gebettet, dessen Sohle von einem kleinen See bedeckt ist. So vereinigt Kodaitkanal alle Reize landschaftlicher Schönheit; Wasser und Felsen, grüne Wiesen Teppiche und dichten Wald. Nur nach Schnee und Eis sieht man sich vergebens um. Im Januar soll sich am Rande des Sees ein Eisrand bilden, aber

bildend, in die Tiefe stürzt. Wir lustwandeln auf schmalem Pfad, neben uns geht es senkrecht in die Tiefe. In tropischer Uppigkeit wuchern unzählige Pflanzen aus dem Abgrund empor und scheinen uns zum Pflücken verleiten zu wollen. Leider ist noch keine Brustwehr oder Zaun zum Schutze der Wanderer angelegt. In diesem Abgrund haust ein Tiger. Mitternachts geht



Nach den Pulney-Bergen.

Schnee bekommen die dortigen Kinder nicht zu sehen.

Jetzt im August ist es so schön hier wie in Deutschland im Sommer. Wir sind auch nicht, wie in der Ebene, den ganzen Tag an das Haus gewiesen. Nur die Mittagssonne ist gefährlich. So machen wir uns bald zu weiten Spaziergängen auf. Der eine führt abwärts, dem Abfluß des Sees zu, der, einen schönen Wasserfall

er auf Raub aus, bald eine Kuh, bald ein Pony fortschleppend. Es will uns hänglich werden, allein auf diesen einsamen Wegen zu wandeln, aber man tröstet uns, der Tiger sei kein man-eater, kein Menschenfresser — ein schlechter Trost, wenn man im einsamen Wald die Richtung verloren hat und, ohne einen Menschen anzutreffen, hin und her irrt. Doch hier hat man einen Wegweiser, von fern schon ruft uns

das donnernde Brausen des „Silberfalls“. Wir wandern weiter unter schattigen Bäumen, bald Rosen, bald Lilien, bald allerlei bunte, fremde Blumen pflückend. Ist das dort nicht Enzian? Dunkelblau ist ein größeres Stück Rasen bedeckt. Doch nein, die Blume besteht aus einem einzigen Blatt, nur ihre Farbe konnte uns von ferne täuschen. Das duftige Kind von Wasser und Luft welkt alsbald in unsrer Hand — es kann den Vergleich mit der vom Gletscherwind geküßten, vom Schneewasser genährten Alpenpflanze nicht aufnehmen. Noch weniger können wir hier die Wunderblume Gelweiß erwarten. Da will ein bescheidenes Pflänzchen uns trösten, eine Nesselart mit weißen, sammetartigen Blüten erinnert uns ein wenig an die hochgepriesene Alpenblume.

Der Weg hat uns abwärts zum Grunde der Schlucht geführt, wo das Wasser des Silberfalles rauscht. Jetzt versperrt der über den Pfad fließende Bach unsern Weg. Große Steine liegen darin und ermöglichen den Übergang. Wir haben noch zwei Stunden bis zum Perumal, d. h. dem großen Berg, der höchsten Spitze der Pulnens. Immer wieder sieht man seinen nach allen Seiten steil abfallenden, spitzigen Kegel, dessen Höhe auf 8000 Fuß, etwa dem Pilatus gleichend, angegeben wird.

Wohl ist der Weg lieblich am rauschenden Bach entlang, umgaukelt von farbenprächtigen Schmetterlingen. Aber wir sind des Gehens ganz entwöhnt, und die tropische Sonne weiß uns auch durch das Blätterdach zu finden. Eine tröstliche Aussicht winkt uns, am Fuße des Perumal soll ein wohleingerichtetes Rasthaus liegen, zur Unterkunft für Reisende eingerichtet, die den Sonnenaufgang auf der Spitze des Berges erwarten wollen. Wie behaglich ist es drin, ein bequemer Schaukelstuhl ladet zum Ausruhen ein. „Was können wir zu essen bekommen?“ fragen wir den dienst-eifrigen Schließer. Verwundert blickt er er uns an: „Ich habe nichts; was die Herrschaften essen wollen, bringen sie selbst mit.“ „Auch nichts zu trinken?“ Er eilt fort und präsentiert uns bald ein Glas frisches Quellwasser. Aber das kalte Wasser zu trinken wagen wir nicht, und langes Ausruhen können wir uns nicht gönnen, denn sobald die Sonne untergegangen ist, tritt die Nacht ein. Zum Glück sind

wenigstens einige Apfelsinen reif, so daß wir doch nicht ganz ohne Erquickung den Rückweg anzutreten brauchen. Aber sauer wird er uns, und die Dunkelheit hat die Gegend eingehüllt, ehe wir unser Wohnhaus in Kodaikanal erreicht haben.

Noch mehr als in Deutschland gilt es hier, daß die Nacht keines Menschen Freund ist. Das Heulen der Hyänen, das heisere Bellen der Schakale tönt bis nahe an die Häuser, ja es will uns manchmal dünken, als vernähmen wir das dumpfe Brüllen des Tigers dazwischen. So wagen wir uns am Abend nicht vor die Thür. Und doch ist es dann im Freien wunderbar schön. Die lichten Sterne leuchten so viel klarer als in Deutschland, das Himmelsgewölbe erscheint nicht wie ein mit Sternen bestickter Mantel, sondern man meint, die einzelnen Sterne in der Luft wie Leuchtflugeln schwimmen zu sehen, und der Glanz des Mondes erleuchtet die Nacht fast tageshell. Selbst die dunkle Erde hat ihre Lichterchen, tausende von Glühwürmchen glitzern auf den Bäumen und im Rasen. Der See liegt still und feierlich zu unsern Füßen, der Mond badet sein Antlitz drin, es scheint, als gäbe es nur Frieden auf Erden.

Ebenso feierlich und friedlich wird's uns zu Mute, wenn wir nach der amerikanischen Kirche zu wandern, die im tiefsten Urwaldfrieden erbaut ist. Gewaltige Baumriesen, von allerlei Schlingpflanzen bedeckt, neigen sich über den Weg. Die kleine, freundliche Kirche, mit Kletterrosen geschmückt, liegt in einem Kirchhof, wo neben den eingeborenen Christen auch mancher Europäer schläft. Das bezeugen die vielen schönen Denkmäler.

Wir wandern weiter den Hügel hinan. Nach allen Seiten sehen wir Partwege angelegt, Baumgruppen und Blumen angepflanzt. Wir vertrauen uns einem solchen Wege an. Wohl eine halbe Stunde sind wir fröhlich gewandert, da mit einem Male hört der Weg auf, und wir stehen vor der Wildnis. Hohes Gras und dichtes Buschwerk sind vor uns, tief unten fließt ein Bächlein, an dessen andern Ufer sich steile Felsen erheben. Keine menschliche Wohnung weit und breit — überall die Stille der Einsamkeit. Noch unschlüssig, ob wir vorwärts oder rückwärts gehen sollen, hören wir nahende Stimmen; zwei schwarze Frauen kommen vom jenseitigen Ufer des Baches.

Auf ihren Köpfen tragen sie Körbe mit einer Art Stachelbeeren, die sie zum Verkauf bringen wollen. Ihnen nach steigen wir auf kaum erkennbarem Fußpfad den Bergrücken hinauf, oft über schräg liegende Felsenplatten vorsichtig aufwärts klimmend, während unsre Führerinnen in jeder Ritze einen Halt für ihre bloßen Füße finden und lächelnd stehen bleiben, um unser mühseliges Nachkommen abzuwarten.

Wir sind weit gewandert; die Müdigkeit will uns überwältigen. Da kommen wir an einen Obstgarten. Hunderte von kräftigen, jungen Birnbäumen stehen in Reih und Glied, jeder beladen mit goldgelben, faustgroßen Birnen. Sie haben schon ein gut Theil von ihrer süßen Last abgeschüttelt, der Garten ist übersät mit Früchten. Viele sind von überhängenden Ästen auf die Straße gefallen. Niemand ist weit und breit zu sehen, wir stehen wie vor Frau Holles Fruchtäulen. Ein umgehauener Stamm ladet uns zum Ausruhen ein, wir kosten die Birnen, die zu unsern Füßen liegen, und finden sie saftig und wohl-schmeckend. Warum kümmert sich niemand um die Schätze, die so verschwenderisch geboten werden? Es lohnt sich nicht, sie in die Ebene hinabtragen zu lassen, die Kosten für die Kulis und den Transport würden den Wert des Obstes übersteigen. Auf den Gedanken, einen Trockenapparat anzulegen und das Obst als Backobst zu verhandeln, scheint niemand zu kommen. Es fehlt in diesem heißen Klima die Lebhaftigkeit, etwas Neues zu versuchen; was die Väter nicht thaten, greifen auch die Kinder nicht an.

Und doch leben die Eingeborenen in ärmlichster Weise; ihre niedrigen Lehmhütten stehen auf der untersten Stufe menschlicher Wohnungen. Ihr Reichthum sind nur ihre Kühe, die süße, fette Milch geben. Aber nicht einmal für diese bauen sie einen schützenden Stall. In der Nähe des Hauses an einen Baum gebunden, fallen sie wehrlos dem hungrigen Raubtier zur Beute. Die Männer verdienen als Kulis ihren Unterhalt, die Frauen ziehen ein wenig

Gemüse, sammeln im Wald Beeren oder vermieten sich als Diensthoten.

Für den Kaffeebau sind die Berge schon zu hoch. Auch Thee wird nur ganz vereinzelt an geschützten Stellen gezogen. In dem Gärtchen bei unserm Hause gab es einige Theesträucher. Der Gärtner pflückte die Blätter ab und brachte sie zum Trocknen an unser Fenster und dann zu unserm Feuer. Als ich freilich sah, wie er die Blätter zwischen seinen schwarzen, unreinen Händen zu Staub zerrieb, beneidete ich seine Herrschaft nicht um ihre Theeernte und hoffte im stillen, daß auf den Plantagen unter europäischer Aufsicht die Theebehandlung sorgfältiger betrieben werden möchte.

Unser Weg endet auf einem Felsvorsprung, von wo wir eine weite Aussicht nach Südosten genießen. Die Ebene liegt vor uns; braunrot ist ihr Boden — wie schwer mag es sein, ihm eine kargliche Ernte abzunütigen! Es wäre wohl unmöglich ohne die vielen größeren und kleineren Teiche, die im Glanze der Sonne vor uns wie Augen aufblitzen. Dazwischen erheben sich niedrige Vorberge, die ohne jeden Pflanzenwuchs als schwarzes, ödes Gestein starren und das Auge nicht zu fesseln vermögen. Blutrot liegt der Sonnenschein auf den fernen Gefilden und läßt uns ahnen, mit welcher Hitze die Tageskönigin dort brennt. Vergebens suchen wir in unsrer Erinnerung nach einem ähnlichen Bilde — auch der goldigste Sonnenschein in Deutschland vermag eine solche reiche Farbung nicht hervorzuzaubern. Wir müssen die Augen abwenden von der glänzenden Pracht. Da sehen wir auch schon zu unsern Füßen wallende Nebel aus der Schlucht aufsteigen. Sie strecken Geisterhände aus und dehnen sich höher und höher, uns zu eilendem Rückzug mahnend. Bald werden sie auch die Gipfel der Berge verschleiern und immer mehr sich verdichtend, prasselnden Regen niedersenden auf das nur von Wellblech gebildete Dach unsers Häuschens.

Vorwärts in Deutsch-Ostafrika!)

Vom Herausgeber.

Die evangelische Mission macht in Deutsch-Ostafrika schnelle Fortschritte; kein Jahr vergeht, ohne daß im Osten oder im Westen des Landes neue Stationen angelegt werden. Die beiden Schwestermissionen am Nordende des Njassa, die Berliner und die Brüdergemeinde-Mission, haben zusammen schon 7 Stationen. Die Berliner ostafrikanische Mission sucht ihnen von Dareßalam aus durch Usaramo die Hände entgegenzustrecken. Wie lange wird es noch währen, bis die Vorposten der vom Indischen Ocean und vom Njassa vordringenden Missionsunternehmungen sich auf der Ueße Hochebene begegnen, bis von Dareßalam zum Kondelände eine ununterbrochene Kette von Missionsstationen reicht? Die Kriegszüge der deutschen Kolonialtruppe ebnen dazu den Weg. Im letzten Jahr (1894) ist der Gouverneur v. Schele bis in das Herz von Ueße vorgedrungen und hat die tapfern Bahehe geschlagen. Noch ein oder zwei solcher siegreichen Kriegszüge, und das ganze Land wird offen vor den Boten des Friedens liegen. Wir rufen unsern Missionsfreunden ein fröhliches „Vorwärts in Deutsch-Ostafrika“ zu und unternehmen an der Hand eines kundigen Führers, des französischen Reisenden Giraud, gleichsam eine Rekognoscierung des noch zu besetzenden Gebietes, eine Wanderung durch die fremdartige Welt Deutsch-Ostafrikas.

Der Eingang des schönen Hafens von Dareßalam mit seinen scharfen Windungen ist nur für Dampfschiffe zugänglich; aber der Ankerplatz ist vortrefflich, und in einem weniger verlassenen Lande würde man diesem Hafen gewiß eine glänzende Zukunft in Aussicht stellen. Alte zerrissene Mauern, zerborstene Mauerstücke — das ist alles, was noch von dem alten Dareßalam übrig ist, das der Sultan Said Madsid zu einem Handelsmittelpunkt machen wollte. Das Unkraut wächst in den schnurgerade gezogenen Straßen und in den Lücken der Mauern; alles schläft in diesen Ruinen außer den Geiern und Raben, die darin ihren Wohnsitz genommen haben.

Der Mangel an trinkbarem Wasser hat

die Bevölkerung seit Jahren zerstreut; was noch geblieben ist, wohnt zur Seite der alten Stadt in Strohhöhlen; es sind kaum 2—300 Eingeborene und 25 Jnder, die allzeit bereit sind, die Karawanen auszuheuten, die aus der Umgegend die Färbeflechte und den Kopalgummi heranschaffen. Die evangelische Missionsstation liegt auf dem in den Hafen vorspringenden Immanuelskap wunderschön im Schatten einer Kokospalmenpflanzung. In ihrem lustigen Krankenhaus haben schon viele Deutsche Hilfe und Trost in schwerer Krankheitsnot gefunden.

Der Weg führt in südwestlicher Richtung durch die flachen, ungesunden Niederungen von Usaramo. Längs des Pfades fallen unsere Augen auf verlassene und wüste Dörfer. Die Eingeborenen sind vor den Kriegen geflohen, die lange Jahre die Ruga-ruga, die unregelmäßigen Truppen des Sultans von Sansibar, in ihr Land brachten. An Vorwänden dazu fehlte es nie; bald gaben sie vor, einen entlaufenen Sklaven zu suchen, bald irgend ein eingebildetes Verbrechen zu bestrafen.

In ganz Usaramo tritt uns der Anblick der Verwüstung überall entgegen. Die Eingeborenen mit magerm Körper, eingefallenen Augen und furchtsamem und wildem Aussehen tragen die Zeichen ihrer elenden Lebensweise an sich. Die Frauen kauerten, als Giraud durchzog, in Gruppen fünfzehn Schritt vor dem Zeltlager nieder und machten spöttische Bemerkungen; die Männer näherten sich, um in rauhem Ton Pulver oder Tabak zu fordern. Keiner bot ihnen einen guten Morgen.

Unter diesem entarteten und heruntergekommenen Geschlecht wird die Mission schwere Arbeit haben; die eine evangelische Station Kisserawo, die jetzt besteht, wird diese große Aufgabe längst nicht bewältigen können; hoffentlich kann bald die zweite, in Aussicht genommene Station Maneromango erbaut werden. Auch die Katholiken haben in dieser Gegend einige Stationen; es ist ja Raum genug vorhanden, daß beide Konfessionen nebeneinander arbeiten können. Das sind die äußersten Vorposten der Mission in dieser Richtung;

1) Giraud, les Lacs de l'Afrique Équatoriale. Paris, Librairie Hachette. 1890.



Derestam.

auf unserer weitem Wanderung werden wir kein Missionshaus mehr betreten, bis wir die Felsketten des Livingstone-Gebirges hinter uns haben.

Girauds Karamane war schon bis an die Westgrenze von Usaramo gekommen, da wurde sie Zeuge eines blutigen Schauspiels. Giraud hatte sein Zelt 200 Meter von dem Dorf Zambue aufgeschlagen; die Gepäckstücke lagen wohl aufgeschichtet zur Seite. Alles bereitete sich darauf, das Abendbrot zu kochen. Da erschollen plötzlich Kriegsrufe gleich dem Geheul wilder Tiere; eine Bande wilder Krieger stürmte daher, die eine unglückliche, alte Frau hinter sich her schlepten. Sie war schon halb tot von der schändlichen Behandlung; eine lose Schlinge war ihr um den Hals geworfen, und als sie sich mit äußerster Anstrengung zur Wehr setzte, zerrten drei oder vier Männer an der Leine und schlepten sie unbarmherzig über Dornestrüpp und Steine hinweg.

Angestellte Erkundigungen ergaben, daß die Frau eine Zauberin sein und am Abend vorher den Tod zweier Menschen verursacht haben sollte. Man schlepte sie zum Scheiterhaufen, um sie zur Strafe zu verbrennen. In Usaramo wird jeder Todesfall irgendwie der Vergiftung zugeschrieben und hat deswegen die Ermordung der Person zur Folge, die der Zauberer der Giftmischerei beschuldigt.

Giraud versuchte seinen Einfluß auszubieten, um das unglückliche Opfer des Aberglaubens aus den Händen seiner Peiniger zu retten; aber vergeblich. Die drohend geschwungenen Beile der Wilden lehrten ihn, daß es nicht ratsam sei, mit ihnen in diesem Zustand der Aufregung handgemein zu werden. Er konnte den Dorfhäuptling nur dadurch strafen, daß er dessen Geschenk zurückwies, — eine schwere Beleidigung für einen schwarzen Machthaber in Afrika.

Die Karamane beschleunigte ihren Marsch durch Usaramo und das ebenso ungesunde, buschige Ukhutu, um sobald als möglich das Bergland von Usagara und Uhehe zu erreichen. Ein großer Teil der Träger und Giraud selbst lagen tagelang schwer am Fieber und an der Ruhr danieder. Außerdem war die Regenzeit im Anzug, welche diese ganzen Niederungen in Sumpf und Morast verwandelt. So war es ihnen

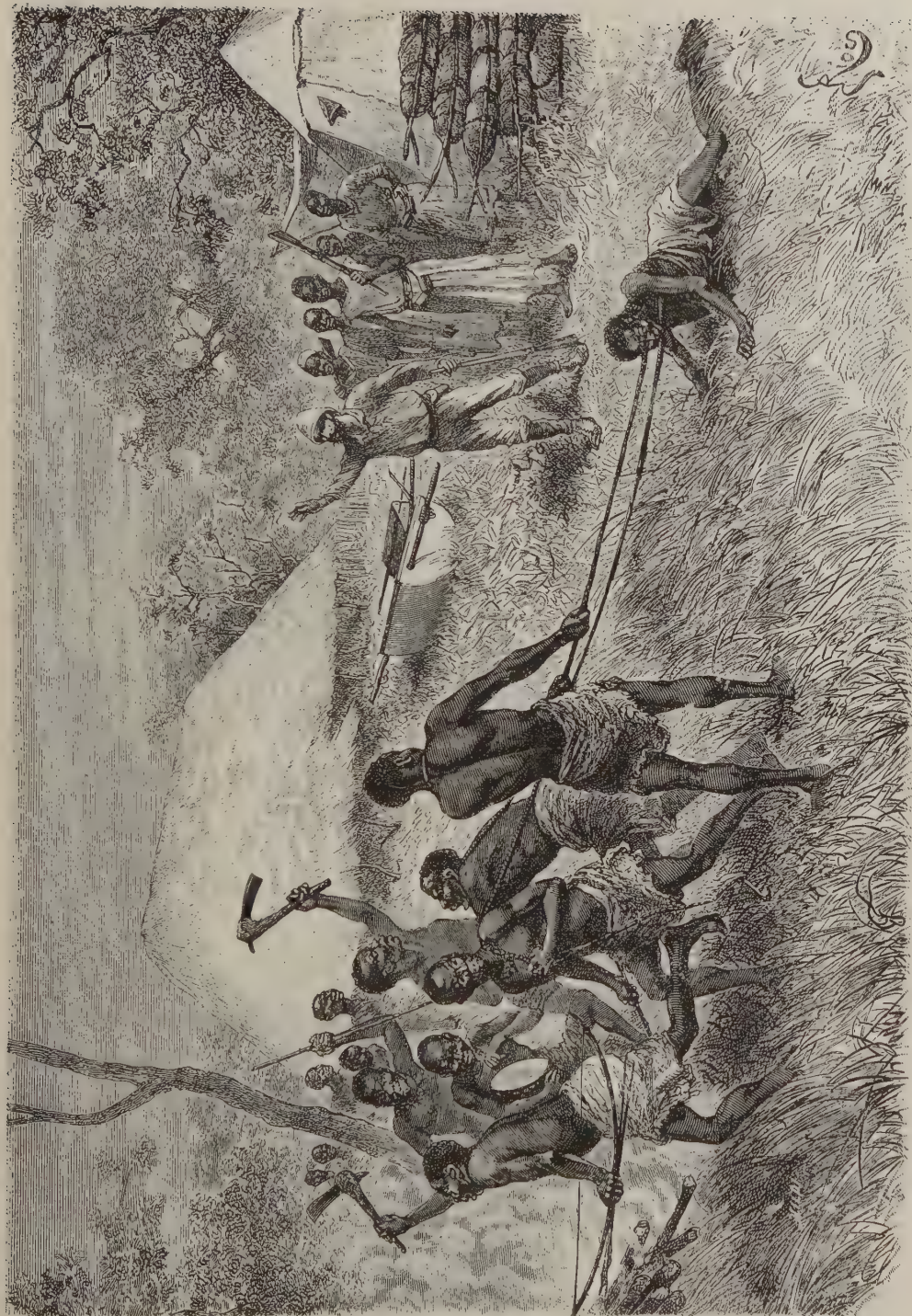
eine Annehmlichkeit, als sie Ende Januar in ein welliges Hügelland kamen; allerdings ging es ohne Aufhören bergauf, bergab; aber die Luft war doch schon viel frischer und reiner, und es gab kühles Quellwasser zu trinken. Überall rauschten kleine Gießbäche mit Getöse hinab zu den ausgewaschenen Flußbetten; die vielen Wasserfälle boten einen lieblichen Anblick.

Aber da kam erst der rechte Berg. Der Para Uranga Berg, ein Teil des Rufutu Gebirges, erhob sich steil vor ihnen, — zur Verzweiflung der Träger des schweren Bootes. Der Donner grollte den ganzen Nachmittag, die Blitze kreuzten sich nach allen Richtungen, man konnte bisweilen in einer Minute fünfzig zählen. Es wäre ein schönes und großartiges Schauspiel gewesen, hätten sie nur nicht unter dem lustigen Lagerzelte wohnen müssen!

Die Besteigung des Para Uranga war eine harte Arbeit, welche die Karamane mit einem Mal 1400 M über den Meeresspiegel brachte. Die Träger schwitzten und keuchten, sie flammerten sich an das Gestrüpp und die Wurzeln an, die unter ihren Händen nachgaben; es dauerte vier Stunden, ehe sie den Gipfel erreichten. Das Boot kam erst nach Sonnenuntergang oben an; immer wieder mußten Träger zur Hilfeleistung heruntergeschickt werden, um die schweren Stücke von der Stelle zu bekommen.

Da zerriß der Nebel einen Augenblick und zeigte durch eine breite Felspalte im Nordosten einen Rundblick von überwältigender Großartigkeit. In der Ferne die Berge von Nguru, in denen der Ringani entspringt; zu ihren Füßen die große trostlose Makata-Ebene; im Südwesten ein unruhiges Meer von kleinen spitzen und runden Gipfeln, vermischt mit Wolken, die zu zögern schienen sich aufzulösen. An den Seiten der Felspalte rauschten kleine Wasserfälle, weiß wie Schnee, und über ihnen hinweg öffnete sich der Blick in Thalschluchten, in denen das Wasser sich schäumend hinabstürzte zu dem Gießbach zu ihren Füßen. Das war ein Anblick wie in den Alpen; es fehlten nur die Sennhütten und das Geläute der Rinderherden, um die Ähnlichkeit vollständig zu machen.

Afrika steigt terrassenförmig von den Küsten nach dem Innern zu an; die Küstenebenen sind ungesund. Erst wenn die



Ein Hexenverbrennung in Waramo.

höheren, kühleren Berglande erreicht sind, atmet der Reisende auf. Die Karawane hatte jetzt dieses Hochland erreicht, und bald lag auch die Landschaft Uhehe vor

Bächen und Flüssen unterbrochen war. Am Horizont bezeichnete eine bläuliche Linie die Höhen, die nach fünfzehntägigem Marsche in der Ebene zu überschreiten waren. Zur

Rechten dehnte sich eine lange Reihe felsiger Hügel, 200 bis 300 Meter über der Ebene hin, sie gaben die Richtung des Weitermarsches an.

Überall, in der Ebene, auf den Hügeln, an den Seiten der Berge starrten gewaltige Granitblöcke, die letzten Zeugen irgend einer gewaltigen geologischen Umwälzung. An den Abhängen hingen große Gneisplatten, als seien sie in ihrem Sturz in die Tiefe aufgehalten und warteten nur auf einen Stoß oder einen schroffen Witterungswechsel, um in das Wirrsal von Felsen und halbentwurzelten Bäumen hinabzustürzen. Die Ebene von Uhehe ist 1600 – 1800 Meter hoch, höher als der Kamm des Riesengebirges.

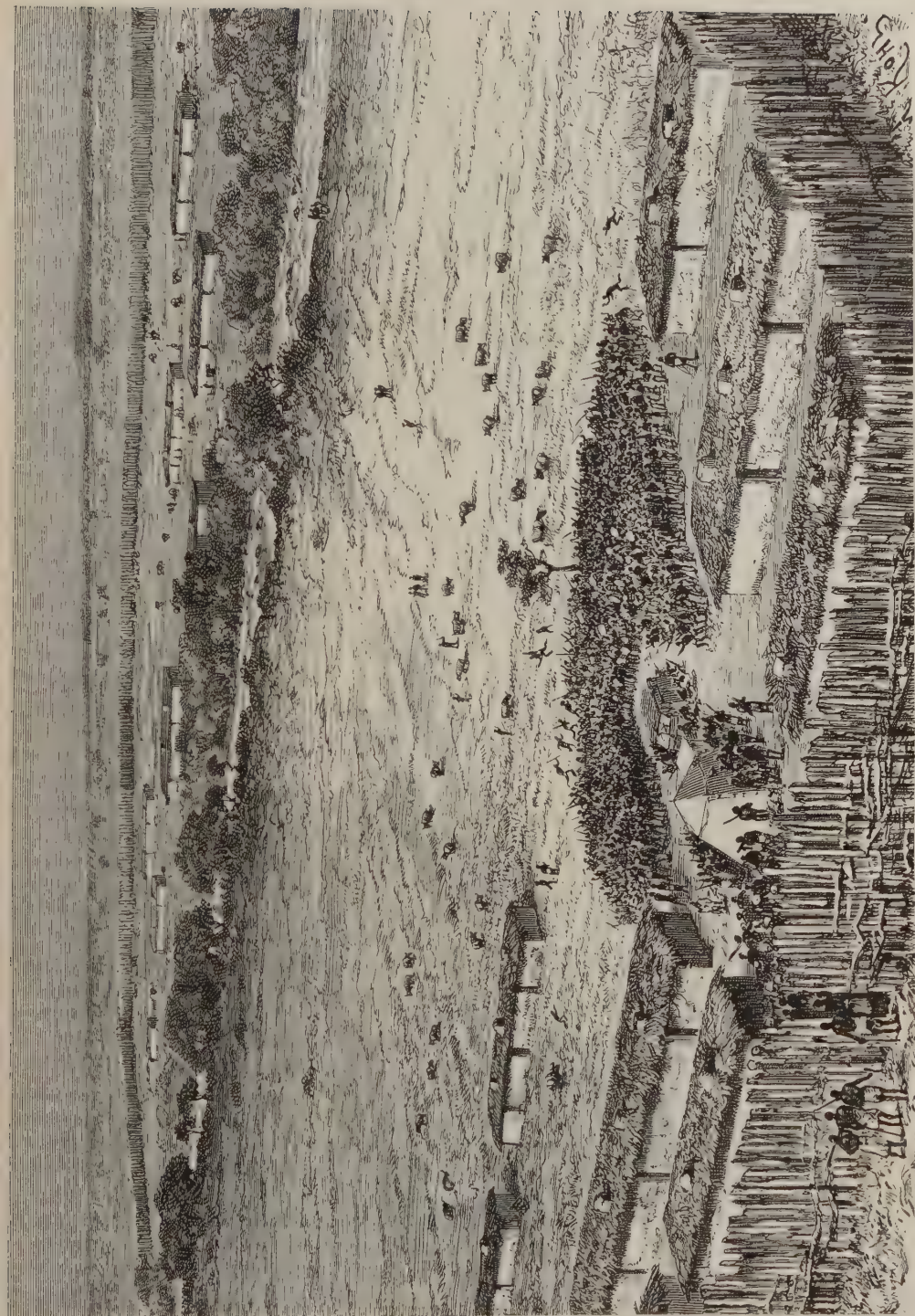
Ein allgemeiner Charakterzug dieser Hochebene ist das vollständige Fehlen des Waldes. Man trifft wenig Bäume, und die wenigen sind dürrftig und verkrüppelt; kaum sieht man hie und da einige niedrige,



Erstigung des Hochlandes von Deutsch-Ostafrika.

ihnen, eine ungeheure Ebene, die in Sonne und Licht gebadet war, ein reizender und doch fremdartiger Anblick. Sie war überdeckt von einer grünen Prärie, die von

dicht bewaldete Hügel. Ganz Uhehe ist mit fetten Weiden bedeckt; Girauds Weg führte durch die trockensten und am dichtesten bevölkerten Landstriche.



Kutrenge, die Hauptstadt von Khehe.

In diesem Weidelande Uhehe, wo Mensch und Vieh in der Nacht vor den wilden Tieren geschützt werden müssen, hat der Afrikaner die sonst üblichen, runden Hütten durch lange Bauten, Tembes, ersetzt. Sie sind ebenso einfach gebaut, wie die runden Hütten, aber viel bequemer. Ein Tembe ist 60—80 Meter lang, drei Meter breit und zwei Meter hoch. Die Mauer besteht aus Lehm, das Dach aus Zweigen, die mit einer dicken Erdschicht bedeckt sind. Darauf sproßt dicht und üppig das Unkraut. Bisweilen sind auf dem Dach noch kleine Vorratskammern zum Schutz vor den Ratten und Schlangen.

Dreiviertel des Wohnraums dient als Stall, — das ist der reinlichste Teil des Hauses; denn der Eingeborene, der auf sich selbst wenig achtsam ist, weiß, daß sein Vieh, sein einziger Besitz, einigermaßen sauber gehalten werden muß. In einem Stall stehen 25—30 Rinder. Der Rest des Gehöfts ist durch Zwischenwände abgeteilt und dient drei oder vier Familien als Wohnung. Jedes Tembe bildet ein Dorf für sich, denn die Tembes liegen weit zerstreut. In die Außenwände sind acht oder zehn Thüren geschnitten, zwei für den Stall, die übrigen für die Wohnräume; das sind freilich nur schwarze, räucherige, elende Löcher, aber sie genügen dem Afrikaner.

Fügt man noch hinzu, daß in der unmittelbaren Nähe des Tembe eine dicke Kotschicht liegt, daß in der weiteren Umgebung bis zu 200—300 Meter kleine, wohlgepflegte Maisbeete sich befinden, so ist die Beschreibung der Wahehe-Dörfer vollständig. In diesen Hütten leben die Wahehe familienweise, je 5—6 Kilometer von Tembe zu Tembe, stolz auf ihre Unabhängigkeit und glücklich im Gefühl der Sicherheit, die sie ihrem Kriegeerfolg verdanken.

Sie sind ein schönes Geschlecht, den elenden und dürrstigen Geschöpfen von Usagara weit überlegen; es ist ein wahres Vergnügen, die Augen auf den hochgewachsenen Gestalten ruhen zu lassen. Der Kopf ist regelmäßig, das Gesicht viereckig, die Nase kurz, aber gerade, die Lippen keineswegs dick, der Mund wohlgeformt.

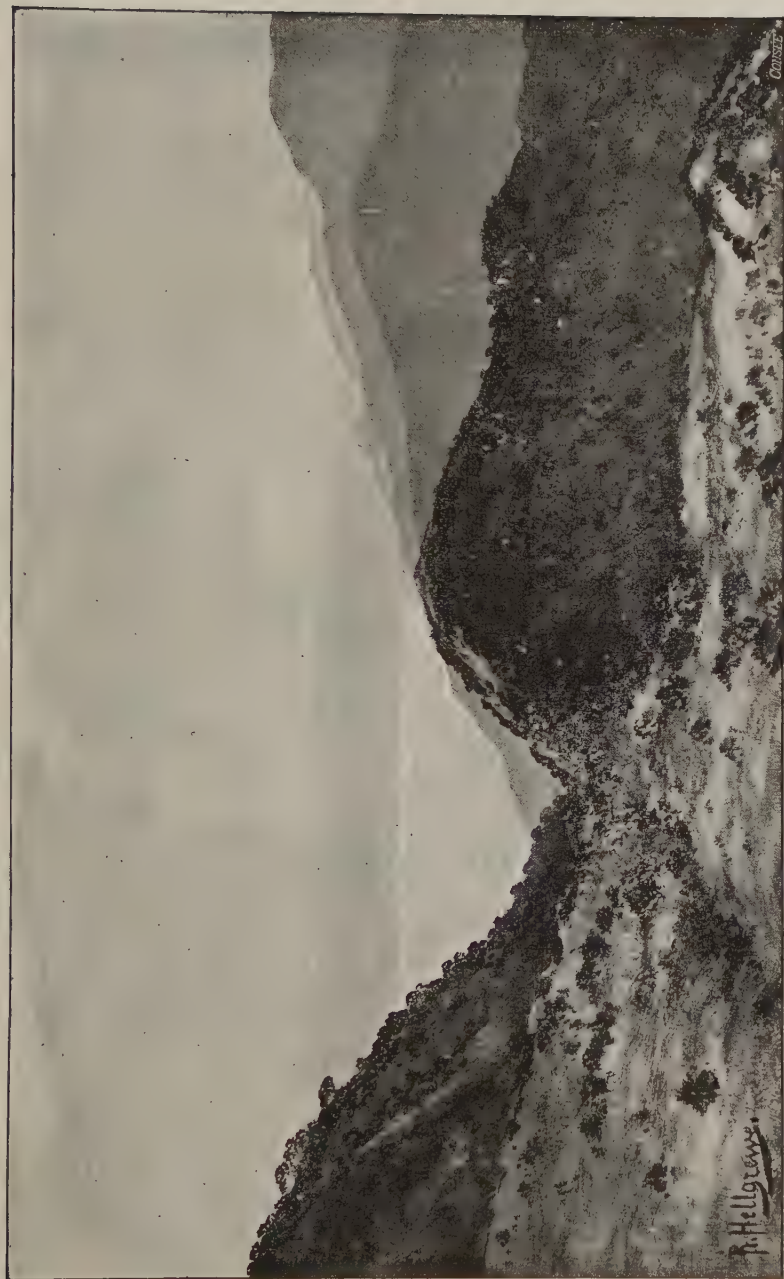
Unter vielen Schwierigkeiten näherte sich die Karawane der Hauptstadt. Jeder kleine Tembehäuptling wollte soviel Songo oder Durchgangszoll herauspressen als mög-

lich; die Verhandlungen mit den habgierigen Häuptlingen nahmen gar kein Ende. Mbu-anika, der gefürchtete Oberhäuptling, war der ärgste Bettler. Er ließ sich die Erlaubnis teuer bezahlen, seine Hauptstadt Kuirenga zu betreten. Aber diese sonderbare Hauptstadt war es wert, gesehen zu werden. Sie war von einer rechtwinkligen Pfahl-Mauer umgeben; aus fest in die Erde gerammten Balken errichtet, zwischen denen Dornen aufgehäuft waren, dehnte sie sich nach jeder Seite 500 Meter aus; nur drei schmale, durch starke Thore verschlossene Öffnungen gewährten den Zutritt. Ein Flüsschen durchschnitt die Innensfläche in der ganzen Breite und teilte die Stadt in zwei verschiedene Rechtecke, zwischen denen keine Verbindung bestand, wenn der durch die Regengüsse geschwellte Bach die beiden Stege weggerissen hatte, die sie in gewöhnlichen Zeiten verbanden.

Auf beiden Seiten des Baches dehnten sich unregelmäßig 25—30 Tembes aus; die einen maßen bis zu 130 Meter Länge, die andern waren kleiner. In den Zwischenräumen sproßte das Gras, da weidete das Vieh den ganzen Tag über bei dem eintönigen Geläut seiner Glocken. Hier und da war ein kleines Stück Land als Maisgarten eingezäunt. Längs des Flüsschens neigten sich große Bäume zu dem Wasser hinab, das ihre Wurzeln nekte.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieses Kuirenga den wackern deutschen Schutztruppen kein geringes Hindernis in den Weg legte; jedes Tembe war eine natürliche Festung und mußte einzeln im Sturm erobert werden. Aber dieses Kuirenga, welches uns Girauds Bild zeigt, ist durch den Gouverneur von Schele zerstört worden. Die geschlagenen Wahehe werden sich wohl weiter westlich ein neues Kuirenga in demselben Stile aufbauen.

Die Uhehe-Hochebene dehnt sich sanft ansteigend noch zwölf bis fünfzehn Tagesmärsche (40—45 Meilen) ununterbrochen nach Südwesten aus, eine große, eiförmige Hochfläche; weit zerstreut liegen die Tembes, selten erblickt das Auge einen Berg oder ein Gehölz; Moor, Weideland und seltsame Felsblöcke, so geht es Tag für Tag in ermüdender Eintönigkeit. Endlich hebt sich das Land zu Hügeln und langgestreckten Höhenzügen; aber nichts bereitet auf die Überraschung vor, welche der



Blick auf den Bjalla.

nächste Tagemarsch bringt. Jäh und plötzlich bricht die Hochebene ab, auf schwindelnden Pfaden geht es hinab in ein wild-zerrissenes Bergland; diese kreuz und quer durcheinander geschobenen Abstürze der großen Hochebene sind das Livingstone-Gebirge; d. h. sie erscheinen als ein Gebirge nur für den Wanderer, der vom Njassa-See kommt, von dessen dunkelblauen Wassern sie sich kühn und steil bis zu 12 000 Fuß erheben. Mühsam klimmt unsere Karawane diese Abhänge hinunter, dichter Bambuswald droht uns

den Weg zu versperren, muntere Bergbäche eilen in schnellen Sprüngen durch die tief-eingeschnittenen Schluchten. Da weitet sich vor uns der Blick, ein Ruf des Entzückens geht aus unserm Munde, der weite, silberglänzende Spiegel des Njassa-Sees breitet sich tief unten zu unsern Füßen aus. Die geradlinigen Striche in dem Landschaftsbilde zu unsern Füßen sind die Dächer der evangelischen Missionsstationen im deutschen Kondeland.

Vom großen Missionsfelde.

Japan.

Die Augen der Welt sind mit großer Spannung nach dem äußersten Osten gerichtet; in allen Ländern Europas wird der Fortgang des japanisch-chinesischen Krieges mit reger Aufmerksamkeit verfolgt. Die überraschenden Siege der Japaner, die Eroberung der für fast uneinnehmbar gehaltenen Seehäfen Port Arthur und Weihewei, die Vernichtung der größten und bestbewaffneten chinesischen Kriegsschiffe, der Vormarsch der Japaner auf das alte heilige Peking — alle diese Ereignisse folgen sich mit einer Schnelligkeit, die unwillkürlich an die Siege unserer Heere im Kriege 1870/71 erinnert. Wir haben in diesem Missionsblatte weder über den Fortgang der kriegerischen Ereignisse zu berichten, noch Betrachtungen über den mutmaßlichen Fort- und Ausgang des Krieges anzustellen. Aber die Frage beschäftigt uns lebhaft: welchen Gewinn wird das Reich Gottes aus all diesem Blutvergießen haben, und welchen Einfluß wird der Krieg auf die ausgedehnte Missionsarbeit in beiden Ländern üben?

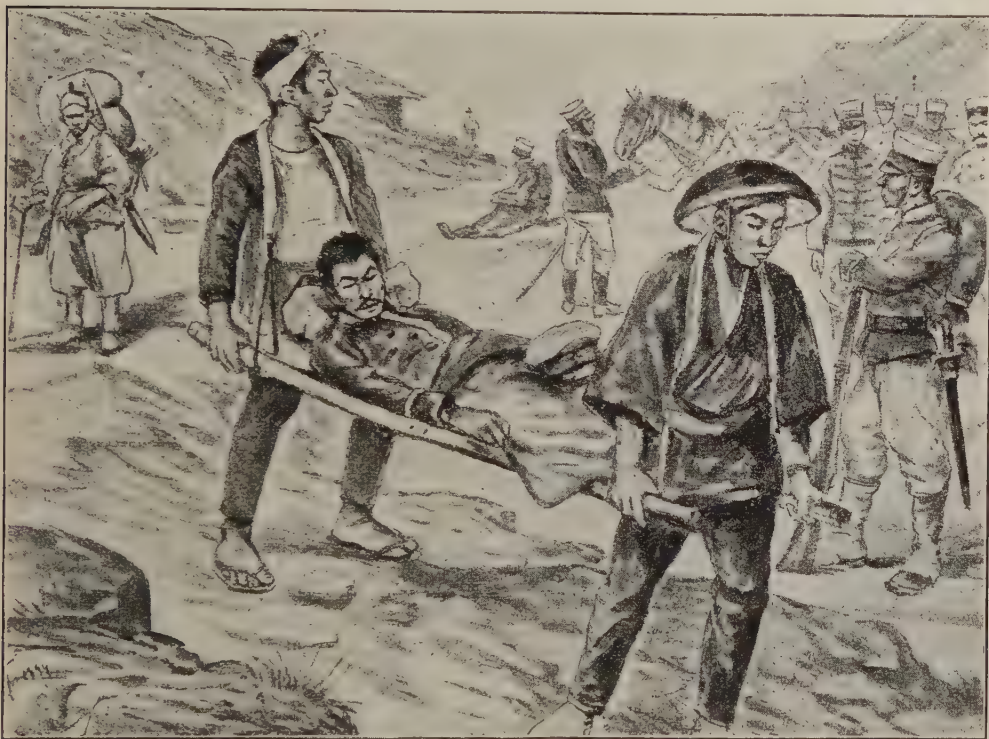
Wir wenden unsern Blick zuerst nach Japan. Hier ist die Begeisterung für den Krieg allgemein. Arme und Reiche, Vornehme und Geringe, Christen und Buddhisten thun es sich in dem Eifer für die nationale Sache zuvor. Gleich zu Anfang des Krieges schossen die japanischen Banken der Regierung 80 Millionen Yen (à 3 Mark), also $\frac{1}{4}$ Milliarde nach unserm Gelde zinsfrei vor; und diese Opferwilligkeit hat alle Kreise des Volkes ergriffen. Wer irgend die Waffen tragen kann, er sei Professor oder Priester, Arzt oder Ackermann, der

zieht in den Krieg. Die Kanzeln der christlichen Kirchen stehen zum Teil verwaist; die Zahlen der Gemeindeglieder sind zusammengeschmolzen. Die Kinder in den Schulen spielen Krieg, und die „Chinesen“ bekommen dabei nicht wenig Schläge. In einem Theater wurde ein chinesischer General im Kampf mit einigen Japanern dargestellt. Der betreffende Schauspieler machte seine Sache ausgezeichnet; er war offenbar ein ganz vortrefflicher Fechter, brachte es aber doch dahin, daß seine Gegner ihm überlegen schienen. Nur einmal versetzte er einem derselben einen ganz besonders gelungenen Hieb. Darüber erhob sich allgemeiner Unwille unter den Zuschauern; einer sprang sogar auf die Bühne, warf den chinesischen General zu Boden und prügelte ihn halbtot! Die japanischen Kriegsschiffe haben zum Teil jeden Feind weißes Zeug über Bord geworfen, um auch nicht einen Lappen zu haben, der, an einen Stock gebunden, als Zeichen der Ergebung dienen könnte. Für das Vaterland sterben, das ist die Lösung aller japanischen Soldaten!

Besonders erfreulich — entschieden ein Ausfluß christlicher Humanität ist die Menschlichkeit, mit der die gefangenen Chinesen behandelt werden. Ein chinesischer Befehlshaber bot beim Ausbruch des Krieges 500 Mark für den Kopf jedes japanischen Gemeinen und das doppelte für jeden Offizier. Die Japaner haben gegen solche grausamen Erlasse eine edle Rache genommen. Ein hochangesehener Missionar erzählt von einem Besuche in dem Chinesenlazarett in Osaka (in Japan). Den 40 verwundeten Kriegs-

gefangenen war der größte Tempel in der Stadt eingeräumt; japanische Matten waren als Schlafstellen auf den Boden gebreitet, Betten und Nahrungsmittel im Überfluß geliefert; der beste Arzt der Stadt, ein in Berlin ausgebildeter Mediziner, pflegte sie. Sie konnten sich frei bewegen und schienen fröhlich, glücklich und sehr dankbar. Auch die unverwundeten Gefangenen werden freundlich und mit gebührender Rücksicht behandelt. Es ist etwas im heidnischen Osten Asiens Unerhörtes, daß in Japan

Die Predigt des Evangeliums leidet natürlich zunächst etwas unter der allgemeinen Begeisterung für den Krieg. Zeitungen werden mehr gelesen als Erbauungsblätter; Beschreibungen von China und Korea werden mehr gekauft als Bibeln und Gesangbücher. Es soll sogar vorgekommen sein, daß Prediger auf der Kanzel mehr von den Siegen der japanischen Truppen, als von dem Evangelium zu reden hatten. Aber auf der andern Seite ist doch auch der Eifer der japanischen Christen mächtig



Verwundeten-Transport im chinesischn-japanischen Kriege.

eine große „Rote-Kreuz“-Vereinigung besteht, und daß auf den Schlachtfeldern die Verwundeten ohne Unterschied ihrer Herkunft, Chinesen ebensogut als Japaner, unter Obdach gebracht und gepflegt werden. Ein Krankentransport, wie ihn das obenstehende Bild darstellt, mag in Europa als etwas Selbstverständliches angesehen werden; im heidnischen Asien wäre er vor der Beeinflussung durch das Christentum unmöglich gewesen.¹⁾

¹⁾ Japan ist vielleicht das erste Land gewesen,

entfacht. Sie wollen zeigen, daß sie als Christen wenigstens ebenso patriotisch sind als ihre heidnischen Nachbarn. Sie halten Gebetsversammlungen für den Sieg der nationalen Sache, sie gründen Näh- und Hilfsvereine für die Soldaten im Felde und die Verwundeten. Sie haben sogar

welches den Opfern des Krieges seine Fürsorge zuwendete. Schon im achten Jahrhundert bestand dort ein regelmäßig organisierter Sanitätsdienst. Seit 1886 ist Japan ausdrücklich den europäischen Vereinen „vom roten Kreuz“ beigetreten.

den Entschluß gefaßt, selbständig eine eigene Mission in Korea zu beginnen, um mit der That zu beweisen, daß Japan Korea die Segnungen der Civilisation bringen will.

Das führt uns noch einen Schritt weiter. Der Krieg hat für die Japaner trotz aller selbstsüchtigen Interessen einen idealen Hintergrund. Die Japaner fühlen sich im Besitz ihrer westländischen Bildung als die Bannerträger der Civilisation im Osten. Sie wollen China, geht es nicht anders, mit Gewalt zwingen, sich dieser selben Bildung zu erschließen. Die größte japanische Zeitung schreibt: „Japan und China sind Brüder. Aber weil wir unsern Bruder lieb haben, mußten wir ihn einmal tüchtig züchtigen, damit er die Rolle, die er in der Welt zu spielen bestimmt ist, auch wirklich begreift.“ Wenn aber Japan sich so ohne Rückhalt der westländischen Bildung verschreibt, so vermag nichts den Sieg des Christentums aufzuhalten, das doch die Grundlage und den Kern der europäischen Civilisation ausmacht. Gerade in den letzten Jahren war der schnelle Fortschritt des Christentums in Japan ins

Stocken geraten. Die Volksreligion des Schinto hatte sich mit dem Buddhismus verbündet, um die christliche Mission zu bekämpfen; ihre Hauptangriffswaffe war der ausländische Charakter des Christentums, das sich mit Japans geheiligter Eigenart nicht vertrage. Der Religionskongreß von Chicago und der Weihrauch, der in Amerika dem Buddhismus gestreut wird, hatte die alten Japaner nur noch hochmütiger gemacht. Hatten doch verschrobene Amerikaner selbst einen buddhistischen Missionar nach Japan geschickt, um dort das Christentum zu bekämpfen! Diese fremdenfeindliche Bewegung ist durch den Krieg und gerade durch den unaufhaltsamen Siegeslauf der Japaner zum Schweigen gebracht. Es ist in Japan nur eine Stimme, daß Japans Sieg eine Folge seiner Erschließung für abendländische Kultur ist. Die Mission wird nicht verfehlen an diesem Punkte einzusetzen und den Japanern gründlich zu erklären, daß das Christentum das beste Mittel ist, die Japaner so zu heben und zu veredeln, daß sie für China und Korea die Bringer der wahren Kultur werden können.

Vermischtes.

Kolonisation und Mission. Es ist zeitgemäß, einige Äußerungen des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe aus seiner Reichstagsrede vom 11. Dezember 1894 hier anzuführen, weil sie die Stellung der Kolonial-Regierung zur Mission kennzeichnen: „Die deutsche Kolonialpolitik hat auch eine ideale und religiöse Grundlage. Es wäre eine Minderung des deutschen Namens in der Welt, wenn nicht auch das deutsche Volk teilnehmen wollte an der Kulturmission, welche die letzten Greuel der Sklaverei beseitigt und das Licht des Christentums in den dunklen Weltteil hineinträgt. — Die Regierung wird am wenigsten auf die Unterstützung der christlichen Missionsgesellschaften verzichten, ohne deren opferfreudige und segensreiche Thätigkeit das gesamte Kolonialwerk in Frage gestellt wäre. Die Regierung wird ihrerseits die Missionen auf alle Weise fördern und ihnen die volle Freiheit in der Ausübung ihres Berufes in allen Schutzgebieten gestatten.“ Wir können nur wünschen, daß diese freundliche

Anerkennung der Missionsarbeit ein Gemeingut unsers ganzen deutschen Volkes werde.

D. Kol.

Nachwehen des Religionskongresses von Chicago. Unter den nüchternen Beobachtern des religiösen Lebens ist längst kein Zweifel mehr, daß der Religionskongreß von Chicago fast nur Unheil angerichtet hat. Die Vertreter des Hinduismus und des Buddhismus haben es verstanden, ihre Religionen mit einem blendenden Mantelchen von Phrasen zu umgeben und auf diese Weise das Urteil unwissender Leute in Amerika und England irre zu führen. Keinem ist es besser gelungen den Amerikanern Sand in die Augen zu streuen, als dem Hindu Swami Vivekananda; zu deutsch „Herr Weisheitslust.“ Angethan mit buntfarbigen, indischen Prachtgewändern tritt er in den großen Städten auf und läßt die Hindureligion im Brillantfeuer seiner Beredsamkeit so herrlich erglänzen, daß keiner von seinen häßlichen Gecken und Blößen zu sehen ist. Von der Volksreligion

in ihrer gegenwärtigen Gestalt sieht er ganz ab; ihm ist es nur um die altindische Religion der Vedas zu thun; und diese weiß er mit dem Mantel der indischen Philosophie und mit den Blumen der christlichen Mystik so geschickt zu schmücken, daß sie als die wahre Beglückerin der menschlichen Seele erscheint. Das hütet sich „Herr Weisheitslust“ wohl zu sagen, daß er als fahrender Heiliger eigentlich halbnackt auftreten müßte, nur mit einem ocker-gelben Baumwollentuch bekleidet, das Haar wild und wirr um den Kopf hängend, den ganzen Körper mit Asche und Kuhdünger beschmiert. Das behält er auch für sich, daß diese indische Religion, die er verkündigt, nirgends in der ganzen Welt existiert, als in seinem Kopfe, und daß er selbst seine ganze Weisheit auf einem schottischen Missionsseminare in Kalkutta gelernt hat! Es könnte uns ja gleichgültig sein, wenn sich durch solche Schwächer einige Amerikaner den Kopf verdrehen lassen. Aber bei den heutigen Verkehrsverhältnissen wirkt jede Anerkennung, die irgendwo dem Hinduismus gezollt wird, sofort ihre Schatten auf die christl. Missionsarbeit in Indien und Japan. So hat denn auch schon ein Hindu-gelehrter Dharampala in Kalkutta seinem staunenden Publikum verkündigt, Wivesa-nanda habe mit solchem Erfolg in Amerika missioniert, daß die ganzen 60 Millionen der Vereinigten Staaten im Begriff seien, zum Hinduismus überzutreten! Man ist versucht, dem allzuleichtgläubigen Gelehrten mit einem Sprichwort zu antworten: Gut gebrüllt, Löwe! Ev.-luth. Kirchenztg. 1894.

Wesley. Miss. Notes 1895.

Erfolg der Mission in China. China gilt vor anderen Missionsgebieten als ein unfruchtbares Feld, und doch ist man erstaunt, wenn man an demselben Orte die Verhältnisse vor 30 Jahren mit denen von heute vergleicht. Der Missionar Wolfe kam im Jahr 1862 nach Futschau in China. Damals hatte die englische Kirchenmissions-Gesellschaft dort nur drei Befehrte, und die taugten alle drei nichts. Bald nach seiner Ankunft wurden noch vier getauft, aber auch von denen fielen zwei wieder ab. Wolfes Vorgänger starb, und Wolfe selber wurde so krank, daß er sich nach Hongkong zurückziehen mußte. In seiner Abwesenheit stürmte der chinesische Pöbel das Missionsgehöft und brannte es nieder. So war nach 12

Jahren vergeblicher Arbeit die Mission in Futschau scheinbar gescheitert. Wolfes Freunde rieten ihm, die Stadt aufzugeben, und selbst das Komitee verlor den Mut. Aber Wolfe wagte es dennoch und kehrte im Vertrauen auf Gottes Hilfe nach Futschau zurück. — 30 Jahre später, Ende des Jahres 1891 konnte derselbe Missionar berichten, daß sich seine Missionsarbeit in der Provinz Fukien, deren Hauptstadt Futschau ist, über einen Flächenraum von der Größe des Königreiches Bayern ausgedehnt habe. 11 000 Christen sind um 170 Kirchenplätze gesammelt. Von einem der zu Futschau gehörigen Bezirke, dem Hotschiang Distrikt schreibt Wolfe: „Während meines ganzen, dreiunddreißigjährigen Aufenthaltes in China habe ich nie ein Interesse an der christlichen Religion gefunden ähnlich dem, das jetzt in dem Bezirk Hotschiang besteht. Ich scheue mich davon zu schreiben aus Furcht zu übertreiben. Das Merkwürdige ist eben, daß diese wunderbare Bewegung über den ganzen Distrikt bis in die entlegensten Winkel in gleicher Weise geht. Wir können nicht in alle offenen Thüren eingehen. Dorf und Dorf thut sich uns auf und bittet um Lehrer. Fast an allen unsern alten Plätzen ist die Kirche Sonntag für Sonntag gedrängt voll. Das ganze Volk scheint plötzlich entdeckt zu haben, daß all sein früherer Gözendienst eitel ist.“ Ein erfahrener englischer Missionsmann, der im vorigen Jahr diese Gegend bereifte, erzählt: Er habe nirgends in der ganzen Welt eine so offene Thür für das Evangelium gefunden.

Im eisigen Norden. Wir haben eine besondere Vorliebe für die Missionen in Grönland und Labrador, weil das Klima in diesen eiszumgürteten Ländern uns gar so unwirtlich erscheint. Die barmherzige Liebe der englischen Christen hat den Wanderstab noch weiter nach dem eisigen Norden gesetzt, um auch dort den zerstreuten Häuflein der heidnischen Eskimos nachzugeben. Im August 1894 hat die englische Kirchenmissionsgesellschaft auf der Kalkspatininsel (Blackleath Isl.) in Cumberland-Sund fast unter dem Polarkreise eine neue Missionsstation gegründet. Die Kalkspatininsel ist ein kleiner, hoher, öder Fels; auf der gefrorenen See kann man in zwei Stunden rings um ihn herum gehen. Der Pflanzenwuchs ist äußerst dürftig; es

giebt auf der Insel keinen Strauch höher als 6 Zoll, nur ein wenig Gras, Moos, Flechten und Haidekraut. Ringsumher

Sonnenuntergang beleben die trostlose Einöde mit ihrem glänzenden Farbenpiel. In dieser Eiszüste haben sich zwei englische



Im eisigen Norden.

starren jenseits des eisigen Meeres schroffe, kahle Felsküsten ohne jeden Schmuck von Blumen, nur der Sonnenaufgang und

Missionare niedergelassen, um den 40 Eskimofamilien der Insel das Evangelium zu bringen.

Bücherbesprechungen.

Schreiber, Missionsinspektor Dr.: Fünf Monate in Südafrika. Barmen, Verlag des Missionshauses. Brosch. 1 M.; geb. 1,50 M.

Missionsinspektor Dr. Schreiber hat im Jahre 1894 eine fünfmonatliche Visitationsreise durch das ausgedehnte Arbeitsgebiet der Rheinischen Mission in Südwest-Afrika ausgeführt. In dem vorliegenden Buche erstattet er über diese den Missionsfreunden Bericht. Bekanntlich liegt die Mehrzahl der Rheinischen Stationen in Deutsch-Südwest-Afrika; wir haben also in dem Buch zugleich eine Reisebeschreibung durch den größten Teil unsrer Kolonie. Gerade dieser Teil wird mit besonderem Interesse gelesen werden, zumal durch die kriegerischen Wirren und die jahrelangen Kämpfe mit Hendrik Witbooi die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses Schutzgebiet gelenkt ist. Es ist erfreulich zu lesen, in welchem Umfang die evangelische Mission dort Wurzeln geschlagen und Segen gestiftet hat. Was das Buch besonders wertvoll macht, sind die vielen Bilder, welche zum größten Teil auf neuen photographischen Aufnahmen beruhen. Unseres Wissens ist dies das erste reich illustrierte Buch über diese Kolonie.

Begeweiser durch die volkstümliche Missionsliteratur. Herausgegeben von der sächsischen Missionskonferenz. Berlin, M. Warnack. 50 Bfg.

Ein Büchlein für Pastoren und solche, welchen die Verbreitung guter Missionsliteratur am Herzen liegt. Der Vorstand der Missionskonferenz der Provinz Sachsen hatte den bekannten Pastor Eger in Kienstedt beauftragt, aus dem großen Schatz unserer volkstümlichen Missionsliteratur das Beste auszufuchen und in einem übersichtlichen Verzeichnis zusammenzustellen. Pastor Eger hat sich zu diesem Zwecke mit mehreren wohl bewanderten Missionsfreunden in Verbindung gesetzt, und durch ihre gemeinsame Arbeit ist der vorliegende Begeweiser geschaffen. Das Schriftchen ist in seiner Art musterhaft, klar und gerecht. Besonders ist lobend hervorzuheben die Übersichtlichkeit, die es ermöglicht, sofort zu finden, was man sucht, sei es die Lebensgeschichte eines Missionärs, Nachrichten über eine bestimmte Station oder die Geschichte eines einzelnen Missionsgebietes.

Theologisches Jahrbuch für das Jahr 1895. Herausgegeben von Pfarrer Schneider. Preis broch. 2,40 M., gebunden 3 M. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

So bekannt der erste Teil des Bertelsmannschen Amtskalenders für evangelische Geistliche ist, so selten findet man den zweiten Teil, das theologische Jahrbuch, in den Pfarrhäusern. Und doch enthält es des Interessanten und Belehrenden in seinen 11 Kapiteln so ungemein viel, daß es eine wahre Fundgrube des Wissens über moderne kirchliche Verhältnisse ist. Nach einem einleitenden Aufsatz über die Grenzen der Toleranz folgen im zweiten bis vierten Kapitel Übersichten über die neuere kirchliche Gesetzgebung und die kirchliche Statistik. Dann folgen die für uns interessantesten Kapitel. Das fünfte mit einer 70 Seiten langen Übersicht über den Umfang der Missionsarbeit mit einem kurzen Anhang über die Judenmission, dann zwei längere, gleichfalls sehr unterrichtende Artikel

über die Evangelisation und die innere Mission. Die drei letzten Kapitel enthalten die kirchliche Chronik, den Nekrolog und einen Literaturbericht. **Major von Wismann: Afrika.** (Schilderungen und) Ratschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten. Berlin, Verlag von Müller & Sohn. Preis 1,20 M.; geb. 2 M.

Dies Buch ist für die nach Ostafrika hinausziehenden Offiziere und Kolonialbeamten geschrieben. Der Reichskommissar Major von Wismann beobachtete während seines 14jährigen Aufenthalts in Afrika, wie häufig Deutsche unvorbereitet in die Tropen gehen, und wie wenig sie die Bedingungen des dortigen Lebens kennen und sich denselben anzupassen verstehen. Er stellte deshalb die vorliegende, gehaltvolle Schrift während seiner letzten Expedition nach der Tanganjika-Hochebene zusammen.

Briefkasten.

Lieber Herr B.! Die auf S. 12 in Heft 1 dieses Blattes mitgeteilten Zahlen der christlichen Konfessionen haben sehr viel Bekannten hervorgerufen. Sie waren entlehnt aus dem geistvollen, auf umfassenden Studien beruhenden Buche „The Conversion of India“ (Die Bekehrung Indiens) von Georg Smith. Dort heißt es auf S. 197: „Die verteilen sich diese 1500 Millionen Menschen nach ihren religiösen Bekenntnissen? Hier haben wir einige Gewißheit nur betreffs der Völker unter christlicher Herrschaft. Die bisher veröffentlichten Schätzungen sind nur Jahr für Jahr wiederholt worden, ohne das außerordentliche Wachstum in Rechnung zu ziehen, welches die evangelischen Kirchen haben, einmal infolge ihrer starken Bevölkerungszunahme und zweitens durch ihre schnelle koloniale Ausdehnung über fruchtbare Ödländer. Wir nehmen die Zahlen des letzten Census für das britische Reich, die Vereinigten Staaten und die wichtigsten Länder Europas aus den Jahren 1890–92 und rechnen dazu in runden Zahlen den Bevölkerungszuwachs bis 1893.“ Wir sehen, der berühmte schottische Gelehrte ging vorichtig zu Werke und legte seinen Zahlen sorgfältige Berechnungen zu Grunde. Trotzdem scheint mir, daß bei seinen Berechnungen nicht unwesentliche Irrtümer untergelaufen sind. Prof. Keane veröffentlicht in der Okt.-Nummer des Intelligencer eine wesentlich andere Zahlenreihe; und diese wird sowohl von der ersten englischen, der Missionary Review, wie von der bedeutendsten deutschen, der Allgemeinen Missions-Zeitschrift abgedruckt. D. Warnack fügt in der Allg. Miss.-Zeitschrift (1894, S. 564 und 566) eine Anzahl sehr lehrreicher Bemerkungen hinzu, worin er aber doch im großen und ganzen diese Tabelle anerkennt. Wir bringen auch unsrerseits die wichtigsten Zahlen dieser abweichenden Tabelle zum Abdruck. Danach giebt es zur Zeit 149,955,000 Protestanten, 223,550,000 römische Katholiken, etwa 98,030,000 orthodoxe Griechen und 21,330,000 sonstige Christen.

Verehrter Herr Kandidat! Auf ihre Anfrage möchte ich erwidern, daß alle deutschen Missionsgesellschaften der Überzeugung sind, daß der Mis-

sionsdienst nicht als Durchgangsstudium, sondern als Lebensaufgabe aufgefaßt werden muß. Es wird sich deshalb keine Gesellschaft darauf einlassen, Kandidaten der Theologie als Missionare auf Zeit in ihren Dienst zu nehmen. Wenn aber gläubige Kandidaten Beruf und Neigung zur Mission fühlen, um darin — will's Gott! — zu bleiben, so wird sie jede deutsche Missionsgesellschaft mit Freuden willkommen heißen. Denn die Überzeugung bricht sich in den Missionskreisen immer mehr Bahn, daß der Mangel tüchtiger theologischer Kräfte in den Reihen unserer Missionare ein Armutszeugnis für unsere Theologie ist; in England und Schottland tritt vielfach die Elite der theologischen Jugend in den Missionsdienst. Ich möchte Ihnen recht dringend die Lektüre von Kap. 22 und 23 im zweiten Bande von D. Warned's Evangelischer Missionslehre empfehlen; da werden die von Ihnen angeregten Fragen von dem berufensten Kenner des deutschen Missionslebens gründlich besprochen. Es ist dringend zu empfehlen, das zweite Examen vor dem Eintritt in den Missionsdienst zu machen; doch dürfte es rätlich sein, sich vor Absolvierung desselben zu melden. Unter den Missionsgesellschaften,

die, wie schon bemerkt, alle gern tüchtige, gläubige Theologen in ihren Dienst nehmen, möchte ich Ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Barmer Mission richten; diese will nämlich gerade jetzt eine hochinteressante Mission unter den Mohammedanern Sumatras anfangen, wozu ihr theologisch geschulte Kräfte sehr willkommen wären.

Quittung.

Bei der Geschäftsstelle der „Evang. Missionen“ sind ferner folgende Liebesgaben eingegangen für **Berliner Miss.-Ges.** (1): Von e. Missionsfreundin 10 M.; von F. Bastrow in Carlsburg 2,80 M.; vom Jungfrauen-Missionsverein zu Vienen 30 M. (jezt im ganzen 85,30 M.).

Sohnersche Mission: Von einigen Lehrern in B. als Dankopfer für endlich erfolgte Gehaltsaufbesserung 52 M.; von e. Missionsfreundin 20 M.; von Stefan Gutmann in Münchenberg 5 M. (jezt im ganzen 173,50 M.).

Allen Gebern herzlichen Dank; weitere Gaben werden gern befördert.

Gütersloh, 25. April 1895.

C. Bertelsmann.

Inhalt: Stofsch: Auf südinidischen Bergen. — Richter: Vorwärts in Deutsch-Ostafrika! — Vom großen Missionsfeld. — Vermischtes. — Bilderbesprechungen. — Briefkasten. — Quittung.

Inseraten-Preis: Die dreispaltige Nonpareillezeile 30 Pf., bei 30 Zeilen 10 Prozent Rabatt, bei zweimaliger Aufnahme sowie bei 50 Zeilen 20 Prozent Rabatt.

Aloys Maier in Fulda,

Kirchenmusikverlag u. Harmonium-Magazin (gegr. 1846)
empfiehlt als Specialität:

Tropenländer-Harmoniums,

speciell für tropisches Klima
in massiv Mahagoniholz gebaut
à 210 M., 240 M., 275 M. u. 580 M.
ferner:

Miniatur-Harmoniums,
zerlegbar in 3 Teile,
leicht transportabel, von 75 M. an.
Schul-Harmoniums
à 120 M., 150 M. u. 185 M.
Hoher Bar-Rahatt.
Illustrierte Prospekte gratis.

Damen- u. Herren-

Moderkleider, neueste Dessins und solide Qualitäten liefert jedes Maß zu Engros-Preisen. Muster frei. Joh. Schultze, Greiz. Verkauf nach Mustern als Lohnender Nebenverdienst. Herren u. Damen mit großem Bekanntenkreis empfohlen.

Für Hausfrauen!

Annahme aller Wollsaßen aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- und Mantelstoffen, Damentüchern, Buchsins, Strichwolle, Portièren, Schlaf- und Teppichdecken, i. den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch
R. Eichmann,
Ballenstedt a. Harz.
Leistungsfähige Firma.
Muster umgehend franco.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Stofsch,

Georg, Pastor am
Elisabethkrankenhaus
in Berlin.

Die Augenzengen des Lebens Jesu.

Ein Beitrag zur Evangelienfrage.
3,60 M., geb. 4,50 M. [Neu!]

Briefe über die Offenbarung St. Johannis. Den Liebhabern d. Hoffnung als ein Beitrag zum Verständnis dieses Buches der Hoffnung. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Heilige Hoffnung. Ein Jahrgang Predigten. 4 M., geb. 5 M.

Die heiligen Sakramente der Kirche Christi. Heilshungerigen Seelen gewidmet. 2. Aufl. 3 M., geb. 3,60 M., mit Goldschnitt 4 M.

Hingstrosen. Gedichte über die Apostelgeschichte von Karl Gerol. Bracht-Ausg. m. 8 Bildern. 9. Aufl. Eleg. geb. 5 M. — Wohlfl. Ausg. 10. Aufl. Kart. 2,40 M. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Soeben erschien im Verlag v. C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die heilige Elisabeth.

Skizze aus dem christlichen Leben des XIII. Jahrhunderts von

A. F. C. Filmar.
60 Pf., geb. 1 M.

Jenny Lind.

Ein Cäcilienbild aus der evangelischen Kirche von

E. A. Wilkens.

2. verm. Aufl. 1,20 M., geb. 1,80.



Erscheint monatlich. Preis jährlich 3 M. (4 Fr.), frei ins Haus 3,20 M.
Nr. 2203 des Post-Zeitungs-Katalogs für 1895.

I. Jahrgang.

1895.

Juni.

Die Rheinische Mission in Kaiser-Wilhelmsland.

Von Paul Richter, Pastor in Werleshausen.

Im Mai des Jahres 1885 wurde auf dem nordöstlichen Teile der großen Insel Neu-Guinea von deutschen Kriegsschiffen feierlich die deutsche Reichsflagge gehißt. Das auf diese Weise unter deutsches Protektorat gestellte Gebiet, seitdem Kaiser-Wilhelmsland genannt, ist mit Einschluß der vorgelagerten Inseln fast halb so groß als das deutsche Reich. Die Einwohner dieses weiten Ländergebietes sind die Papuas, ein noch auf der untersten Kulturstufe stehendes Naturvolk, das mit europäischer Civilisation nur erst wenig in Berührung gekommen ist. Die Rheinische Missionsgesellschaft beschloß deshalb, diesen Heiden das Evangelium zu bringen. Wir versuchen im Folgenden in kurzen Zügen einen Einblick in die großen Leiden und kleinen Freuden dieses abgelegenen Missionsfeldes zu gewähren. Wir dürfen um so mehr darauf rechnen, daß diese Zeilen mit Interesse gelesen werden, weil es sich um eine Mission in einer unserer deutschen Kolonien handelt.

Die Astrolabe-Bai, ungefähr in der Mitte von Kaiser-Wilhelmsland, ist eine große, imposante Meeresbucht. Von der

Seeseite her uns nähernd, sind wir entzückt von der Großartigkeit des Küstenpanoramas, das vor unsern Blicken aus dem Meere aufsteigt und sich, je näher wir herankommen, desto herrlicher und mannigfaltiger entwickelt. Rings ist die Bai von freundlichen, dicht bewaldeten Bergreihen umschlossen. Dahinter türmt sich das gewaltige Finisterre-Gebirge auf, dessen Gipfel bis gegen 15 000 Fuß emporragen. Die in den Schluchten des Gebirges lagernden, weißen Wolkenmassen, Schneeflächen gleichend, geben dem schönen Gebirgsbilde einen erhöhten Reiz. Selten nimmt man am Gestade menschliche Wohnsitze wahr. Das mit undurchdringlichem Urwald bekleidete Ufer scheint wie ausgestorben. Die Dörfer liegen im Dickicht versteckt und ver-raten sich nur durch kleine Gruppen von Kokospalmen und eine besondere Baumart

mit lichtgelbem Laub, das sich von dem Dunkelgrün des Waldes sichtlich abhebt.

Nicht lange bleibt's drüben am Ufer

sie unser Schiff in hellen Haufen. Sie sehen, nicht gerade Vertrauen erweckend aus; in ihrer vollen Waffenrüstung machen

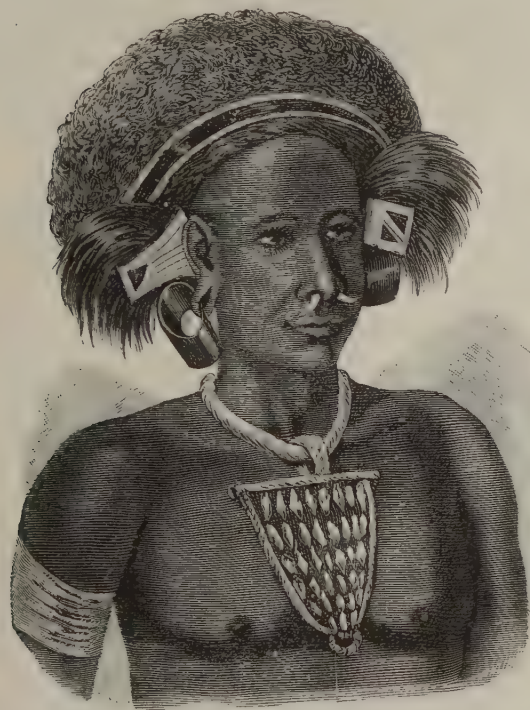
Wästenlandschaft in Neu-Guinea.



still, man hat den Dampfer wahrgenommen. Jetzt regt's sich am Waldessaum, nackte, braune Gestalten kommen hervor und ziehen ihre Kanus ins Wasser. Bald umringen

sie einen wilden, kriegerischen Eindruck. Doch sind sie meist harmloser, als es den Anschein hat. Daß sie bei den Europäern in den bösen Reumund gekommen sind, ein

besonders wildes und blutdürftiges Volk zu sein, hat seinen besondern Grund. Die sogenannten Labourtrades oder Arbeiterverträge sind schuld daran. Die Plantagenbesitzer auf den Südseeinseln haben nämlich in der Regel mit Arbeitermangel zu kämpfen. Um genug neue Arbeiter zu bekommen, befahren alljährlich viele oft recht gewissenlose Agenten die Inseln dieses Gebietes. Die armen Eingebornen haben natürlich keine Vorstellung davon, was es bedeutet, wenn sie einen ihnen vorgelegten Vertrag mit einem Kreuz unterzeichnen. Sie sind



Ein Papua im Festschmuck.

aber damit für mehrere Jahre zum Dienst auf irgend einer fernen Insel angeworben; oft kehren sie zeitlebens nicht in die Heimat zurück. Manchmal wahren die harten Agenten auch nicht einmal diese äußere Form des Rechts, sondern schleppen die Eingebornen mit Gewalt auf ihre Schiffe. Was Wunder, wenn die erbitterten Insulaner sich an dem nächsten Schiff, das bei ihnen landet, rächen, es verräterisch überfallen und seine Mannschaft ermorden? Schlimm genug, daß es in der Südsee so viele gewissenlose, „christliche“ Weiße giebt.

Wo die Europäer sich freundlich zu den Papuas stellten, sind sie auch fast regelmäßig freundlich von diesen aufgenommen worden.

Wir brauchen uns also durch das wilde Gebaren der Menge, die unser Schiff umringt, nicht einschüchtern zu lassen; es ist bei den Papuas eben Landesbrauch, außerhalb des Hauses beständig in voller Rüstung einherzugehen. Wir dürfen unbesorgt ihrer Einladung folgen, ans Land zu kommen.

Auf die Kleidung verwenden die Papuas wenig Mühe — sie besteht bei den Männern aus einem schmalen Lendentuche aus Kokosfaser, bei den Frauen aus bunt gefärbten Grasröckchen. Desto mehr Sorgfalt widmen sie dem Putz; zumal die Haartrachten sind höchst phantastisch. Mit Vorliebe tragen sie das Haar weit auseinandergezaust, so daß es eine mächtige, abstehende Perrücke bildet. Dahinein stecken sie allerlei Blumen, bunt glänzende Federn oder Kämme aus Holz und Schildpatt; hinten im Nacken hängen dichtverfilzte Haarzotteln herab. Auf der Brust hängt ihr kostbarster Zierat, Hundezähne in Triangelform aneinandergefügt. Die Nasenscheidewand ist durchbohrt von zwei mächtigen Eberhauern. Die Arme und Beine sind mit mancherlei Ringen aus Schildpatt, Muscheln oder bunten Gräsern geschmückt. Die Kanus, in denen wir nach dem Ufer hinüberrudern, bestehen einfach aus ausgehöhlten Baumstämmen und sind zum Schutz gegen das Umschlagen mit einem Auslegebalken versehen. Doch rudern sie uns mit diesen primitiven Fahrzeugen schnell und sicher durch die tosende Brandung.

Wir betreten das Land in Grima-Bai im innersten Winkel der Astrolabe-Bai, dort liegt Bogadjim, die Mutterstation der rheinischen Papua-Mission. Eine einfache, von Ochsen gezogene Trambahn führt uns durch den herrlichen Urwald nach der Station Grima. Hier und auf der nahe dabei gelegenen Station Stefansort¹⁾ erfreuen ausgedehnte Tabakplantagen das Auge; hoffentlich werfen die Pflanzungen bald einen lohnenden Ertrag ab. Von dort schlugen wir einen viel verschlungenen, schma-

¹⁾ Stationen der deutschen Astrolabe-Gesellschaft.

len Waldpfad ein, und bald haben wir ein richtiges Papuadorf vor uns. Diese Dörfer haben die Eigentümlichkeit, daß die Häuser nicht zusammen sondern in kleinen Gruppen stehen, die durch schmale, gewundene Waldwege verbunden sind. Die Häuser schweben auf mehr oder weniger hohen Pfählen in der Luft, manchmal sind sie einfach zwischen den Ästen hochragender Bäume angebracht, eine einfache Holzleiter, oft nur ein eingekerbter Baumstamm führt hinauf. Die

wetterficheres Haus wie wir; ist er doch nur des Nachts oder bei Regenwetter daheim. Sonst hält er sich gewöhnlich vor seinem Hause auf und hockt stundenlang unthätig auf dem hohen, tischähnlichen Gestell vor seiner Hausthür, und plaudert mit seinen Nachbarn oder raucht sein Pfeifchen. Denn die Papuas rauchen alle leidenschaftlich, Männer und Frauen, Greise und Kinder.

Wir lassen das Dorf hinter uns und



Ein Papuadorf.

Wände bestehen aus geflochtenen Matten, das Dach aus Gras oder Palmblättern. Das Innere der meisten Häuser enthält nur einen Raum mit wenig Hausrat. An den Wänden läuft eine breite Holzbank hin, die harte Bettstelle der Papuas; in der Mitte dient ein viereckiger, mit Sand gefüllter Holzrahmen als Feuerstätte. Von den Deckbalken hängen ein paar Gorden herab, auf welchen hölzerne und thönerne Töpfe mit Lebensmitteln aufgestellt sind.

Der Papua braucht kein so solides,

treten wieder in den hochstämmigen Urwald ein. Nach kurzer Wanderung erreichen wir die Dorfpflanzungen, die hier abseits im Walde versteckt liegen; sie sind gemeinsames Eigentum des ganzen Dorfes, jeder Familie ist ein Stück davon zur Benutzung zugeteilt, die Frauen haben dasselbe zu bearbeiten; sie haben sauer genug daran zu schaffen, denn sie haben zu ihrer Hilfe kein anderes Gerät als einen zugespitzten Stock. Trotzdem herrscht in diesen Gärten die peinlichste Sauberkeit. Wir finden sorgfältig

gejätete Beete mit Yams und Taro, mit süßen Kartoffeln, Zuckerrohr und Tabak. Hochragende Kokos- und Sagopalmen, schattige Brotbäume und großblättrige Bananen stehen hier und da zerstreut, ihre Früchte sind vielbegehrt. In keinem Garten fehlt die Betelpalme, deren Pfeffernüsse mit Kalk als Delikatesse gekaut werden. Um die hackenden und jätenden Frauen spielen ihre vierbeinigen Lieblinge, die wohlgemästeten Hunde und die feisten Schoßschweinchen.

ihren Anteil am Picknick mit. Die Männer tragen ein Schweinchen am Stocke, die Frauen Yams und Taro in ihren Thongefäßen auf dem Kopfe. Zum Festmahl wird der beste Schmuck angelegt, die schönste Haarfrisur hergestellt, das Gesicht und womöglich auch noch die Brust mit roter Farbe bemalt; je mehr Farbe, desto vornehmer. Rot ist die Farbe der Freude, schwarz die Farbe der Trauer.

Hat man dem Magen genug gethan,



Aufbruch zum Fest.

Hunde und Schweine werden nämlich gleich sehr gepflegt, um hernach verspeist zu werden, aber die Schweine haben den Hunden entschieden den Rang in dem Herzen ihrer kraushaarigen Herrinnen abgelassen. Freilich giebt's solche Fleischspeise nur an den Festtagen, um so lieber werden diese aber auch gefeiert. Durch die große Lärmtrommel werden dann die guten Freunde aus den Nachbardörfern eingeladen, und da kommen sie auch schon heran, Männer, Frauen und Kinder, und bringen selbst

so beginnt Tanz und Spiel, welches die Papuas sehr lieben und in mond hellen Nächten bis an den frühen Morgen treiben. Merkwürdigerweise nehmen sowohl am Gastmahl wie auch hernach am Tanz nur die Männer teil; damit sie von den Frauen dabei auch nicht einmal gesehen werden, ziehen sie sich dazu in das Dorfhaus zurück. Ein solches zeigt uns die Abbildung. Wir werden daran sicher den geschnitzten Mittelbalken bewundern, zumal wenn wir bedenken, daß diese Figuren alle mit den

einfachsten Instrumenten, Muscheln und Steinbeilen, aus sehr hartem Holz herausgearbeitet sind, eine jahrelange, mühevollen Arbeit.

Diese Dorfhäuser scheinen übrigens, wie auch schon die phantastischen Gestalten daran vermuten lassen, auch zu götzendienerischen Zwecken gebraucht zu werden. Die religiösen Vorstellungen der Papuas sind freilich noch wenig aufgeklärt. Hin und her in den Dörfern finden sich seltsam geschnitzte Bildwerke von menschenähnlicher Gestalt. Die Ansichten gehen auseinander, ob das nur Bilder der verstorbenen Häuptlinge oder Gegenstände religiöser Verehrung sind. So viel ist sicher, daß die Papuas sehr abergläubisch sind. Doch findet sich auch eine Ahnung eines Fortlebens nach dem Tode bei ihnen. Wenn jemand gestorben ist, denken sie, seine Seele wandere in den fernen Gassub oder das Paradies, wo Haine der schönsten Kotospalmen und Bananen, Herden der fettesten Schweinchen und der wohlgemästetsten Hunde ihr ein Leben herrlich und in Freuden gewähren.

Doch setzen wir unsere Wanderung fort, um endlich die Missionsstation zu erreichen. Wieder geht's ein Stück durch den Wald, jetzt lichtet er sich, und da grüßt uns von einem freier gelegenen Hügel das freundliche Missionshaus. Es ist auch ein Pfahlbau, ein anheimelnder Anblick mit seinem weißen Anstrich mitten im Waldesgrün. Von dem Hügel hat man eine schöne, weite Aussicht über das in der Ferne wogende, unermessliche Meer.

Hier war es also, wo im Jahre 1887 die rheinischen Missionare ihre erste Station in Kaiser-Wilhelmsland gründeten. Sie sollten bald die mannigfachen Schwierigkeiten und Gefahren des neuen Missionsunternehmens kennen lernen. Der erste Feind, der ihnen schwer zu schaffen machte und bis auf den heutigen Tag am meisten Not gemacht hat, ist das mörderische Malariafieber. In erschrecklicher Weise ist dieses Tropenfieber in Neu-Guinea und ganz besonders in den sumpfigen Küstenlandschaften, wo sich die Missionare notgedrungen zuerst niederlassen mußten, einheimisch. Keiner wurde von demselben verschont. In der kurzen Zeit von 1887 bis 1893 wurden nicht weniger als sechs Glieder der kleinen Missionskolonne von der tödlichen Krankheit dahingerafft, alle in

den besten Jahren und der Kraft ihres Lebens. Die übrigen haben nur durch häufige Erholungsreisen oder schnelle Versetzung nach einem andern, gesünderen Missionsgebiet vor demselben Schicksal bewahrt werden können. Ein großer Segen für die Mission ist es, daß seit einigen Jahren der Missionsarzt Dr. Frobenius dort stationiert ist, sodaß die Missionare doch wenigstens in Krankheitsnöten von fachkundiger Hand versorgt werden.

Wie sehr aber auch die fortwährenden Fieberanfälle der Missionsarbeit hinderlich waren — kam es doch wohl vor, daß alle Missionare zugleich elend zu Bett liegen mußten — so ließen sie sich dadurch doch nicht abhalten, frisch und fröhlich ans Werk zu gehen. Die erste Aufgabe war, die Sprache der Bogadjim-Leute zu lernen, und das war nicht leicht. Denn es fehlten dazu noch alle Hilfsmittel; man war einzig und allein darauf angewiesen, den Leuten die Worte vom Munde abzulesen, wobei natürlich manches Mißverständnis mit unterlief. Als sie nach vieler Mühe sich einigermaßen dieser Sprache bemächtigt hatten und daran dachten, das Missionswerk zu erweitern und neue Stationen anzulegen, siehe, da stand man vor einem neuen, großen Hindernisse. Die Leute, zu denen man kam, redeten, obwohl sie gar nicht weit von Bogadjim wohnten, eine ganz andere Sprache. Es herrscht eine unglaubliche Sprachenzerpflitterung auf Neu-Guinea, die Sprachgebiete daselbst sind meist kleiner als bei uns die Kreise. So sahen sich die Missionare jedesmal bei Anlage einer neuen Station auch in die Notwendigkeit versetzt, eine neue Sprache zu erlernen. Und dann kam es wohl vor, daß ein Missionar, der sich eben mit vieler Mühe in eine solche Sprache eingearbeitet hatte, durch das Fieber dahingerafft wurde, und sein Nachfolger mußte noch einmal von vorn anfangen.

Auch dieses Hindernis wurde durch den unermüdlchen Fleiß der Brüder überwunden, und sie konnten endlich mit dem eigentlichen Missionswerk beginnen. Auch da sollten schmerzliche Enttäuschungen nicht ausbleiben. Hoffnungsfreudig wagten sie es zunächst, bei der Jugend einen Anfang zu machen, es wurde eine Schule eingerichtet. Dreißig Kinder fanden sich zum Besuch derselben ein, aber bald ließ das Interesse



Dorfhaus.

nach, ein Kind nach dem andern blieb weg; sie zogen das Leben in ungebundener Freiheit, wie sie es bisher gehabt hatten, dem Schulzwange vor. Oder sie verlangten wenigstens für den Schulbesuch wie für alle andern Arbeiten eine angemessene Bezahlung. So ging die Schule zum Leidwesen der Missionare mehr und mehr zurück und mußte endlich ganz aufhören.

Ebenso träge und stumpf wie die Jungen erwiesen sich die Alten. Für die nützlichen Sachen, die die Brüder brachten, die Beile, Messer, Perlen und dergl., zeigten sie reges Interesse, davon konnten sie nicht genug bekommen; aber für die himmlischen Güter, die ihnen die Missionare verkündigten, für das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, hatten sie kein Verständnis. Von eigentlichen Predigten mußten die Missionare zunächst ganz absehen, sie mußten es anders machen, wenn sie diesen stumpfen Herzen beikommen wollten. Sie mußten versuchen, in gelegentlichem Gespräch die Gedanken der Leute auf höhere und himmlische Dinge hinzurichten. Hören wir ein Beispiel, wie es etwa dabei zugeht:

Missionar Runze hatte zwei Papuaknaben in seinem Hause erzogen und setzte großes Vertrauen in dieselben. Sie täuschten ihn aber schmächtig, stahlen mehrere Gegenstände aus dem Missionshause und liefen davon. Kurze Zeit darauf fand sich ein Hause Papuas vor dem Missionshause ein, der Dunkel eines der Diebe befand sich unter ihnen. Sie thaten, als wüßten sie von der Untreue der beiden Knaben nichts, aber der Missionar ließ sich nicht dadurch täuschen. Schweigend saßen sie auf der Veranda. Endlich fragte Runze, was sie wollten. Sie antworteten: „se madal — se madal“ (nur sitzen). Ein kleiner Junge nur wagte die schüchterne Bitte: „Runze — meged“ (kleines Messer). Darauf erwidert dieser: „Ich bin erst in den vergangenen Tagen von den beiden Jungen und von den Leuten des Nachbardorfes bestohlen worden; heute kann ich euch darum nichts geben. Jesus sieht euch alle, er sieht euch ins Herz, er weiß all das Böse, was in euch ist. Er hat auch alle eure Namen in sein Buch geschrieben, und bei jedem steht, was ihr Böses oder Gutes thut. Der Herr Jesus hat euch lieb und ist euer Freund — gehet zu ihm. Er sagt: kommt doch alle, ich will eure Seele gut machen. Laßt ihr

euch von ihm gut machen, so kommt eure Seele auch in sein Reich. Sagt ihr aber: „ich will nicht,“ und ihr bleibt böse, so wird eure Seele im großen Feuer brennen.“ Die anwesenden Frauen hörten diesen Worten aufmerksam zu; sie waren beschämt, daß der Missionar sie durchschaut hatte. Nur der Oheim des Knaben lachte verschmüht, als gingen ihn die strafenden Worte nichts an, im Herzen mochte es ihm freilich auch etwas schwül sein. Runze wandte sich zu ihm und sagte: „Heute lachst du, heute sagst du vielleicht, Runze macht nur Scherz, Jesus ist nur Scherz. Aber warte, später wirst du weinen und sagen: Runze hat die Wahrheit geredet.“

Am andern Tage kamen die Leute wieder und brachten die gestohlenen Sachen mit. Einer von ihnen ergriff das Wort und begann: „Du hast gestern gesagt, wir alle, Männer, Frauen und Kinder hätten schlechte Finger. Nun siehst du, Runze, daß ich doch gute Finger habe.“ Runze erwiderte: „Nun, Madome, daß du mir das Gestohlene gebracht, ist schön. Aber schlechte Finger habt ihr doch alle im Dorf, und das sieht Jesus, Jesus schaut euch ins Herz. Er kennt alle eure Namen, er schreibt alles Böse, das ihr thut, auf. Wenn ihr sterbt, wird Jesus das Buch aufmachen. Wenn er nun sieht, daß ihr sehr böse seid, so macht er es wie ihr mit dem Unkraut oder mit dürrer, faulem Holz. Jesus will euch gut machen, ihr aber müßt es ihm sagen, daß er euch gut machen soll. Ohne Jesus seid ihr wie ein Blinder, der ohne Laststock am Strande geht, der See zu nahe kommt und ertrinkt. Wenn ihr dagegen Jesus kennt, habt ihr offene Augen und wißt den Weg und kommt in Jesu Reich.“ Darüber wurde der alte Madome ganz nachdenklich; auch die übrigen hörten aufmerksam zu.¹⁾ So dringt wohl hier und da ein gutes Samenkorn in den harten Boden und schlägt im verborgenen Wurzel. Aber freilich Geduld, große Geduld müssen die Missionare mit den Papuas haben.

Ja, ihre Geduld sollte auf eine noch schmerzere Probe gestellt werden. Im Jahre 1891 sollten die beiden jungen Missionare Scheidt und Bösch eine neue Station in der Franklin-Bai anlegen. Scheidt hatte

¹⁾ Rhein. Missions-Berichte 1892 Nr. 4.

schon im Jahre vorher das Land erkundet und das Dorf Malala ins Auge gefaßt, die Leute dort schienen die Anlegung einer Station gern zu sehen. Anfang Mai 1891 reisten die beiden Missionare in Begleitung des Stationschefs von Hasfeldhafen nach Malala ab und kauften dort von den Eingeborenen ein Stück Land. Da noch einige

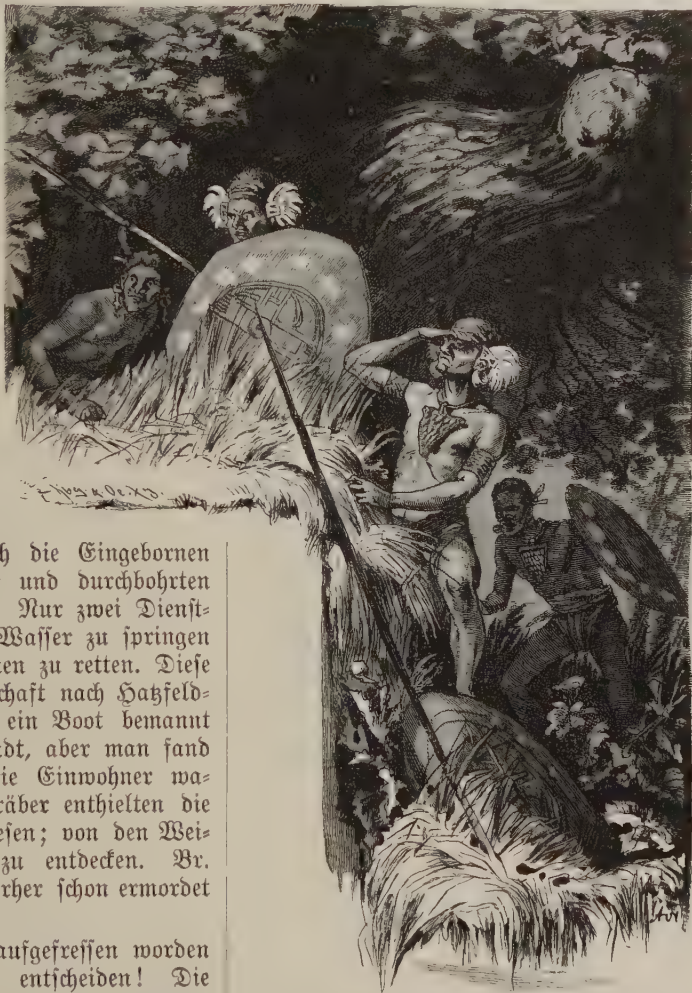
Beforgungen zu machen waren, begab sich Scheidt noch einmal nach dem nicht sehr entfernten Hasfeldhafen, Bösch blieb allein zurück. Nach einigen Tagen kam Scheidt mit dem Beamten und einigen Dienstleuten, sogenannten Miofesen, wieder, um nun den Hausbau ernstlich in Angriff zu nehmen. Ahnungslos landeten sie. Die Papuas halfen ihnen wie gewöhnlich das Boot ans Land ziehen. Aber als sie sich bereit machten aus-

zu steigen, fielen plötzlich die Eingebornen hinterlistig über sie her und durchbohrten sie mit ihren Speeren. Nur zwei Dienstleuten gelang es, ins Wasser zu springen und sich durch Schwimmen zu retten. Diese brachten die Trauerbotschaft nach Hasfeldhafen. Sofort wurde ein Boot bemannt und nach Malala gesandt, aber man fand das Dorf verlassen, die Einwohner waren geflohen. Zwei Gräber enthielten die Leichen von zwei Miofesen; von den Weißen war keine Spur zu entdecken. Br. Bösch war jedenfalls vorher schon ermordet worden.

Ob die Missionare aufgefressen worden sind — wer kann das entscheiden! Die Papuas stehen ja im Rufe des Kannibalismus, doch hat man diese abscheuliche Sitte bisher in Kaiser-Wilhelmsland selbst nicht nachgewiesen. Die Ursachen der entsetzlichen Blutthat sind bisher noch nicht aufgeklärt worden, werden es ganz auch wohl nie werden. Wahrscheinlich haben die mannigfachen Zwistigkeiten zwischen den Dienstleuten der Station Hasfeldhafen und den eingebornen Papuas die Veranlassung gegeben, oder die Papuas glaubten

für irgend ein ihnen zugefügtes Unrecht blutige Rache nehmen zu müssen.

Die erschütternde Episode sollte noch ein trauriges Nachspiel finden. Sehnsüchtig schaute die junge Frau des Missionars Bösch — sie waren erst $\frac{1}{4}$ Jahr verheiratet — nach ihrem Gatten aus, der ihr noch von der Franklin-Bai fröhlich ge-



Papuaner Krieger im Hinterhalt.

schrieben hatte, daß er sie bald in sein neues Heim holen wolle. Da kam die schreckliche Trauerkunde! Die junge Frau hoffte von Tag zu Tag, daß ihr Mann vielleicht doch noch am Leben sein könne. Als aber der letzte Hoffnungsschimmer verblichen war, siechte sie mit gebrochenem Herzen dahin. Wenige Monate später ge-

nas sie eines toten Kindleins und starb bald darauf. In dem Garten des Missionsgehöfts wurde sie zur Ruhe bestattet.

Das war eine schwere Heimsuchung für die Missionare, aber sie haben sich nicht entmutigen lassen, und ihre barmherzige Liebe zu den Papuas ist dadurch nicht erkaltet. Sie haben trotz dieses schweren Mißerfolgs neue Versuche gemacht, wieder Stationen anzulegen. An mehreren Stellen ist es ihnen geglückt, zu der ersten Station Bogadjim sind noch einige andere hinzugekommen.

Wir steigen zunächst von Bogadjim aus die steilen Berge hinan zu der Gesundheitsstation Burramana. Auf schmalen Gebirgspfad geht's in endlosen Windungen durch den dichten Urwald hin. Mächtige Baumriesen umgeben uns. Lianen und andere Schlingpflanzen ziehen sich quirlendenartig von Baum zu Baum. Die zahllos herabhängenden, oft armsdicken Enden und die dünnen, mit häßlichen, feinen Dornen besetzten Ranken bereiten häufig fast unüberwindliche Hindernisse. Diese Schlinggewächse, die sich anfangs unschuldig, gleichsam Schutz suchend, an dem Baume emporwinden, saugen an seinem Lebensmark, bis sie ihn schließlich ganz ersticken. Hundert und aber hundert Parasitenarme halten den morschen Riesen noch zusammen, an seiner Zerstörung helfen Millionen weißer Ameisen mit, bis endlich ein Sturmwind ihn zu Boden streckt. Aber neues Leben blüht aus den Ruinen, in unglaublich kurzer Zeit ist der Baumkoloß verwittert und mit neuer unerschöpflicher Vegetation überwuchert. So dicht ist dieser Tropenwald, daß kaum ein Sonnenstrahl durch das schattige Blätterdach hindurchzudringen vermag; ein heimliches Halbdunkel herrscht beständig in seiner Tiefe. Es ist fast unmöglich, auch nur wenige Schritte von dem schmalen Pfade in das Dickicht hinein abzubiegen, man müßte ununterbrochen Messer und Beil handhaben, um sich mühsam einen Weg zu bahnen. Den lieblichen Gesang unserer Waldvögel vermißt man in Neu-Guineas Wäldern; es sind nur scharfe mißtönende Schreie, die an unser Ohr schlagen. Die dortige Vogelwelt erfreut nur das Auge durch ihre Farbenpracht. Da tummeln sich im Gezweige die in allen Farben schillernden Paradiesvögel, Papageien und Kakadus; da streicht mit mäch-

tigem Rauschen der Nashornvogel durch die Wipfel; hoch oben in der Luft schwebt der stolze Seeadler. Und an den Zweigen hängen in wunderlichen Formen zusammengeballt ganze Scharen fliegender Hunde, der großen tropischen Fledermäuse.

Nach mehrstündiger Wanderung erreichen wir unser Ziel, eine schöne Bergkuppe 1200 Fuß über dem Meeresspiegel. Eine herrliche Fernsicht thut sich vor uns auf. Über die bewaldeten Höhen hin schaut man auf die am Fuß derselben liegenden Plantagen Stefansort und Grima und die Missionsstation Bogadjim. Weiter schweift der Blick über das endlose, wogende Meer. Linker Hand haben wir die westliche Küste der Astrolabe-Bai und schauen gerade hinein in das Gewirr der „Inseln der Zufriedenen“ und den Friedrich-Wilhelms-Hafen, in welchem die Missionsstation Siar liegt. Drehen wir uns aber um und richten unsern Blick in das Innere von Neu-Guinea, so entfaltet sich vor ihm eine imposante Gebirgswelt. Wir haben die Ketten des Finisterre-Gebirges vor uns bekommen von hier aus erst recht einen Begriff von der Höhe und Majestät seiner Berggipfel.

Auf dieser frei und lustig gelegenen Bergkuppe, nahe bei dem Dorfe Burramana gedachten die Missionare 1893 eine Gesundheitsstation anzulegen. Missionar Arff wurde damit beauftragt, und seine junge Frau begleitete ihn hinauf in die großartige Bergeinsamkeit. Kaum war Arff ein paar Stunden oben auf dem Burramana-Gipfel, da packte ihn ein heftiges Fieber und warf ihn auf ein schweres Krankenlager. Die Frau pflegte ihn auf das treueste, und auch der Papuajunge, den sie zu ihrer Bedienung mit aus Bogadjim heraufgebracht hatten, erwies sich willig und treu. Aber wie mangelhaft war ihre Einrichtung! Sie hatten nur eine einzige Papuahütte zu ihrer Verfügung. In einer Ecke derselben war das Bett für den kranken Missionar aufgeschlagen; daneben hing eine Hängematte, ein dürftiges Nachtlager für seine Frau. In der zweiten Ecke war die Wasch- und Badeeinrichtung, in der dritten Ecke schlief der schwarze Junge, und in der vierten Ecke waren die Küchengerätschaften. Kochen mußte Frau Missionar Arff vor der Hütte auf dem Boden. Ein kleiner Koffer war der Tisch, andere kleine Kisten dienten als Stühle.

In gesunden Tagen hätte ja das zur Not genügt; aber in diesen schweren Krankheitstagen war es hart, nicht besser für Bequemlichkeit sorgen zu können.

So ging es mit Missionar Arff einige Tage aufwärts und abwärts, seine Frau, obgleich selbst schwer an Dysenterie leidend, wich nicht von seiner Seite und wußte immer wieder durch Bäder und kalte Umschläge die Fieberhitze herunterzudrücken. In der Nacht vom 3. zum 4. Juli hatte sie sich auf den dringenden Wunsch ihres Mannes angekleidet ein wenig zur Ruhe gelegt. Da wurde sie plötzlich durch einen furchtbaren Krach geweckt. Die Kisten und Kasten stürzten mit Getöse durcheinander, die Lampe erlosch. Sie rief erschrocken nach dem Knaben: „Wasi! was ist's?“ Aber der arme Junge war so verschüchtert, daß er sich nicht rührte. Sie machte schnell Licht an; was war geschehen? Die Hütte, welche auf Pfählen stand, hatte sich auf der einen Seite gesenkt; dadurch waren die Bretter des Fußbodens in die Höhe geschnellst, die Flaschen und das Kochgeschirr durch einander geworfen und die Bank, auf der die Kerze stand, mit fortgerissen. Dieser Schreck war zuviel für den armen, kranken Mann. Am nächsten Morgen hauchte er den letzten Seufzer aus.

Sollte er hier oben in der Bergwildnis begraben werden, wo noch kein Missionshaus stand und niemand etwas von dem Evangelium wußte? Frau Missionar Arff brachte es nicht übers Herz, die geliebte Leiche in dieser Einsamkeit zurückzulassen, sie wollte gern, daß sie drunten in Bogadjim neben den andern verstorbenen Missionaren bestattet werde. Sie sandte deshalb eilends Boten zu dem Missionar Hoffmann in Bogadjim, daß er kommen und ihr helfen möchte. Langsam verstrichen die Stunden, immer wieder schaute sie in die Tiefe, ob noch kein Zeichen ihr Kunde gebe, daß Hülfe nahe. Die Nacht brach herein, sie hatte schon das Handwerkszeug zurechtgelegt, um selbst einen Sarg für den Verstorbenen zu zimmern. Da endlich schien eine Laterne durch das Waldesdickicht. Missionar Hoffmann kam und hatte auch Hülfe genug mitgebracht, um den Leichnam bergabwärts zu transportieren. In der

Nacht und bei Jackelschein mußte der schreckliche Weg durch den dichten Urwald zurückgelegt werden, oft ging's an gähnenden Abgründen zur Rechten und zur Linken vorbei, ein Weg so steil, daß es selbst am Tag nicht gefahrlos war, ihn herabzuklettern, — und nun in finsterner Nacht und mit der teuren Leiche! Endlich um 6 Uhr morgens kam der Leichenzug in Bogadjim an, und um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr fand das Begräbniß statt.

Mit dem Plane aber droben auf dem Burramana-Berge eine Gesundheitsstation anzulegen war es zunächst vorbei; es waren kaum Missionare genug vorhanden, um die Stationen am Meeresstrand zu besetzen; für die Bergstation war keiner mehr übrig.



Ein Papua-Kanu.

Steigen wir wieder nach Bogadjim hinab! Eine Bootfahrt soll uns nach den beiden andern Missionsstationen bringen. Es geht an der Westküste der Astrolabe-Bai hin, durch den Archipel der „Zufeln der Zufriedenen“ hindurch, in den schönen Friedrich-Wilhelms-Hafen. In tiefem Schweigen liegt das spiegelklare Wasser dieses großen Beckens, rings eingeschlossen von dem majestätischen Urwald. Es ist schwierig zu landen, da ein dichter Gürtel von Mangrovebäumen fast unüberwindliche Schranken setzt. Wie abenteuerlich sie aussehen, scheinbar über dem Wasser schwebend, strecken sie ihre zahllosen Wurzeln, auf denen sie wie auf Stelzen stehen, in

den Sumpf unter sich hinab. Im Norden dieses Wasserbeckens liegt die kleine, aber stark bevölkerte Insel Siar, auf welcher die Brüder 1888 die zweite Missionsstation angelegt haben.

Auch diese Station hat in letzter Zeit eine schwere Krise durchgemacht. In Friedrich-Wilhelms-Hafen waren durch ein fremdes Schiff die Pocken eingeschleppt, es brach eine verheerende Epidemie aus, welcher in kurzer Zeit mehr als 80 Menschen zum Opfer fielen. Da beabsichtigte der Landeshauptmann, auf einer kleinen, den Siariten gehörigen Insel Isolierhäuser für die Kranken zu errichten. Nun aber war diese Insel den Eingeborenen wegen der darauf angelegten Baumpflanzungen besonders wertvoll, und sie wollten es eher zum Äußersten kommen lassen, als gutwillig diese Insel herausgeben. Andernteils schien dem Landeshauptmann die Insel so günstig, daß auch er auf seinem Vorhaben bestand. Ein Kampf schien unvermeidlich, und der hätte natürlich den Untergang der Missionsstation bedeutet. Die Missionare boten ihren ganzen Einfluß auf, um die Eingeborenen zum Nachgeben zu bewegen; aber es schien alles umsonst. Mit schwerem Herzen rüsteten sie sich deshalb zum Abzug von der Insel. Gegen Abend gingen sie noch einmal in das Dorf, um den Leuten mitzuteilen, daß sie am nächsten Tage Siar verlassen würden, und sie zu bitten, daß wenigstens morgen noch nicht gekämpft werde, denn sie seien Männer des Friedens und wollten im Frieden von Siar scheiden. Darauf hielten die Leute eine neue Beratung ab und erklärten schließlich: „Wir wollen nicht kämpfen, ihr sollt bei uns bleiben. Wir wollen lieber die Insel hergeben als euch.“ Siar war gerettet, und die Mission hatte einen Sieg davongetragen, denn dieser Beschluß bewies, daß die Eingeborenen den Missionaren vertrauten und sie wertschätzten.

Wenn wir von Siar nach Norden weiterrudern, erreichen wir in wenigen Stunden die dritte Missionsstation auf der Dampier-Insel. Dies ist der am weitesten vorgeschobene Posten der Missionsarbeit, und es scheint auch ein besonders schwieriges Feld zu sein. Die Eingeborenen dieser Insel nahmen die Missionare mit großem Mißtrauen auf und zeichneten sich durch ihre Wildheit unvorteilhaft aus. Mehrfach

hat der Missionar Kunze dort in großer Lebensgefahr geschwebt und ist nur durch die Gnade Gottes bewahrt geblieben. Unlängst z. B. unternahm er eine Reise zu den entfernteren Dörfern dieser Insel. Da wurde er plötzlich von einer Schar Bewaffneter umringt, welche, die Schilde und Speere an einander schlagend, um ihn herum sprangen, als wollten sie ihn ermorden. Sie meinten, er sei gekommen, um eine kürzlich von ihnen begangene Bluttat zu rächen, und wollten dem zuvorkommen, indem sie ihn töteten. Hätte er auch nur eine verdächtige Bewegung gemacht, so wäre er verloren gewesen. So ahnte er aber nicht einmal ihre Gedanken, sondern benahm sich so unbefangen und sicher, daß niemand ihm zu nahe zu treten wagte. Erst später, als er längst wieder in Sicherheit war, erfuhr er, daß an jenem Tage sein Leben nur an einem seidenen Faden gegangen hatte.

Wir haben die Missionare auf die Stätten ihrer Wirksamkeit begleitet, lassen wir uns zum Schluß noch von einem aus ihrer Mitte berichten, wie es bis jetzt mit den Erfolgen dieser Arbeit steht:

„Es ist heiß hergegangen auf Neu-Guinea. Die Gräber dort legen Zeugnis dafür ab, es sind deren schon 10 nach der kurzen Zeit von 5 Jahren.¹⁾ Es ist darum auch nicht zum Verwundern, daß der Wunsch laut geworden ist, diese Mission aufzugeben, weil sie so viele Opfer koste. Doch das darf nicht sein. — Unsere Arbeit ist ja noch unscheinbar und gering. Es ist noch keiner getauft. Und doch ist sie hoffnungsreich. Wenn man auch fast vergeblich nach sichtbaren Zeichen sucht, so sieht doch das herzenskundige Auge, daß der Herr Jesus mit seinem Geiste auf dem Plane ist. Wir sehen es daran, daß durch das in Schwachheit gepredigte Wort bei vielen Heiden eine Sündenerkenntnis entstanden ist. Das ist auf unsern drei Stationen der Fall. Es entsteht ein Fragen: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Freilich mancher Heide bäumt sich, wenn man ihn an seinen alten Adam ansaßt, manchem anderen aber ist die frohe Botschaft ein Balsam auf das wunde Herz, und wenn sie einen dabei mit ihren großen,

¹⁾ 1 Missionar ist ertrunken, 2 Missionare sind ermordet, 3 Missionare nebst 3 Frauen und einem Kinde an Malaria gestorben.

schwarzen Augen anschauen, dann ist's einem, als ob sie sagen wollten: Das ist es ja gerade, was wir bewußt oder unbewußt suchen. Das ist die Sehnsucht nach Erlösung, frei zu werden von den Sklavenketten der Sünde. Und wenn man das

sieht, dann denkt man nicht mehr an die Not, Trübsal und das Fieberelend. Es muß doch das Gotteswort wahr bleiben: „die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten!“¹⁾

¹⁾ Rhein. Miss.-Ver. 1894 Nr. 10.

Eine Geduldsarbeit am Roten Meere.

Von Pastor Berlin in Babelsdorf.

Das Rote Meer ist unter den Seefahrern verrufen. Seit der Eröffnung des Kanals von Suez ist es eine vielbesuchte Durchfahrt für den Verkehr zwischen Europa und Asien oder Ostafrika, aber jeder Reisende ist froh, wenn die fünf Tage zu Ende sind, welche die Dampferfahrt durch das Rote Meer gewöhnlich erfordert. Die Erfrischung, welche eine Seereise sonst auch unter heißeren Himmelsstrichen bietet, sucht man hier vergebens. Eine Temperatur von 30—34° R umfängt den Reisenden, ermattet ihn und stumpft ihn ab, und selbst die Nacht bringt keine Abkühlung. Dazu sind die Ufer ohne Reiz. Bald flacher Strand mit dahinter liegenden Dünen, die das grelle Licht der südlichen Sonne blendend zurückstrahlen, bald felsige, kahle Gestade, die nur bei Sonnenuntergang auf wenige Minuten durch eine märchenhafte Farbenpracht das Auge entzücken. Felsige Inseln, die in großer Zahl im Meer zerstreut liegen, erschweren mit ihren Klippen die Schifffahrt.

Seit einem Jahrzehnt ist die Aufmerksamkeit der Welt auf diese öden Gestade gerichtet. Die Namen Massaua, Abessinien, Keren und Kassala begegnen uns immer wieder in den Zeitungen. Das begehrlische Europa hat auch nach diesen Felseneinöden seine Hand ausgestreckt; Italien hat seit 1885 in Massaua eine Schutzherrschaft eingerichtet und ist seitdem nachhaltig und erfolgreich bemüht, seinen Einfluß nach dem Innern zu auszudehnen. Wenn wir nun dieses allmähliche Vordringen Italiens, seine Kämpfe und Siege mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen, so ist es recht, daß wir auch der evangelischen Mission nicht vergessen, die seit drei Jahrzehnten in eben diesen Gebieten ein mühsames Geduldswerk betrieben hat. Wer hat wohl in den vielen Zeitungsnachrichten aus Massaua und Kassala die Namen der

schwedischen Missionare und der schwedischen Vaterlandsstiftung gelesen? Und doch haben sie wenigstens bis jetzt zweifellos mehr zum wahren Wohl dieser schwergeprüften Länder gethan als Italiens Heere.

Wir skizzieren kurz die äußeren politischen Verhältnisse des Landes, weil diese den düstern Hintergrund der schwedischen Missionsgeschichte bilden. Massaua, die öde, ungesunde Hafenstadt auf einer dünnen, felsigen Insel nahe der Küste, hat seine Bedeutung nur durch den Karawanenverkehr mit dem im Innern gelegenen Abessinien und den Gebieten der Galla. Zwanzig Kilometer von der Küste erheben sich schroff und steil die Felsengebirge des abessinischen Hochlandes und führen uns in schnellem Anstieg 2000 Meter über die ungesunde, sengend heiße Küstenebene auf ein gesundes, kühles Hochplateau. Auf dieser wildzerzrissenen, vielgestaltigen Hochebene besteht seit anderthalb Jahrtausenden das christliche Königreich Abessinien; weil aber dieses christliche Land, durch die Welt des Islam umgeben, von den übrigen christlichen Ländern abgeschlossen war, ist sein Christentum verkümmert und verflöcht; die Priester sind übermächtig, aber gänzlich unwissend und den Einflüssen eines reineren Christentums unzugänglich. Der oberste Herrscher, der Negus Negesti, ist mit ihnen eins in dem Interesse, den Europäern sein Land zu verschließen, weil er durch sie seine Herrschaft bedroht glaubt. Trotz dieser spröden Abschließung von der Außenwelt ist das Land von innern Kämpfen und Bürgerkriegen zerissen, die drei Reiche Tigre, Amhara und Schoa hatten sich fast unabhängig von einander gemacht. König Theodorus und sein Nachfolger Johannes hatten mit blutiger Strenge versucht die Reichseinheit wieder aufzurichten.



Malabar.

Seit König Johannes Tode (1888) führt König Menelik von Schoa ein zweifelhaftes Regiment. Es wäre ein Segen, wenn eine europäische Macht dem Lande den lange entbehrten Frieden wiederschenken könnte. Italien hat es sich zur Aufgabe gesetzt.

Nördlich und südlich von Abessinien wohnen zahllose, größere und kleinere Stämme der Galla, Somali, Danafil und Nubier; teils streifen sie als Nomaden mit ihren Viehherden umher, teils gewinnen sie als Ackerbauer dem Boden reichlichen Ertrag ab; noch mehr aber leben von Jagd- und Raubzügen. Alle stehen in unbestimmten politischen Verhältnissen,

um darauf das Reich des Friedensfürsten zu erbauen; es ist deshalb kein Wunder, daß die evangelische Mission in ihrer Arbeit am Roten Meere sonderlich ausharrende Geduld hat beweisen müssen. Als im Jahre 1866 die ersten schwedischen Missionare in Massaua ankamen, beabsichtigten sie, ihren Wohnsitz unter den südlich von Abessinien wohnenden Galla aufzuschlagen; aber die Bürgerkriege in Abessinien verwehrten ihnen den Durchzug durch dies Land. Auf der Suche nach einem anderen Wirkungskreise kamen sie zu dem 20 Meilen landeinwärts hausenden Volke der Kunama; sie legten dort meh-



Abessinische Kirche. (Aus Sievers, Afrika.)

bald sind sie Ägypten, bald Abessinien zinspflichtig, je nachdem diese beiden Reiche Macht haben, Ansprüche über sie geltend zu machen. Religiös sind sie fast ohne Ausnahme dem Islam zum Opfer gefallen.

Weiter im Westen und Norden endlich droht der blinde Fanatismus des Mahdi und seiner Derwische, die sich von Zeit zu Zeit wie eine Sturmflut verheerend über das schutzlose Land ergießen. Erst 1894 ist es den Italienern gelungen in dem Hochland von Kassala westlich von Massaua eine feste und sichere Stellung gegen diese gefährlichen Eindringlinge zu besetzen.

So unsichere und ungünstige politische Verhältnisse waren eine schlechte Grund-

lage, um darauf das Reich des Friedensfürsten zu erbauen; es ist deshalb kein Wunder, daß die evangelische Mission in ihrer Arbeit am Roten Meere sonderlich ausharrende Geduld hat beweisen müssen.

Allerdings erwies sich das Klima als gefährlich, so daß die drei Stationen zeitweise in drei Lazarette verwandelt wurden; und nicht bloß das Klima, auch Mörderhände erforderten Opfer. Da traf ein schwerer Schlag die Mission. Die Kunama wandten sich gegen die Missionare — und Flucht nach Massaua, Flucht trotz Krankheit und Schwachheit war das Ende der Mission im Kunamalande! Da saßen sie nun in Massaua im Anfang des Jahres 1870, gebrochen in ihrer leiblichen Kraft, — einer der Flüchtlinge starb bald an den Folgen der beschwerlichen Rückreise,

andere mußten in die Heimat zurückkehren. Getäuscht in ihren Erwartungen und ihrer Habe beraubt, hielten sie Rat, was sie thun sollten. Ihr Entschluß war bald gefaßt: sie baten ihren Vorstand, Afrika nicht aufzugeben.

Von hier dachten sie ihre Arbeit der versteinerten christlichen Kirche Abessiniens zuzuwenden; dieselbe bedurfte dringend einer Neubelebung durch die Kraft des Evangeliums. Aber der Oberkönig Johannes, der damals regierte, war ein entschiedener Feind des evangelischen

So blieb den Missionaren nichts anderes übrig, als in Massaua selbst und auf dem gegenüberliegenden Küstenlande ihre Arbeit zu beginnen.

Wie erschwerte es aber das gefährliche Klima, dort in dem schmalen Küstenstrich auszuhalten, welcher der ganzen Blut der südlichen Sonne ausgekehrt ist! Da war es bald nötig, einen Begräbnisplatz anzulegen, — und dieser füllte sich schnell. Männer, Frauen aus dem fernen Norden schlummern in den zum Schutz gegen die Hyänen ummauerten Gräbern.



Abessinisches Hochland. (Aus Sievers, Afrika.)

Christentums, und alle Versuche ihn umzustimmen waren vergeblich. Im Jahre 1879 unternahmen zwei Missionare eine mühsame, dreiwöchentliche Reise nach Debra Tabor, der Residenz des Königs, um mit ihm zu unterhandeln. Sie überreichten ihm ihre Geschenke, aber sie erhielten nur die Antwort: „Daß Europäer mich besuchen, um mein Land zu besuchen und Handel zu treiben, will ich nicht verhindern, aber zu lehren kann ich euch nicht erlauben. Gehabt euch wohl!“ Also auch diese Hoffnung war abgeschnitten.

Und denkt man außer an die in Afrika Gestorbenen auch an die, welche mit gebrochener Gesundheit das Land verlassen mußten, an die, welche nach der Arbeit einiger Jahre zur Erholung in die Heimat zu gehen genötigt waren, so darf man wohl die Mission der Vaterlands-Stiftung bei Massaua, dieser „Pesthöhle, in welcher die Menschen sterben wie die Fliegen,“ mit zu den opfer- und verlustreichsten zählen, welche die neuere Missionsgeschichte kennt.

Die Missionare fanden in der Küstenebene um Massaua eine doppelte Wirksam-

feit. Zwei, Lager und Gedenström, ließen sich in Gilet nieder. Dort sprudeln am Fuße des Hochplateaus heilkräftige Quellen, welche von weit und breit aus Abessinien und dem Gallalande besucht werden. Dort richteten sie ein Krankenhaus ein und begannen eine stille, aber umfangreiche Thätigkeit unter den Kranken. Das verschaffte ihnen Verbindungen mit den entfernteren Teilen des Landes bis ins Gallaland hin, erwarb ihnen Vertrauen in weiteren Kreisen und half, das Evangelium im Lande bekannt zu machen. Direkte Missionsarbeit war das ja freilich nicht; aber es war eine vorbereitende Arbeit, die in späterer Zeit ihren Segen bringen konnte. Daneben begann Lager in kleinem Umfange eine Schule, ebenfalls eine Arbeit für die Zukunft, und begleitete, soweit es möglich war, die in der Nähe vorbeiziehenden Handelskarawanen, predigte ihnen auf den Rastplätzen und verbreitete die Bibel und andre christliche Schriften. So hielt er aus in geduldiger Treue, bis er 1876 auf einer Reise zum König Johannes unter Mörderhänden sein Leben ließ.

Eine andre Geduldsarbeit hatte Missionar Lundahl in Massaua begonnen, eine Schule mit vater- oder mutterlosen Kindern, zum Teil Sklaven. Es ging ja freilich damit anfänglich recht einfach zu. „Wenn wir Schule halten,“ schreibt er, „so sitzen die Kinder in einem Kreise auf dem Fußboden auf einer Matte, und ich sitze mitten unter ihnen. Es ist ermunternd, zu sehen, wie froh sie sind, etwas lernen zu können, und wie fast ein jeder sich selbst überbietet, um möglichst weit zu kommen.“ Lundahl hat treulich bei dieser Arbeit ausgehalten, zuerst in Massaua, von 1879 an in dem benachbarten, wasserreichen Monkullu, trotz aller klimatischen Beschwerden, von Zeit zu Zeit gestärkt durch eine Reise in die Heimat. Und was war das Ziel dieser unscheinbaren und mühsamen Arbeit? Die Predigt unter den Abessiniern, das war seine Meinung, konnte erst dann mit wirklichem Erfolge getrieben werden, wenn eingeborne Lehrer zur Verfügung standen, welche, der Sprache vollkommen mächtig, auch ebenso vertraut waren mit dem Volkscharakter. Solche Evangelisten wollte er in Massaua heranziehen. Unter seinen ersten Schülern befand sich ein Gallajüngling mit Namen Nesib. Er war in seiner frühesten Jugend in Sklaverei geraten, dann

von einer Hand in die andre gekommen, bis einer seiner Herren ihn nach Massaua brachte. Dort sah er zum ersten Male weiße Leute und fürchtete sich zufolge der Einflüsterungen der Sklavenhändler vor ihnen als vor Menschenfressern. Durch den französischen Konsul fand er Aufnahme in Lundahls Schule und wurde als Erstling der Mission Ostern 1872 unter dem Namen Onesimus getauft. Nach fünfjährigem Unterricht wurde der begabte Jüngling 1876 nach Schweden geschickt und dort weiter ausgebildet. Die Arbeit, die so an ihm verwendet war, hat er reichlich gelohnt. Er hat mitgelehrt an der Schule und hat mitgeholfen, den Weg ins Gallaland zu erforschen. Vor allem aber hat er fleißig gearbeitet an der Übersetzung des Neuen Testaments in seine Muttersprache, das Galla.

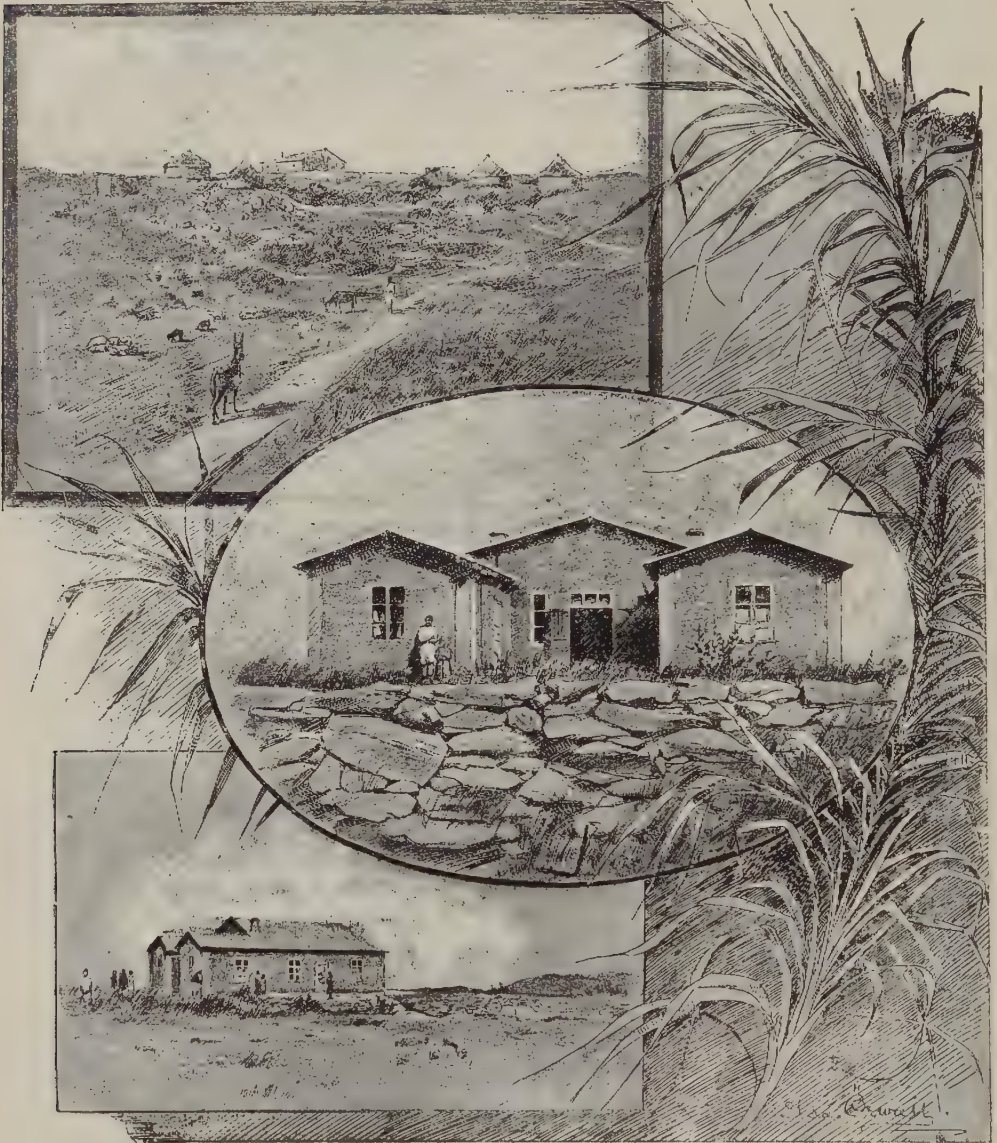
Lundahls Schule hatte mit sechs Schülern angefangen, allmählich vergrößerte sie sich; das bescheidene Hüttlein, in welchem sie zuerst Raum gefunden, wollte nicht mehr ausreichen. Unter der größeren Zahl der Schüler konnten die besser begabten ausgesucht und weiter gefördert werden. Zwar war es sehr hinderlich, daß die Kinder so verschiedenen Sprachstämmen angehörten; wurden doch in der einen Schule nicht weniger als sechs Sprachen gesprochen! Aber auf der andern Seite boten sich eben dadurch auch wieder nach verschiedenen Seiten hin Anknüpfungen, die für die Zukunft wichtig waren.

Welch eine Freude war es für Lundahl, als 1877 Kaufleute der Handelskarawanen aus dem Gallalande die Bitte um Lehrer aussprachen, und er sie erfüllen konnte mit drei Evangelisten, die aus seiner Schule hervorgegangen waren. Unter ihnen war einer Namens Emanuel, der bei der Taufe des Onesimus einen solchen Eindruck erhalten hatte, daß er selbst um die Taufe bat. Die drei erreichten auch glücklich ihr Ziel, Djimma im nördlichen Gallalande.

Unterhalb Jahrzehnte hielten die schdischen Missionare in dem heißen Fieberlande um Massaua ausgehalten und hatten in ihrer arg bedrängten, mühseligen Lage mit unermüdlicher Geduld die Saat des Evangeliums ausgestreut. So manches Mal hatten sie sehnuchtsvoll ihre Blicke hinüberschweifen lassen nach den hochragenden Bergen Abessiniens, die ihren verschmachtenden Leibern Kühle und Gesundung zu

verheißen schienen. Aber alle Versuche, sich dauernd in dem Hochlande niederzulassen, waren bisher an der unüberwindlichen Feindschaft der abessinischen Herrscher und an den friedlosen Zuständen der nördlichen Gebirgsländer gescheitert. Da kamen die Ita-

funden Küstenebene auf die luftigen Höhen von Menja übersiedeln können. Die leidens- und gräberreichen Stationen Massaua und Montullu sind jetzt einsam geworden, nur ein Missionsarzt entfaltet dort noch eine gesegnete Thätigkeit; und die Buchdruckerei



Missionsstation bei Bellefa.

liener nach Massaua und stellten allmählich Frieden her. Sie bahnten damit den evangelischen Missionaren den Weg in die so lange verschlossenen Gebiete. Aus der Enge von Massaua haben sie in die Weite von Hamasen, aus der Tiefe der unge-

läßt in aller Stille ein Büchlein heiliger Schrift nach dem andern in den Landessprachen ausgehen. Der Schwerpunkt der Missionsarbeit ist auf das Hochland verlegt. Unser Bild zeigt uns die Station Bellefa mit ihren einfachen, aber sauberen

Häuschen; dorthin ist die Mädchenschule mit allen ihren Jöglingen übergesiedelt. Ein anderes Bild zeigt uns eine Gruppe wild dreinschauender Mensa vor ihren dürftigen Hütten; in ihrer Mitte ist die Station Geleb angelegt.

Auch ihr ursprüngliches Ziel, den kriegegerischen Gallas das Evangelium zu bringen, verloren die Missionare nie aus den Augen.

Im November 1881 brachen die Missionare Arrhenius und Pohlman, begleitet von Onesimus und einigen andern Eingeborenen, auf, um über Suakin und Berber nach Chartum zu gelangen und dann den Blauen Nil aufwärts nach dem Gallalande zu fahren. Mit viel Liebe war die Expedition ausgerüstet; so kamen sie nach Jamaka am Blauen Nil, der Pforte des Landes, wo die Galla wohnten; aber weiter kamen sie nicht! Von Djimma aus hatte ihnen der König Boten entgegengesendet, um sie in sein Land zu geleiten. Aber ein der Mission feindlicher Mund, leider der eines deutschen Mannes, täuschte die Boten, als seien die schwedischen Missionare schon wieder umgekehrt, so daß sie traurig wieder von dannen zogen. Als dann die Schweden kamen, hieß es, der Weg zu den Galla sei durch kriegerische Unruhen versperrt. Arrhenius blieb einige Monate in Jamaka, um die Verhältnisse genauer zu erkunden, und entschloß sich endlich, auf einem andern Wege sein Ziel zu erreichen. Aber die Ungunst der Jahreszeit und die Unruhen im Sudan verhinderten ihn daran, Krankheiten brachen aus, etliche der Eingeborenen starben, Onesimus lag schwer krank. Arr-

henius selbst starb in Chartum, Pohlman mußte mit gebrochener Gesundheit nach Schweden zurückkehren.

Auch die zweite Forschungsreise hatte keinen bessern Erfolg. Im Jahre 1885 machten sich die Missionare Bergman, Pohlman und Onesimus auf, um durch Schoa (das südliche Abessinien) den Weg zu den Galla zu finden. Menelik, der König von Schoa, schien der Mission günstig gesinnt; zwei deutsche Erischonabrüder, Mayer und der jetzt in Deutsch-Ostafrika arbeitende Greiner, waren bei ihm und erwirkten den schwedischen Missionaren die Erlaubnis des Königs zu einer Reise durch sein Land. Aber König Menelik hielt sein Wort nicht. Die Missionare wurden an der Grenze von Schoa angehalten, und nach der Regenzeit mußten sie das Land wieder verlassen. Nach einer leidensreichen Reise erreichten sie im April 1886 die Küste — die Mission war wieder um eine vereitelte Hoffnung reicher.

Inzwischen war die Teilung Afrikas von den europäischen Mächten eifrig betrieben, Interessensphären waren abgegrenzt, die Regierungen und große Handelsgesellschaften suchten sich festzusetzen, neue Forschungsreisen wurden unternommen. Da kamen die Schweden wieder auf ihre Gallamission zurück. Die alten Freunde derselben wurden auf die Ereignisse aufmerksam, neue Freunde wurden gewonnen, und so ging 1893 eine neue Expedition aus, um auf irgend einem Wege den Eingang ins Gallaland zu finden. Über ihren Erfolg läßt sich noch nichts sagen. Wir wünschen von Herzen, daß es ihr diesmal gelingen möge.

Nach dem Kriege.

Vom Herausgeber.

Der Friede zwischen China und Japan ist am 17. April in Schimonosaki geschlossen; damit ist der Zeitpunkt gekommen, über die Konsequenzen dieses ostasiatischen Krieges für die Mission nachzudenken. Wir richteten schon in der letzten Nummer unser Auge auf Japan, ohne damals zu wissen, daß der Friedensschluß so nahe bevorstehe. Für Japan hat der Krieg nach drei Seiten hin eine weltbewegende Bedeutung: Einmal ist dadurch Japan mit einem Schlage in die Reihe der großen Weltmächte eingerückt. Alle europäischen Mächte werden fortan

damit rechnen müssen, daß die Geschicke Asiens nicht in London und St. Petersburg entschieden werden, sondern daß Japan ein ausschlaggebendes Wort mitzureden hat. Welche Tragweite diese Thatsache für die Weltpolitik hat, läßt sich noch nicht übersehen. Jedenfalls sind die Japanesen sich derselben vollkommen bewußt, und das ist die Triebkraft des überschäumenden Patriotismus und Selbstgefühls, der sie befeelt. Von dem brennenden Feuer ihres Patriotismus können wir uns kaum eine Vorstellung machen. Man lese nur fol-

gende Zeilen aus einem am 19. Dezember 1894 in Osaka geschriebenen Briefe: Ein alter Mann hörte vor einigen Tagen, daß sein einziger Sohn in der Schlacht gefallen sei. Anstatt zu weinen, sah er so stolz und glücklich aus, daß jedermann ihn fragte, welches Glück ihm denn zu teil geworden sei. Seine Antwort lautete: „Mein Sohn hat sein Leben für das Vaterland dahingegeben!“ — Vor einigen Wochen wurde unser Mathematiklehrer mit der ersten Reserve eingezogen; einige unserer Lehrer gingen zu seiner verwitweten Mutter, um ihr Beileid auszudrücken. Sie wies sie ab: „Ihr müßt mich nicht bemitleiden, ihr dürft mir Glück wünschen, daß ich wenigstens einen Sohn nach Korea zu senden habe!“ — In der glühenden Hitze des letzten Sommers bestrafte eine große Firma in Tokio jeden ihrer Beamten, der sich über die Hitze beklagte; weil „ihre Brüder in Korea viel größere Hitze zu ertragen hätten, ohne zu murren.“ Soweit der Brief.

Man kann nicht umhin, die Japaner wegen dieser Vaterlandsliebe selbst auch lieb zu gewinnen; denn dieser Patriotismus ist ein unwidersprechliches Zeichen, daß die Japaner eine großherzige, edle Nation sind. Man wird daran erinnert, wie der durch die Perserkriege entzündete Patriotismus Griechenlands, der durch die Kriege Friedrichs des Großen entflammte Patriotismus Preußens, der durch die Freiheitskriege und die Kriege 1866 und 1870 entzündete Patriotismus Deutschlands allemal Ausgangspunkte neuer, überraschender Entwicklungen gewesen sind. Solche Kriege sind die Wendepunkte im Leben der Völker. Ohne Zweifel wird auch dieser siegreiche Krieg Japans der Ausgangspunkt einer neuen, glanzvollen Kulturentwicklung Japans werden.

Hinsichtlich der religiösen Weiterentwicklung Japans stehen wir zur Zeit vor einem eigentümlichen Problem. Die Nationalreligion Japans, der Schintoismus, ist eigentlich keine Religion, sondern eine religiöse Form des Patriotismus. Sie lehrt wenig von Göttern und Geistern, die Gegenstände ihrer Verehrung sind der Kaiser und seine Ahnen; der Kaiser ist der lebendige Gott; man dient den Göttern, indem man ihn anbetet. Jeder Aufschwung des nationalen Bewußtseins kommt der Person des Kaisers, dem Mikado, in erster Linie zu gute. Nun

fragt es sich: Ist der Schintoismus noch die beherrschende Macht des japanischen Volkslebens? Dann ist zu erwarten, daß er gerade durch diesen Krieg einen neuen Aufschwung nehmen wird. Der neu entzündete Patriotismus wird sich in neuer Begeisterung für die altnationale Religion kristallisieren. Das Christentum als etwas Fremdländisches, dem altjapanischen Fühlen Entgegengesetztes wird darunter leiden, die Christengemeinden werden an ihrem innern Leben Schaden leiden. Wird so der siegreiche Krieg zum Schaden der evangelischen Mission ausschlagen?

Wir müssen einen zweiten Gesichtspunkt geltend machen. Die religiöse Verehrung des Schintoismus galt nicht der Einzelpersonlichkeit des Mikado, dieser war für das Volk unsichtbar, kein Japaner wußte, wie er lebte, dachte, fühlte. Es war nur die Idee, für die man sich begeisterte. Nun that der Kaiser von Japan während des Krieges einen Schritt, der für die religiöse Entwicklung des Landes von großer Bedeutung ist. Er gab das geheimnisvolle Dunkel, in welches ihn die jahrtausendelange Tradition seiner Ahnen hüllte, auf, er begab sich selbst in das Hauptquartier nach Hiroshima, um dem Kriegsschauplatz näher zu sein, und lebte dort vor den Augen aller Japaner in den bescheidensten Verhältnissen, in unablässiger Arbeit für das Wohl seines Volkes; er ließ sich Bericht erstatten, er beriet sich mit seinen Ministern und Generalen; er besuchte die Verwundeten in ihren Lazaretten und redete leutselig mit ihnen.

Dieser Schritt des Mikado hat für die Mission mehr zu bedeuten, als man auf den ersten Blick denken sollte. Sobald der Kaiser das Gewand des Geheimnisvollen abstreift, sobald er sich dem Volke darstellt als ein Mensch wie andere Menschen auch, ist der Nationalreligion des Schintoismus der Boden unter den Füßen weggezogen. Keine nachdenkende Nation wird einen sterblichen Menschen zum Mittelpunkt ihres religiösen Lebens machen. Das haben nicht einmal die römischen Kaiser Nero und Caligula zustande gebracht, die doch vor Hochmut fast den Verstand verloren hatten. Sollte deshalb auch, was nicht unwahrscheinlich ist, infolge des Krieges zunächst der Schintoismus, das nationale Heidentum, einen neuen Aufschwung nehmen, wir lassen uns dadurch nicht verzagt machen.

Noch ein Drittes! Die ganze moderne Kultur Japans ist nur ein Absenker der Kultur Europas. Japan verdankt seine Siege nur dem Umstand, daß es sich seit dreißig Jahren unserer Kultur erschlossen hat. In Europa sind die Waffen geschmiedet, mit denen es China niedergeschlagen hat. Sollte es da sich nicht von selbst verstehen, daß es mit allen Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik auch das europäische Christentum mit hinübernehme? Daß der glänzende Aufschwung der evangelischen Mission in Japan hierin seinen Grund hat, darüber haben sich wohl nüchterne Missionsfreunde nie getäuscht. Man fürchtete ja fast, daß Japan über Hals und Kopf in wenigen Jahren das Christentum zur Staatsreligion erklären würde. Aber gegen diese Kulturströmung war auch eine Gegenströmung von nicht zu unterschätzender Tragweite vorhanden, und die zweite, in Japan heimische, heidnische Religion, der Buddhismus, hatte sich mit dieser Gegenströmung gegen die westländische Kultur identifiziert. Es wird den Missionsfreunden bekannt sein, daß die Mission in Japan in den letzten Jahren ins Stocken geraten war. Auf dem Religionskongreß in Chikago führten gerade japanische Buddhisten das große Wort. Diese Gegenströmung ist ja zunächst durch den Krieg zurückgedrängt; aber sie ist damit keineswegs überwunden. Wenn die europäischen Mächte wirklich Japan in die Arme fallen und ihm die wichtigsten Erfolge seines Siegeslaufes mit rauher Hand entreißen, so ist leider zu fürchten, daß die Abneigung gegen das abendländische Wesen sehr schnell überhand nehmen wird. Man wird Eisenbahnen und Telegraphen, Medizin und Naturwissenschaften von uns annehmen, aber uns selbst wird man hassen. Diese Strömung wäre die gefährlichste für die Mission, sie würde uns die Herzen der Japaner verschließen!

Wir wenden unsere Blicke nach China. Es ist naturgemäß, daß dem Besiegten nicht so ohne weiteres Sympathie zu teil wird, zumal wenn, wie in diesem Fall, jeder Mann den Eindruck hat, daß China sich sein Unglück selbst zuschreiben muß, und daß seinem maßlosen Eigendünkel eine gründliche Lektion sehr heilsam ist. Und doch verlohnt es sich, einen Blick in die Strömungen Chinas zu werfen, stehen doch auch

für die evangelische Mission in China so große Interessen auf dem Spiele. Es verdient zunächst hervorgehoben zu werden, daß die Missionsarbeit in China während des Krieges fast ungestört fortgegangen ist. Die über 600 männliche und weibliche Missionsarbeiter beschäftigende China-Inland-Mission kann mit Dank gegen Gott bestätigen, daß ihre Arbeit nirgends unterbrochen oder gestört ist. In einigen Distrikten von Fukien und in Nordchina ist geradezu eine Erweckung, eine volkstümliche Bewegung zum Christentum im Gange.

Aber abgesehen von dieser augenblicklichen Sicherheit hat der Krieg auch für die Mission in China Perspektiven eröffnet, Blicke in Bewegungen gestattet, vor deren Entwicklung unser Herz zwischen Furcht und Hoffnung schwankt. Es ist ja durch alle Blätter gegangen und darf deshalb als bekannt vorausgesetzt werden, in welcher eigentümlichen Weise die heilige Schrift in den Kaiserpalast Eingang gefunden hat. Die kaiserliche Familie interessiert sich offenbar für das Wort Gottes und liest darin.

Damit die Missionsfreunde an solche erfreuliche Einzelzüge nicht zu große Hoffnungen knüpfen, hat leider der Krieg zweitens bewiesen, daß der Kaiserthron der Mandschu-Dynastie nicht fest steht. Die kaiserliche Familie und die Mehrzahl der hohen Beamten gehören nicht dem Volke der Chinesen, sondern den Mandschu an, einem Volke, das von den Chinesen wenigstens so verschieden ist wie die Russen von uns Deutschen. Ihre Herrschaft wird als Fremdherrschaft gefühlt, die Chinesen würden gar gern das Joch der verhassten Fremdlinge abschütteln. Durch das ganze Land hin und besonders unter den hunderttausend ausgewanderten Chinesen sind zahlreiche revolutionäre Gesellschaften verbreitet, die nichts Geringeres bezwecken als den Sturz der Mandschu-Dynastie. In den Provinzen Hunan, Kwangsi und Kiangsi soll es während des Krieges ganz bedenklich gegärt haben. Durch den schnellen Friedensschluß mit Japan ist wieder einmal die drohende Gefahr eines furchtbaren und aussichtslosen Bürgerkrieges von China abgewendet worden; aber der evangelischen Mission ist ernst und nachdrücklich zum Bewußtsein gekommen, daß sie auf einem Vulkan arbeitet.

Daran ist leider kein Zweifel, daß die eigentlichen Chinesen, besonders die ton-

angebenden, gebildeten Kreise dem Christentum feindlich gegenüber stehen. Alle Bildung in China beruht auf den Werken des Konfucius und ihren Kommentaren. Der Besitz dieser Bildung öffnet einzig und allein die Thür zu allen Ämtern und Ehrenstellen. Es ist deshalb wohl begreiflich, daß die chinesische Nationalreligion, die Lehre des Konfucius, und die chinesische Bildung ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen haben; sie haben ein und dasselbe Interesse, sie sind durch das Christentum beide gleich sehr bedroht. Deswegen ist trotz aller Schwäche das Mandschu-Regiment ein Vorteil für die Mission, — oder vielmehr die Herrschaft der chinesischen Gelehrten würde für die Mission noch hinderlicher sein als die Ordnungslosigkeit der Mandschu.

Wenn die Chinesen irgend etwas aus dem Kriege lernen, so werden sie sich durch ihre schmachvollen Niederlagen überzeugt haben, daß heute nur ein Volk bestehen kann, welches sich alle Errungenschaften moderner Wissenschaft und Technik aneignet. China ist verloren, es ist trotz seiner unerschöpflichen Hilfsquellen, trotz seiner zahllosen Heere zur Machtlosigkeit und Hilflosigkeit verdammt, wenn es nicht so schnell als möglich den von Japan gewonnenen Vorsprung einzuholen sucht und der westländischen Bildung Thor und Thür öffnet. In dem ungeheuren Reiche mit

seiner schwerfälligen, gleichsam in seiner uralten Kultur verrosteten Bevölkerung wird diese Umwälzung nicht so gar schnell vor sich gehen. Die Mächte des Aberglaubens, die Berge der Unwissenheit sind noch so groß. Aber Chinas Hoffnung liegt nur auf diesem Wege; und das ist ein Segen für die Mission.

Und noch eins. Jeder große Krieg in China hat eine große Thüröffnung für das Evangelium zur Folge gehabt. Der berühmte, schmachvolle Opiumkrieg überlieferte 1842 den Engländern Hongkong und öffnete sechs der wichtigsten chinesischen Häfen nicht nur dem europäischen Handel, sondern auch der evangelischen Mission. Das Jahr 1842 ist eigentlich das Geburtsjahr dieser Mission. Jeder der folgenden Friedensschlüsse, der Vertrag von Tientsin und die Konvention von Tschifu, haben neue Häfen geöffnet, der Mission neue Gebiete aufgethan. Auch dieser Friede von Schimonosaki wird der Mission neue Thüren in das Innere Chinas erschließen und damit der Mission neue Wege weisen. Die chinesische Mission gilt ja im allgemeinen als eine weniger furchtbare Missionsarbeit. Aber wenn es im Jahre 1842 nur sechs abendmahlsberechtigte chinesisch-evangelische Christen gab, im Jahre 1892 dagegen — nach nur 50 Jahren — mehr als 50 000, so ist das doch ein Wachstum, das allen billigen Ansprüchen vollauf genügen kann.

Vermischtes.

Hungersnot in Deutsch-Ostafrika. Durch die Zeitungen ist bekannt, daß große Dürre und unabsehbare Heuschreckenschwärme die vorjährige Ernte in Deutsch-Ostafrika vernichtet haben. Welchen Umfang die Hungersnot im Inneren des Landes gewonnen hat, erfahren wir aus den tief ergreifenden Schilderungen des Missionsarztes Dr. Baxter in Usagara. Er schreibt:

Mpuapua, den 15. Nov. 1894.

Vorigen Dienstag haben wir überaus traurige Nachrichten durch Shimba erhalten, der mit seiner Karawane Missionsgüter und Kaurimuscheln nach dem Viktoriasee befördern sollte. Wohl 20—30 seiner Leute waren auf dem Wege von der Küste hierher Hungers gestorben. Kurz ehe sie Mpuapua erreichten, fanden die ausgehungerten Leute einige Leichen von Trägern, die vor ihnen dieses Weges gezogen und unter-

wegs gestorben waren. Sie scheuten sich nicht, über die Leichen herzufallen; ihnen die pergamentähnliche Haut abzuziehen und, nachdem sie in glühender Asche gebraten war, zu essen. Am anderen Tage starben sechs dieser Leute, einige in Mpuapua selbst, die anderen auf dem Wege nach Risikwe. Ich gab Shimba Anweisung, die schwächeren Leute und 50 Muschellasten auf der Station zurückzulassen, so daß die erschöpften Leute abwechselnd die Missionsgüter tragen könnten. Als die Karawane fort war, hatte ich 25 Männer mehr zu versorgen; sie waren abgemagert bis auf die Knochen. Sie erhielten täglich zweimal Reis und Weizenmehl; aber obgleich sie nun gutes und ausreichendes Essen hatten, sind doch noch viele von ihnen gestorben. Bei einigen war die Entkräftung schon zu weit vorgeschritten,

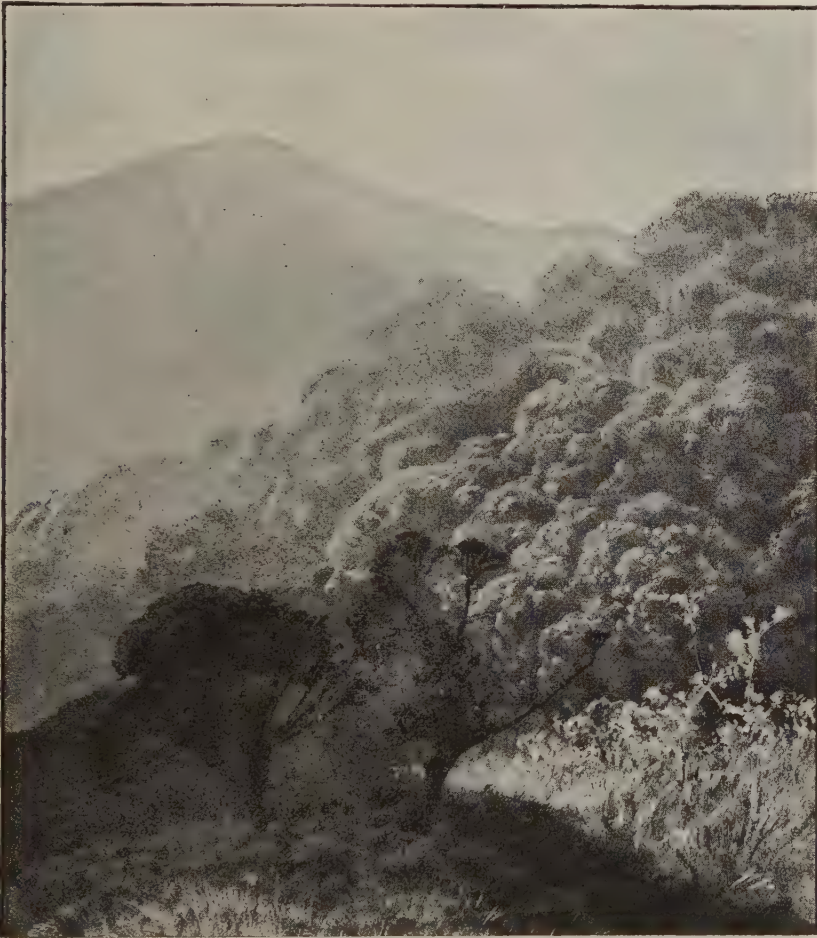
bei anderen stellte sich Ruhr ein, die sie sich durch schlechte oder verdorbene Nahrung zugezogen hatten.

Viele suchten ihren Hunger zu stillen, indem sie die sonst für ungenießbar geltenden Samenkerne des Baobabbaumes, des Affenbrotbaumes essen. Kaum die Affen mögen diese Früchte, bei den Menschen führt der Genuß dieser Kerne oft nach wenigen Tagen zum Tode.

abfressen! Wenn wir nur eine Eisenbahn nach der Küste hätten, damit wir von dort Nahrungsmittel beziehen könnten, wir sind jetzt hier in einer schlimmen Lage.

Mamboia, den 1. Januar 1895.

Die Hungersnot ist schrecklich. Dicht bei unserer Station sterben die Leute massenhaft. In einem kleinen Dorfe in unserer Nähe starben sieben an einem Tage, und wir konnten ihnen nicht helfen. Unsere



Im Bergland von Mlagara.

Mpuapua, den 14. Dez. 1894.

Eine wahre Wolke von Heuschrecken zog heute auf den Hügel, auf dem Mpuapua liegt, zu und ließ sich in unseren Gärten nieder. Ich habe indisches Korn gepflanzt, das sehr schnell wächst; Regen haben wir genug, so daß wir auf eine gute Ernte hoffen dürfen. Gebe Gott, daß die Heuschrecken nicht wieder alles

Nahrungsmittel sind so zusammengeschmolzen, daß wir uns begnügen müssen, einige wenige regelmäßig mit Essen zu versorgen; der Reis, der für meinen eigenen Haushalt bestimmt ist, geht auf die Reige. Die meisten Dörfer ringsum sind verlassen.

Auch die Christen sind fortgezogen; die Schulen sind geschlossen, denn es kommen keine Kinder mehr, und unsere Kirche ist

halb leer. Meiner Frau habe ich geschrieben, daß sie nicht daran denken darf, in diesem Jahre zu mir zurückzukommen. Nicht allein, weil unsere Nahrungsmittel zu knapp sind, sondern auch der Träger wegen, die unterwegs dem Hunger erliegen würden.

Zimmer noch schwärmen die Heuschrecken in der Luft; obgleich es viel geregnet hat, sind die Ernteaussichten sehr trübe. — Ein anderer Missionar in Risotwe er-

zählt, daß das Missionshaus von früh bis spät von hungrigen Gestalten umlagert ist, die zum Gerippe abgemagert sind. Alle Missionare fügen ihren Berichten die dringende Bitte um Hilfe hinzu. Der englische Missionsbischof Tucker hat bereits 10,000 Mk. zur Unterstützung der Hungerdistrikte gesammelt; hoffentlich überlassen wir es nicht den Engländern allein, in unsern Kolonien die Hungernden zu speisen.

Bücherbesprechungen.

Afrika, von Professor Dr. Wilhelm Sievers.

Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln. Leipzig, Bibl. Inst. Geb. 12 M.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Afrika zur Zeit bei allen europäischen Kulturvölkern im Vordergrund des Interesses steht. Die seit der Mitte dieses Jahrhunderts eingetretene neue Periode der Entdeckungsgeschichte hat vor allem im dunkeln Innern des bis dahin vernachlässigten afrikanischen Festlandes ein reiches Material der Forschung erschlossen. Seit der Mitte der fünfziger Jahre wird Afrika mit Sturm genommen; ein verwickeltes hydrographisches Problem nach dem andern wird gelöst, eine falsche Anschauung nach der andern berichtigt. Seit 10 Jahren ist auch Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte getreten, und hat Afrika dadurch für uns ein erhöhtes Interesse gewonnen.

Die namentlich in den beiden letzten Jahren zu ungeahnter Höhe angeschwollene Flut der afrikanischen Reiseliteratur erschwert selbst dem Sachmann, geschweige denn dem Laien und dem großen Publikum den Überblick über die gewonnenen Ergebnisse. Hierzu eignet sich das Sievers'sche Werk in vortrefflicher Weise; es orientiert in umfassender Weise über alle afrikanischen Probleme und erhöht den Reiz seiner Darstellung durch die wundervolle Illustrierung, von der wir 2 Proben unsern Lesern mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung vorlegen.

Rögel, D.: Deine Rechte sind mein Lied. Gedichten und Aussprüche zu den Psalmen. Bremen 1895, Müller. 4,80 M., geb. 6 M.

Vorliegendes Buch ist wieder eine überaus köstliche Gabe aus der Hand des hochverdienten, schwergeprüften Gottesmannes. Ein Wort Tho-

lucks hat D. Rögel veranlaßt, aus der Kirchen- und Missionsgeschichte Belege für die erbauende Kraft des Psalters zusammenzustellen. Mit seinem unermüdlchen Fleiße und seiner ausgebreiteten Belesenheit hat er das vorliegende Buch gesammelt, ein Buch voll Erbauung und Trost, eine wahre Schatzkammer erbaulicher Bibelfunde. „Der Psalter“, sagt D. Rögel in der Vorrede, „ist ein Baum, der, wenn der Hauch der Kirchengeschichte hindurchgeht, in allen Zweigen zu tönen beginnt.“ Auch aus der Missionsgeschichte klingen in diesem Buche viele liebevolle und ergreifende Töne in des Psalters Harmonie.

Der Missionsunterricht nach Theorie und Praxis,

Von Dr. Karl Heilmann, Kgl. Seminardirektor zu Ugingen mit Vorwort von D. Warneck. 30 S. Breslau, Hirt. 0,50 M.

Der als Missionsmann durch die beiden von ihm herausgegebenen Missionskarten für den Schulgebrauch bekannte Verfasser bietet uns eine sehr dankenswerte Erörterung des pädagogischen Rechts der Mission auf eine Stelle in der Schule; woraus die Pflicht folgt, nun auch wirklich in der Schule Mission zu treiben, — natürlich in den Grenzen, die das Ziel der Schule steckt. Wir empfehlen das Schriftchen namentlich allen Lehrern.

Stobwasser, Kgl. KreisSchulinsp.

Quittung.

Bei der Geschäftsstelle der „Evang. Missionen“ sind ferner folgende Liebesgaben eingegangen für **Gohnersche Mission**: Von einer Missionsfreundin aus Annaberg 50 M.; Cl. A. u. B. Schneegans in Straßb. i. G. 10 M. (jetzt im ganzen 233,50 M.). Herzl. Dank; weitere Gaben werden gern befördert. Gütersloh, 15. Mai 1895. **C. Bertelsmann.**

Inhalt: Richter: Die Rheinische Mission in Kaiser-Wilhelmsland. — Berlin: Eine Geduldsarbeit am Roten Meere. — Richter: Nach dem Kriege. — Vermischtes. — Bücherbesprechungen. — Quittung.

Für Hausfrauen!

Annahme aller Wollfäden aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- und Mantelstoffen, Damentüchern, Putzflins, Strichwolle, Portieren, Schlaf- und Teppichdecken, i. den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch

R. Eichmann, Ballenstedt a. Harz.

Leistungsfähigste Firma. Muster umgehend franko.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Von Max nach
Kaiser-Wilhelms-Land.

Von

Miss. J. W. Thomas.

Mit 10 Bild. 1,20 M., geb. 1,80.

Siegespalmen

aus Ostindien.

Von

Miss. J. S. C. Onasch.

1,20 M., geb. 1,80 M.

Herausgegeben von Pastor **Justus Richter** in Rheinsberg (Mark).

Druck und Verlag von **C. Bertelsmann** in Gütersloh.



Erscheint monatlich. Preis jährlich 3 M. (4 Fr.), frei ins Haus 3,20 M.

Nr. 2208 des Post-Zeitungs-Katalogs für 1895.

I. Jahrgang.

1895.

361.

Bum fünfzigjährigen Jubiläum der Kols-Mission.

Von T. Nottrott, Pastor in Spickendorf.

Am 2. November 1845 trafen die ersten von Berlin aus gesandten Missionare in Rantschi, der Hauptstadt der etwa 30 geographische Meilen westlich von Calcutta gelegenen, von den Kols bewohnten, indischen Provinz Tschutia Nagpur, ein, und am 1. Dezember legten sie daselbst den Grundstein zur ersten Missionsstation. Die Kols-Mission begeht also in diesem Jahre ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Manches Jubelfest bliebe wohl in unsrer jubiläumsfürchtigen Zeit besser ungefeiert, zum festlichen Begehen dieser Gedenktage besteht jedoch nicht bloß ein gutes Recht, sondern auch eine heilige Pflicht. Der Herr hat in dem halben Jahrhundert, das hinter uns liegt, an dem Volke der Kols Großes gethan; dafür müssen wir ihm die Ehre geben. Aus kleinen Anfängen heraus, mit schwachen Kräften und geringen Mitteln ist

es durch seine Gnade gelungen, aus den Kols eine Gemeinde von etwa 40000 Seelen unter das Kreuz Jesu zu sammeln, ein Erfolg, wie ihn keine zweite deutsche evangelische Mission in Indien aufzuweisen hat. Vor diesem reichen Segen müssen alle diejenigen verstummen, welche einst eine erfolgreiche Wirksamkeit unter den Kols für aussichtslos hielten, alle die auch, welche jetzt noch an der Personen und Völker erneuernden Kraft des Evangeliums von Christo zweifeln. Wer ein Herz für das Reich Gottes hat, und sonderlich wer gewürdigt war, an seiner Ausbreitung unter den Kols mitarbeiten zu dürfen, dem wird es ein lebhaftes Bedürfnis sein, die Wege, welche der Herr die Kols-Mission geführt hat, anbetend zu überschauen und über dem, was bis jetzt erreicht ist, ein Ebenezer — bis hierher hat der Herr geholfen! — aufzurichten.

Wir werden später der Männer gedenken, deren sich der Herr der Kirche als seiner Werkzeuge bei dieser Arbeit bedient hat. Bereits hier aber gebührt es uns, dem teuren Gottesmanne ins Auge zu schauen, der die Kols-Mission gegründet hat und mit Recht der Vater derselben genannt werden kann. Es ist Joh. Evangelista Gofner, geboren am 14. Dezember 1773, schon als römischer Priester ein Zeuge des Evangeliums und nach seinem Übertritte zur evangelischen Kirche seit 1829 Pastor

Stunde in seinem Werke fort, so daß es im Vollsinne des Wortes Gofners Mission genannt werden kann.

Wie ist es gekommen, daß das Werk der Kols-Mission so reiche Frucht gebracht hat? Diese Frage weist uns zunächst auf die heidnischen Zustände des Volkes, welche das Evangelium vorfand und noch vorfindet. Wir werden also zuerst von der vorbereitenden Gnade Gottes unter den Kols zu reden haben.

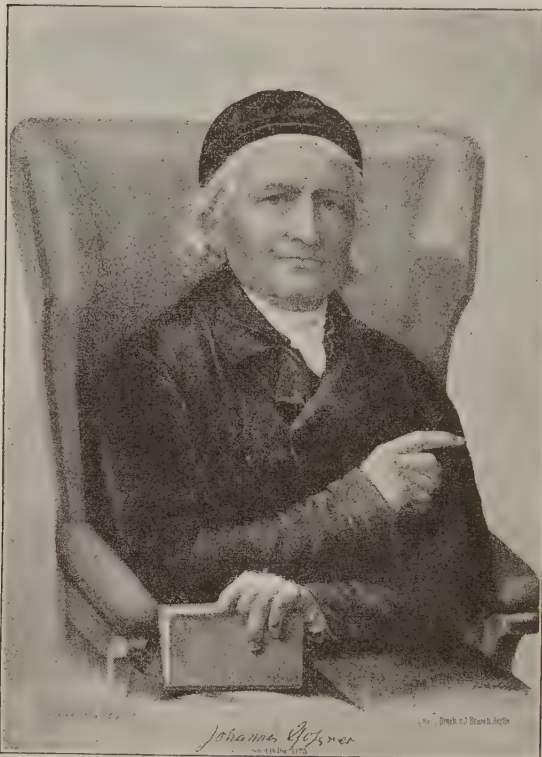
I. Die vorbereitende Gnade.

Mit dem Namen Kols¹⁾ bezeichnet man die beiden in Typus und Sprache verschiedenen Volksstämme der Uraus und der eigentlichen Kols. Erstere, etwa 500 000 an Zahl, sind dravidischer Abstammung und wohnen im Norden und Westen des Landes. Letztere teilen sich wieder in Munda-Kols, welche 312 000 Seelen stark in der Mitte des Landes, und in Larla Kols oder Ho's, welche in einer Stärke von etwa 150 000 südlich im Singbhun-Distrikte sitzen.

Im allgemeinen ist die Kulturstufe, auf welcher sich die Kols befinden, eine für Aufnahme des Evangeliums sehr günstige. Sie sind Ackerbauer und Viehzüchter, und wenn auch ohne jede geistige Bildung, sind sie doch weit entfernt von dem geistigen Stumpfsein der „Wilden“.

Als die vereinigten Stämme der Kols etwa im Jahre 400 nach Christi Geburt in das Land Tschutia Nagpur einwanderten, hielten sie auf einem Felsen, der als kad-schi sereng oder Fels des Wortes bei ihnen noch jetzt hochberühmt ist, eine Versammlung, in welcher sie das Land unter sich teilten. Unter ihnen bestand damals die sogenannte Parhá-Verfassung, d. h. je zwanzig Dörfer etwa bildeten eine Parhá, der ein Mandshi oder Manki vorstand, und die ihre Streitigkeiten durch das Fünf-

¹⁾ Ausführliches über die Kols ist zu finden in des Verfassers Buche „Die Gofnersche Mission unter den Kols“. Jubiläumsausgabe, Halle a. S. in Richard Mühlmanns Verlag. 6 M. Besondere Empfehlung verdient das zum Jubiläum herausgegebene schöne Missionsalbum, Friedenau in der Missionsbuchhandlung. 4 M.



Johannes Gofner.

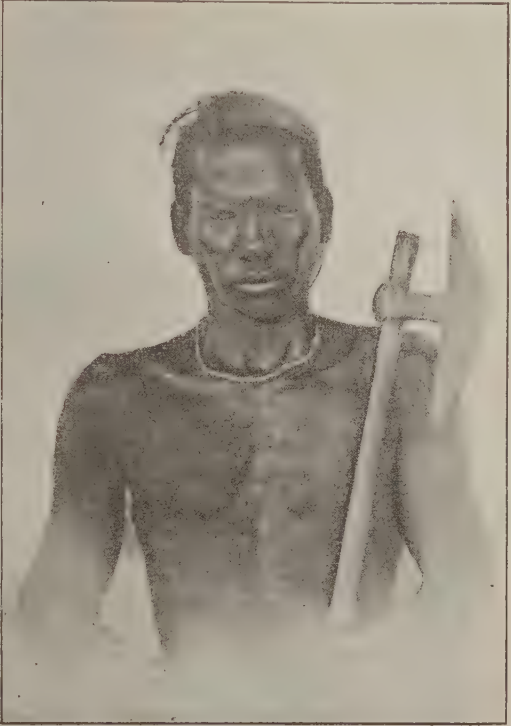
an der Bethlehemskirche in Berlin. Ströme des Lebens sind von ihm ausgegangen auf weite Kreise der Christenheit, und fast ein und ein halbes hundert Missionare hat er ausgesendet, unter ihnen diejenigen unter den Kols. Hat nun auch die Kols-Mission von den mehr auf Handwerker- und Laienthätigkeit gerichteten Missionsgedanken Gofners mit der Zeit abgehen müssen, so lebt doch seine vorzugsweise das Innerliche und Wesentliche des Christentums betonende Geistesart noch bis zu dieser

männergericht (Pantsch) schlichtete. Bereits hatte sich aber einer dieser Mandschis zum König aufgeschwungen, die übrigen von sich abhängig gemacht und die Religion der Hindus angenommen; er ist der Stammvater der noch jetzt in Tschutia Nagpur vorhandenen Königsfamilie der Nagbansi, d. h. der Schlangensöhne. Die Landfrage wurde damals so geordnet, daß die Mandschi einen Teil des Landes als freien, nur zu Ehren- und Kriegsdiensten an den König verpflichtenden Grundbesitz erhielten, die

Frondienste auf, erklärten zinsfreies Land für zinspflichtiges, trieben die schuldigen Abgaben unbarmherzig ein und forderten auch bereits gezahlten Zins wiederholt nochmals. Eine Instanz aber, wo der arme Kol sein Recht suchen konnte, war außer dem bedrückenden Radscha nicht vorhanden, die Macht der Mandschis war gebrochen, die alte Parhä-Verfassung bis auf wenige Reste verschwunden. Nur mit der Waffe in der Hand konnten sich die Bedrückten ab und zu etwas Luft schaffen.



Frau.



Mann.

Heidnische Larka-Kols.
(Nach Photographien).

große Masse des Volkes aber von ihrem Teile den Unterhalt des Königs durch Naturalleistungen und Dienste zu beschaffen hatte. Die hinduisierten Könige achteten die alte Verfassung des Volkes je länger je weniger. Sie eigneten sich mit der Zeit nicht nur in jedem Dorfe Land an, sondern zogen auch zahlreiche Hindus und Mohammedaner herbei, die ihre Lehns-träger (Zamindare) oder Steuerpächter (Thikadare) wurden. Damit begann das Unglück des Volkes. Die gewissenlosen Herren legten willkürlich Abgaben und

Die Lage des armen Volkes wurde nicht günstiger, als Tschutia Nagpur 1765 unter die Hoheit und 1816 in die Verwaltung der Engländer kam. Allerdings wurden die Kols nun an den Gerichtshof der Regierung gewiesen. Aber derselbe war sehr entfernt; und hatten die Klagenden das nötige Geld zum Prozeß zusammengebracht und den weiten Weg zurückgelegt, so war oft schon über ihre Sache entschieden, oder ein Heer von bezahlten Zeugen stand bereit zu beweisen, daß sie nicht nur kein Recht hätten, sondern obenein Rebellen

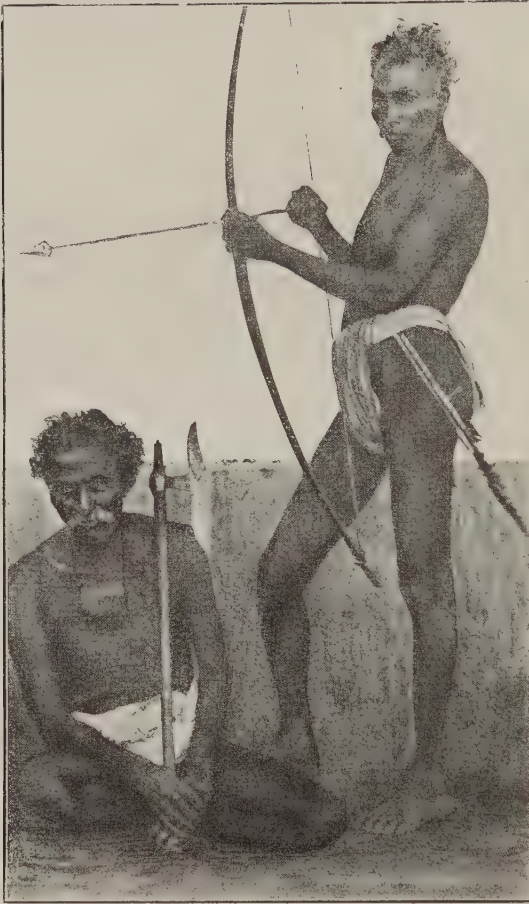
feien. Das Resultat war dann nicht selten jahre-, ja lebenslange Gefangenschaft. Kein Wunder daher, daß es wiederholt bei den Kols zum Aufstande kam.

Neuerdings hält die Regierung allerdings ein wachsames Auge über die Grundherren der Kols, hat auch den Besitzstand und die Pflichten des Volkes genau registrieren lassen. Ganz abgestellt jedoch ist die Knechtung noch lange nicht. Dieselbe

Kol auf ihre Richtigkeit nicht geprüft werden. Immer größer wird daher die Zahl derer, die ihren väterlichen Grund und Boden verlassen, ihren Unterhalt als Arbeiter in den Städten oder Thee-Plantagen suchen und familienweise, ja dörferweise auswandern.

Diese traurigen socialen Verhältnisse sind es in erster Linie, welche so viele Kols dem Evangelio zugeführt haben und immer noch zuführen. Verzweifelnd an ihrer eigenen Kraft und ohne Hoffnung, daß ihnen durch Gesetz und Recht geholfen werde, suchen sie ihre Rettung im Christentum. Das Bewußtsein, daß etwas Neues kommen müsse, wenn sie nicht völlig zu Grunde gehen sollen, und daß die Missionare ihnen dieses Neue brächten, erfüllte bald klarer, bald weniger klar ihre Seelen.

Eine zweite erziehlche Vorbereitung des Volkes auf das Christentum haben wir in seinen religiösen Vorstellungen zu sehen. Der Glaube an einen einigen, unsichtbaren Gott Himmels und der Erde ist den Kols noch nicht abhanden gekommen. Die Mundas und Larkas nennen diesen Gott Singbonga, die Uraus Dharme. Singbonga (d. h. Sonnengott) hat seine Wohnung in der Sonne, der Mond ist seine Gattin, die Sterne sind seine Kinder. Er ist der Schöpfer der Welt. Als er die Erde bildete, machte er zuerst die Felsen und das Wasser, dann Gras und Bäume, ferner die Tiere und zuletzt den Menschen. Das erste Menschenpaar bildete er aus Erde und hauchte den Figuren Leben ein. Zur Wohnstätte wies er ihnen einen Wald an, den sie roden sollten. Als die Menschen durch die Verza-



Pahán (Priester).

Heidnische Munda-Kol.
(Nach Photographieen).

Krieger.

läßt sich sogar jetzt unter dem Schutze der Gesetze noch viel sicherer betreiben als früher, wo der Kol noch zur Tigerart und Brandfackel greifen konnte. So hat jetzt ein Prozeß gegen die Bedrücker nur dann Aussicht gewonnen zu werden, wenn durch Quittung nachgewiesen wird, daß der wiederholt geforderte Zins wirklich gezahlt war. Diese Quittung wird aber selten ausgestellt und kann auch von dem unwissenden

berung eines bösen Geistes böse wurden, sich nicht waschen und arbeiten, sondern immer nur tanzen und sich betrinken wollten, sandte er eine große Flut, so daß alle starben. Nur zwei blieben am Leben, die Stammeltern einer neuen Menschheit. Singbonga ist der Richter über das Böse, er sendet Leben und Tod und leitet die Geschichte der Menschen. Man sagt: Der für die Ameisen und Vögel sorgt, wird auch

die Menschen nicht hungern lassen; der als Vater und Mutter den Menschen das Leben gegeben, wird ihnen auch darreichen, was sie zum Leben bedürfen. Herrscht auf Erden Ungerechtigkeit, so erklärt man das damit, daß Singbonga zu fern sei. Auch die Arbeit hat er geordnet, sowie das Verhältnis zwischen Mann und Frau. Nachdem Singbonga die Menschen durch dieses Land der Schmerzen geführt, wird er in einem anderen Lande den Guten Freude, den Bösen Trübsal geben. Als dem Schöpfer und Erhalter feiern die Kols dem Singbonga das Erntefest und opfern ihm an demselben ein weißes Huhn. Auch der Brauch hat sich hier und da erhalten, bei der Ausfaat zur Sonne aufzuschauen und den ersten Samen zu ihr emporzuheben.

Es ist unschwer einzusehen, daß dieser Singbonga-Glaube für die Kols eine Brücke zum Christentum hin werden konnte. Die christliche Gotteslehre war geeignet, sie als etwas ihren Anschauungen Verwandtes anzuhelmeln und ihnen als die Erfüllung ihrer eignen noch unvollkommenen Gotteserkenntnis zu erscheinen. In der That hat auch die evangelische Verkündigung hier eingesetzt. Der Name Singbonga für Gott ist von den Missionaren beibehalten worden; und nicht nur sie erinnern die zu gewinnenden Heiden mit Erfolg daran, daß das Evangelium eine Offenbarung Singbongas sei, sondern die christlichen Kols selbst strafen jedes Widerstreben gegen das Christentum mit dem Hinweis auf ihn.

Es ist jedoch festzuhalten, daß der Singbonga-Glaube durch die Vorstellung von bösen Geistern und die Furcht vor diesen sehr in den Hintergrund gedrängt worden ist. Der Gottesdienst der Kols ist offenbar ein Naturdienst; denn seine Feste beziehen sich wesentlich auf Saat und Ernte, Geborenwerden und Sterben, nur daß die in den Naturkräften wirkenden Geister als persönliche Wesen gedacht werden. Wie nun der Mensch überhaupt das Übel mehr empfindet als die Wohthaten, so gewannen für die Kols auch die schädlichen Naturkräfte oder vielmehr die nach ihrer Meinung hinter denselben stehenden bösen Geister eine größere Bedeutung,

als der einheitlich gedachte gute Geist. Von den Mundas und den verwandten Stämmen werden diese bösen Geister Bongas genannt, bei den Uraus heißen sie Bhuts. Man glaubt, daß sie unsichtbar in Bäumen, Felsen, Bergen, Feldern, Flüssen und Häusern wohnen, zuweilen aber auch sichtbar erscheinen. Eigentliche Götzenbilder kennt der Kol nicht. Doch versinnbildlicht er sich die Bongas durch kleinere oder größere Pflöcke, die unten zugespitzt, oben geringelt sind, oder durch mit Tigerhaaren, Schlangenzähnen u. dgl. gefüllte Beuteln. In seinem



Heidnischer Uraus-Kol. (Nach Photographie.)

Hause pflegt der Kol diese Zeichen unter dem Feuerherd oder im Stroh des Daches versteckt zu halten.

Auf die Wirksamkeit der Bongas führt der Kol alle Übel zurück, die ihn treffen. Die Dämonen zu beruhigen, zu friedem zu stellen und an ihren Ort zu bannen ist der Zweck der Opfer, welche er bringt. Ist derjenige Bonga, welcher ein Unheil angerichtet hat, durch den Zauberer ermittelt, so vollzieht der Priester (pahán) in dem kleinen, bei jedem Dorfe gelegenen Haine (sárna) das Opfer, das aus einem schwarzen Hühne, einer schwarzen Ziege, in

schweren Fällen einem Büffel besteht. Den Altar bildet eine kleine aus Erde und Steinen hergestellte Erhöhung. Nachdem sich der Zug der Opfernden, der pahán mit scharfer Tigerart und dem Opfertiere an der Spitze, unter Musik in die sárna begeben hat, wird zunächst der Altar mit Kuhdünger geweiht und mit einigen Körnern Reis bestreut. Frißt das Opfertier den Reis, so gilt das Opfer als angenehm. Darauf macht der Priester demselben mit Zinnober einen Strich an die Stirn, nimmt es auf die Arme und bewegt es über dem Altar hin und her, indem er den Bonga anruft, daß er sich mit dem Opfer begnüge und von seinen Anälereien abstehe. Nachdem nun das Tier wieder niedergelegt ist, haut ihm der pahán mit einem Schläge den Kopf ab, hebt diesen eiligst auf und läßt das Blut aus demselben auf den Altar fließen. Dann ist das Opfer vollendet. Unter großem Lärm bewegt sich der Zug wieder in das Dorf, wo mit den verteilten Opfergaben unter reichlichem Genuß von Reisbrandwein die Opfermahlzeit gefeiert wird.

Diesem Bonga-Glauben ist nun ein noch größerer, wenn auch natürlich andersgearteter Einfluß auf die Annahme des Christentums zuzuschreiben, als dem Glauben an Singbonga. Die Kols haben nämlich vor den Bongas eine entsetzliche Angst. Überall wähen sie sich von denselben verfolgt. Selten wird ein heidnischer Kol es wagen, den Bonga (d. h. den genannten Pflock oder das Beutelchen) eigenhändig aus seiner Hütte zu nehmen, und hätte er ihn doch einmal in seinem Unmut fortgeworfen, so wird er ihn sicher beim ersten Unglück sofort wieder ersetzen. Selbst dann noch, wenn ein Kol Christ werden will, muß gewöhnlich der Missionar oder ein Katechist den Bonga beseitigen. Diese Furcht vor den bösen Geistern hält nun freilich auch manche von der Annahme des Christentums zurück. Die Geister könnten ja empfindliche Rache nehmen. In sehr vielen Fällen ist aber gerade die Hoffnung, von der Befreiung der Bongas befreit zu werden, der Beweggrund zum Christwerden. Sehen sie doch an den Missionaren und den Engländern, daß diese sich vor denselben durchaus nicht fürchten. Dazu kommt bei ihnen die Erfahrung, daß ihre Opfer völlig unzulänglich sind, den Zorn der Bongas zu

beschwichtigen. Daß der Herr Jesus mächtiger ist als alle Bongas, ist daher ein bei den Kols oft gehörter Glaubenssatz, und kein Herrenwort hören sie lieber als: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! —

Wie wenig sich die Kols durch ihre väterliche Religion befriedigt fühlten, und wie sehr sie sich nach etwas Besserem sehnnten, zeigt sich auch darin, daß bei ihnen vielfach Übertritte zu andern heidnischen Religionsgebräuchen oder auch heidnische Sekten-Bildungen stattgefunden haben. Es giebt nicht wenig hinduisierte Kols. Am bedeutungsvollsten für eine Überleitung zum Christentum wurde für sie die alle Opfer verwerfende, strenges Fasten und regelmäßige Gebete vorschreibende Hindu-Sekte der Kabirpanths, die sich im Süden und Osten von Tschutia Nagpur sehr verbreitete; allerdings nicht in ihrer verhältnismäßig reineren Urform, sondern in der verzerrten Umbildung, die ihre Lehren und Gebräuche durch den Guru Itjcha erfahren hatten. Itjchas Grundsatz war, daß den Wachenden alles, den Schlafenden nichts gehöre. Er übertraf bald seinen Meister Kabir in jeglicher Schlechtigkeit, verließ Weib und Kind und trieb sich bettelnd und stehlend herum. Später sammelte er Anhänger um sich. Wegen Diebstahls ins Gefängnis gekommen, gewann er einen anderen Dieb für seine Lehre und erhielt durch dessen Eifer auch unter den Kols in der Gegend von Kantschi zahlreiche Verehrer. Er habe den Kabir übertroffen, pflegte er zu sagen, in seiner Hand wären alle drei Welten, Sonne und Mond tanzten auf der Spitze seines kleinen Fingers, und in seiner Macht stehe es, die Sonne scheinen oder sich verborgen zu lassen. Durch siebentägiges Fasten sollten seine Jünger gleich ihm Macht gewinnen über die ganze Welt und alle Menschen. Aber nur er selbst brachte es zu so langem Fasten. Darum huldigten ihm alle als ihrem Meister. Man wusch ihm, wohin er kam, die Füße und trank dieses schmutzige Wasser. Alle Vorräte des Hauses, selbst die Weiber und Töchter standen ihm zu völlig freier Verfügung. Mit seinen Schülern feierte er die greulichsten Orgien. Während sein Lehrer Kabir das Fleisessen verboten hatte, gestattete Itjcha dasselbe, ja er lehrte, man könne von der Seelenwanderung befreit werden, wenn

man von jeder Art Geschöpf, den Menschen eingeschlossen, ein Exemplar töte und esse. Wer es dahin bringe, werde frei von jeder Todesfurcht. Man bekomme Gewalt über Leben und Tod anderer durch den Genuß von einem Stück Fleisch und Leber eines eben Gestorbenen, besonders toter Kinder. Eine Jungfrau, mit der er zusammen lebte, stellte er als Königin des Himmels hin, die alle seine Jünger zur ewigen Herrlichkeit versammeln werde.

Trotz aller Greuel, mit denen das Leben des Itscha und seiner Anhänger befleckt war, sollten gerade aus diesem Kreise die ersten Kols-Christen gewonnen werden. Der lebhafteste Widerspruch, den sie gegen die Predigt der Missionare erhoben, wandelte sich bald in die Hoffnung um, sie könnten den ersehnten Sieg über Welt und Tod durch die Lehre des Christentums finden.

Neben der socialen Lage und dem heidnischen Gottesglauben haben wir als einen dritten Hauptfaktor der Empfänglichkeit der Kols für das Christentum auch noch die Nachwirkungen einer früheren Bekanntschaft mit dem Evangelium anzuführen. Vielleicht gehören hierher schon die oben angeführten Erzählungen des Volkes über die Schöpfung, den Sündenfall und die Sintflut. Die Kols selbst meinen das; wir sind jedoch geneigt, dieselben gleich ähnlichen Sagen anderer Völker für eine allgemeine Urtradition der Menschheit zu halten. Dagegen zeigt eine andere Sage der Kols zu deutliche Anklänge an das Christentum, als daß wir sie nicht auf eine sehr frühzeitige, später durch Heidentum wieder überwucherte Wirksamkeit christlicher Glaubensboten zurückführen müßten. Wann diese Wirksamkeit stattgefunden hat, ist allerdings nicht nachweisbar.

Die in Rede stehende Sage ist kurz folgende. In Nagpur und Singbhum wohnte einst das Herdengeschlecht der Assurs, die Eisen schmolzen und schmiedeten, ja sogar aßen und tranken. In ihrem Übermut erklärten sie sich für Bongas und empörten sich gegen Singbonga. Mit ihrem Eisen schmelzen richteten sie ein solches Feuer an, daß auf Erden alles Gras verbrannte, Menschen und Tiere verdursteten, die Erde zitterte, der Himmel wankte und sogar Singbongas goldener Stuhl und silberner Schemel bei Tag und Nacht glühte. Da

sandte Singbonga zwei Vögel als Boten, um die Assurs zu bestimmen, daß sie ihre großen Blasebälge entweder bloß bei Tage oder bloß bei Nacht treten sollten. Die Boten aber kamen mit roter Erde und Kohlen beworfen zurück und überbrachten die Antwort, die Assurs würden Singbonga, sobald sie seiner habhaft werden könnten, schlachten und töten.

Zwei anderen Vögeln, einer Lerche und einem Raben, erging es nicht besser. Auch sie wurden geschlagen und erhielten die Antwort: die Assurs wollen selbst Singbonga sein, sie sind stark genug, sich nicht zu fürchten und werden Singbonga zerreißen und aufessen, wenn sie ihn fassen.

Da beschloß Singbonga in seinem Zorn, selbst zu den Assurs zu gehen. In Menschengestalt ließ er sich unter ihnen nieder, schlug einen ausfägigen Knecht tot, zog ihm die Haut ab, machte ihn dann wieder lebendig und gesund und kehrte mit der ausfägigen Haut in den Himmel zurück. In diese Haut des Ausfägigen kleidete er seinen eingebornen Sohn, der in seinem Schoße saß, und schickte ihn auf die Erde.

Kasra kora, Tora kora (Ausfäjunge, Wundenjunge), wie Gottes Sohn fortan hieß, suchte bei den Assurs Arbeit, wurde aber überall wegen seiner ekelhaften Wunden abgewiesen. Endlich erbarmte sich seiner das alte Ehepaar Luttum. In ihrem Hause that er viele Wunder, erwies sich den Söhnen der Assurs überlegen und streifte bei Nacht oft seine Ausfaghaut ab, um in himmlischem Leibe große Dinge zu verrichten.

Kasra kora bewirkte, daß in dem Schmelzofen der Assurs kein Eisen mehr geriet. Die Assurs suchten vergeblich Hilfe bei den Zauberern und kamen auch zu Kasra kora, daß er ihnen mittelst eines unter seinen Kopf gelegten Reiskornes göttlichen Rat erteile. Die von ihm angerathenen Tieropfer halfen aber nichts, und einen Menschen zum Opfer zu rauben, wollte ihnen ebenfalls nicht gelingen. Als sie dann einen ihrer Söhne zum Opfer bringen wollten, litt das Kasra kora nicht, sondern bot sich an dessen Stelle selbst an. Er wurde nach seiner Anweisung in einen von zwei weißgekleideten Jungfrauen aus aufgeweichtem Reis gebauten Schmelzofen gesteckt, und dieser tüchtig geheizt. Als der Schmelzofen durch Besprengung mit heiligen



Heidnischer Hindupandit. (Aus „50 Bilder aus der Gögnerischen Kols-Wisslon“.)

Blättern plötzlich erkaltet war und geöffnet wurde, siehe, da kam Kasra kora nicht nur lebendig heraus, sondern war auch rein von allem Ausfaß, am ganzen Leibe strahlend, in schönen Kleidern und mit goldenem und silbernem Geschmeide behangen.

Den erstaunten Assurs sagte Kasra kora nun, daß in dem Schmelzofen noch viel mehr Gold sei, sie sollten nur einen recht großen bauen, alle hineingehen und denselben von ihren Frauen tüchtig heizen lassen. Das geschah, und obgleich die goldgierigen Männer im glühenden Ofen laut schrien und ihr Blut in Strömen herausschoß, ließen die Frauen ihre Angst beschwichtigen und traten die Blasebälge immerfort 7 Tage und 7 Nächte. So wurden die gottlosen Assurs durch ihre eigenen Frauen verbrannt. Das war das Strafgericht Singbongas über sie.

Als Kasra kora nun wieder gen Himmel fahren wollte, wurde er von den jammernden Frauen an seinen Kleidern festgehalten und um Versorgung gebeten. Dieser Bitte willfahrte er, indem er sie über das ganze Land hin schleuderte, sie zu Berg-, Teich- und Wegebongas machte und die Anordnung traf, daß die Menschen ihnen Opfer und dadurch Nahrung bringen sollten. Daher ist das Land Nagpur so voll von Bongas, welche die Leute plagen. Eine moderne Fortbildung der Sage will dann noch wissen, daß von dem männlichen Geschlechte nur ein kleiner Knabe übrig geblieben sei, der Stammvater der — Engländer.

Nachdem Kasra kora darauf die Erde verlassen hatte, sandte Singbonga nochmals einen Boten, um zu sehen, ob nun alles in Ordnung sei. Der fand auch Ruhe und Frieden unter den Menschen und lehrte sie die Schmiedekunst und andere nützliche Handwerke.

Diese Sage wird sowohl von den Auras als von den Mundas oft benutzt, um die strafende Gerechtigkeit Singbongas zu beweisen, und die in ihr liegende Mahnung, die Boten Gottes nicht zu verachten, bleibt nicht unberücksichtigt.

Aber nicht nur in dieser Sage hat sich die Erinnerung an frühere christliche Einflüsse erhalten, sondern die Kols erzählen geradezu, ihre Väter hätten einst Gottes wahres Wort gehabt, dasselbe sei aber um ihres Ungehorsams, sonderlich ihrer Trunk-

sucht willen wieder von ihnen genommen worden, jedoch mit der Aussicht, daß es ihnen in späterer Zeit werde wiedergefandt werden. Daher zeigen sie einen wunderbaren Respekt vor der Bibel. Die Missionare haben durchaus nicht nötig, ihnen die Bibel als Gottes Wort erst zu erweisen; daß sie das sei, steht den heidnischen Kols von vornherein fest. Die einfache Bemerkung, daß ihnen Gottes Wort verkündigt werden solle, genügt, die Leute zur Aufmerksamkeit zu bringen. Selbst wütende Räuber haben schon den aufgehobenen Arm mit der Tigerart sinken lassen, wenn die angefallenen Katechisten ihnen die Bibel zeigten und sagten, sie wollten nichts, als ihnen dieses Wort Gottes bringen.

Vergleichen wir endlich die Kols mit andern Heidenvölkern, sonderlich mit den Hindus, so zeigen sie auch gewisse sittliche Vorzüge, durch die sie fürs Evangelium empfänglicher erscheinen, als jene. Wir rechnen dazu ihre Wahrhaftigkeit. Fehlt ihnen auch das Laster der Lüge durchaus nicht, und haben besonders die englischen Behörden darüber zu klagen, daß sie durch ihre Lügen vor Gericht es oft rein unmöglich machen, ihnen zu helfen, so sind sie doch lange nicht so verlogen, wie die Hindus. Das zeigt sich sonderlich gegenüber der christlichen Heilsverkündigung. Während der Hindu voller Einwendungen und Ausflüchte ist, zollt ihr der Kol meist freudigen Beifall. Um den Unterschied zwischen den einfältigen Kols und den aufgeblasenen Hindus zu erkennen, braucht man nur das nebenstehende Bild eines heidnischen Hindupandit anzusehen. Wie grübelnd und zugleich wie selbstbewußt blicken diese Augen! Der Mann ist offenbar von seinem Werte nicht wenig eingenommen. Ist er doch auch ein Pandit, das heißt ein Sprachlehrer, bei dem die jungen Missionare das Hindi lernen. Trotz seiner Kenntnisse ist er jedoch ein schlechter Lehrer. Will der Schüler bei ihm etwas lernen, so muß er es ihm geradezu abfragen. Von selbst pflegt so ein Pandit nicht einmal offenbar Falsches zu korrigieren. Auf die Frage, ob etwas richtig sei, macht er wohl mit der Hand an der Stirn seinen Salám (Gruß) und spricht in heuchlerischer Unterwürfigkeit: „Was der Sahib (Herr) sagt, ist jedesmal richtig.“

Daß dagegen der Kol keine geringe



Freundschaftsbindnis zwischen jungen Mädchen. (Aus „50 Bilder aus der Gofnerischen Kolo-Mission“.)

Gemühtiefe hat, zeigen seine Volkslieder. Auch im Umgange ist er sanft und freundlich. Wird er nicht besonders aufgestachelt, so stellt er sich gegen die Missionare durchaus nicht feindselig, sondern ist zutraulich und gefällig. Freilich giebt es unter den Kols selbst mancherlei Zank und Streit; im allgemeinen halten sie aber eng zusammen. Sie haben viel Familien- und Verwandtenliebe. Mit großer Treue pflegen die Söhne ihre Eltern, nehmen sich auch nach des Vaters Tode der ungetheilten Wirtschaft an, bis der jüngste Bruder mündig geworden ist. Mann und Weib nennen sich Bruder und Schwester. Die Frau wird im ganzen gut gehalten. Sie hat zwar viel Arbeit, darf auch nicht mit dem Manne zusammen essen, wird aber zu den Familienberatungen herangezogen. Ganz besonders lieblich sind die Freund-

schaftsbündnisse zwischen den jungen Mädchen, welche durch Blumen geschlossen werden. Sollte der Familiensinn der Kols nicht der Grund dafür sein, daß es bei ihnen verhältnismäßig leicht zu christlicher Gemeindebildung gekommen ist? Thatsache ist, daß die Kols meist familienweise zum Christentum übertreten.

So erweist sich der Boden des heidnischen Volkslebens bei den Kols nach vielen Seiten hin so vorbereitet für die Aufnahme des Christentums, wie es bei einem Naturvolke nur irgend erwartet werden kann. Das Volk ist durch die vorbereitende Gnade auf eine Stufe seiner Entwicklung geführt, wo die Rettung von oben eingreifen muß, aber auch einzugreifen vermag. Auch zu dem Volke der Kols kam der Herr, „als die Zeit erfüllt war“.

Die Leipziger Mission am Kilima-Ndscharo.

Von R. Bihmann.

I.

Bei dem Dorfe Rabai an der Ostküste Afrikas gegenüber der Insel Mombas entfaltete sich am Vormittag des 15. Sept. 1893 ein reges Leben. Dort geht ein nach Westen in das Innere führender Weg an einem Schuppen vorbei, der sonst der dortigen englischen Mission als Schule dient, für die vergangene Nacht aber zum Aufbewahrungsort für eine Karawanen-Ausrüstung hergegeben worden war. Aus diesem Schuppen holen geschäftige Eingeborne zahlreiche Gepäckstücke hervor und legen sie zu beiden Seiten des Weges nieder. Andere Schwarze kommen aus dem Dorfe herbei, gehen in den Schuppen und melden sich bei einem dort waltenden Europäer, der, wie wir vermuten, die geschäftliche Leitung der Karawanenbildung übernommen hat. Er schreibt die Namen der sich Meldenden auf, giebt ihnen Vorschuß an Geld und läßt ihnen durch seinen schwarzen Gehülften das übliche „Poscho“ (Wegzehrung) zumessen, bestehend aus 7 Maß Reis und 2 Doti (à 8 Armlängen) weißen Zeugens. Einige Schlaue unter den Trägern sehen prüfend die beiden langen Reihen der 187 Traglasten durch, um sich eine möglichst leichte und handliche auszusuchen. Berdenken kann man ihnen das

nicht; denn in Koffern, Kisten und Blechkästen, aber auch zu sehr wunderlichen Formen verpackt, liegen die Dinge da. Jene zusammengeschnürten Stücke erkennen wir ohne weiteres als Stangen und Decken für Zelte. Über den Inhalt der Kisten und Ballen verrät uns der Agent, welcher soeben seine Geschäfte im Schuppen, will sagen im Schulzimmer, erledigt hat, daß wir es hier mit der Ausrüstung einer Missions-Expedition nach dem Kilima-Ndscharo zu thun haben. Daher sind in jenen fest in wasserdichtes Segeltuch ver schnürten Ballen die üblichen, als Tauschwaren dienenden oder zu Geschenken für die Häuptlinge bestimmten Dinge enthalten, wie bunte Glasperlen, blaues Leinen und Barchent, Beile und Feilen, billige Taschenuhren, Messer, Scheren u. dgl. Aber jene Stücke dort enthalten auch alles, was zur ersten Einrichtung und dauernden Ansiedlung nötig ist, allerlei Handwerkszeug für Schmiede, Zimmerleute, Maurer und Gärtner, in deren Ränken die Missionare sich zu versuchen reichlich Gelegenheit haben werden, dazu Ambos und Blasbalg, Spaten und Schaufeln, Hobelbank und Bactrog, Kelle und Pinsel, Vötkolben und Flaschenzug. Selbstverständlich ist, daß für den besondern Zweck Bücher und wissenschaft-



Blick auf den Mitten-Abhang. (Aus Peters, Das deutsche-Österreichische Grenzgebiet.)

liche Instrumente, wie auch der eiserne Bestand aller Karawanen, Waffen, Reiseapothesen, Verbandzeug und Konserven aller Art, Reis, Kaffee, Salz u. a. vorhanden sind.

Unterdes sind auch die Missionare den steilen, holperigen Weg von der Landungsstelle herausgekommen. Ihr vorausgeeilter Koch, ein tamulischer Christ, reicht ihnen Kofosnußmilch als erfrischenden Trunk. Es sind vier jüngere Missionare der Leipziger lutherischen Missionsgesellschaft unter der Leitung des erfahrenen, älteren Missionars Paesler. Dieser ist von dem indischen Missionsfelde seiner Gesellschaft ausdrücklich nach Afrika berufen, um mit seinem erfahrenen Rat den jüngeren Brüdern beizustehen. Er hat einen treuen Tamulenchristen mitgebracht, um für die erste Zeit einen zuverlässigen Diener um sich zu haben.

Nachdem das Mittagessen eingenommen ist, werden die Träger an die Lasten gewiesen; sie setzen sich diese, trotzdem sie 50—60 Pfund schwer sind, mit Leichtigkeit auf Kopf oder Schulter und ziehen in langem Gänsemarsch davon dem Westen zu. Auch die Missionare machen sich mit einem stillen Gebetsseufzer auf den Weg. Hier giebt es weder Karren noch Säufen, weder Pferde noch Esel. Man muß alle Wege — und die Brüder haben ungefähr 240 Kilometer vor sich — per pedes apostolorum machen. Doch ist die Reise darum nicht schwer, denn sie wird aus Liebe zu der heiligen Reichsache Gottes unternommen. Zuerst geht es durch wohlbestellte Gärten, Schamben, aus denen fleißige Arbeiter heimkehrend ihr „iambo bana“ (sei gegrüßt, Herr) rufen. Dann aber folgt rasch die eigentliche Njika oder Wildnis. Der Weg ist nur noch ein schmaler Fußpfad, der durch hohes Gras und Gestrüpp von Mimosen und Akazien hindurchführt. Nach 2½ stündigem Marsch erreichen wir den nächsten Lagerplatz am Moadje-Bach. Zwei Zelte sind bereits ausgerichtet; ein drittes erstet. Die Träger haben verschiedene Feuer angezündet und sich gruppenweise darum gelagert. Ein jeder kocht sein Abendbrot, das aus Reis oder Brei von nahrhaftem Wurzelmehl besteht. Es ist ein fröhliches Treiben, Summen und Schwirren auf solch einem Lagerplatz in der Wildnis, das auf den Beschauer einen eigenen Reiz ausübt. Endlich haben alle,

auch die Brüder, ihre Mahlzeit genossen. Das Nötige für den nächsten Tag ist besprochen. Die Bettgestelle und Reisefäcke für die Nachtruhe sind zurechtgestellt. Ein kurzer, gemeinsamer Abendsegen vereint die Brüder vor Gottes Angesicht, und mit einem herzlichen Händedruck verabschieden sie sich von einander. Paarweise begeben sie sich bei dem grellen Schein der Wachfeuer in ihre Zelte. Bald ruhen die müden Glieder, aber noch flieht der erquickende Schlaf die Augen. Denn hin und her an den nächtlichen Feuern sitzen noch einzelne schwachende Gruppen; gedämpft klappert der eintönige Klang der afrikanischen Trommel; hier murmelt es, und da hustet es in der Nähe des Zeltes. Aber das würde nicht so lange den Schlaf verschrecken, wenn nicht wichtigere Dinge die Seele bewegten. Ungewißheit über die Gestaltung der nächsten Zukunft und Vertrauen auf Gottes Führung ringen miteinander. Doch ein Missionar muß mehr als andere lernen, sich unbedingt seinem Gott zu überlassen. So lösen sich die Sorgen und Gedanken auf. Der Friede kehrt wieder ein.

II.

Schon etliche Tagereisen, bevor man den Kilima-Ndscharo erreicht, kann man seinen Gipfel sehen, wenn man im Morgen grauen, oder sobald sich die Wolken gelüftet haben, nach Nordwest scharfe Ausschau hält. Dann taucht in weiter Ferne aus den Wolken und fast mit ihnen zusammenfließend, das schneebedeckte Haupt des Kibo auf, die höchste Spitze des Gebirges, fast wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Bald nachdem Tarweta, eine englische Missions- und Militärstation, passiert ist, gelangt man an die deutsche Grenze und auf deutsches Gebiet. Nun geht es scharf bergan. Zahlreiche Bäche, die Abzugsläufe der Gletscher und Regenwasser, müssen überschritten werden. Über bewaldete Hügel und Vorberge, durch lauschige Thäler voll üppiger Tropenvegetation, an wohlgepflegten Feldern und Pflanzungen vorüber führt der Weg. Aber Vorsicht, wenn unser Führer den Warnungsruf „schimo“ ertönen läßt! Dann ist unser Weg ein Wildpfad, und auf diesem bringen die Wa-Dschagga, die Bergbewohner, gern Fallgruben für das Wild an, die mit Erde und Zweigen so geschickt und kunstreich zugedeckt

werden, daß bisweilen selbst die Fallsteller sie nicht bemerken und hinabstürzen. Diese Gruben sind sehr tief; in ihrer Mitte steht ein langer, oben spitzer Pfahl, auf den das fallende Wild sich aufspießen soll. Als der deutsche Reisende v. d. Decken im Jahre 1861 zum ersten Male das Land betrat, stürzte er alsbald in eine solche Grube, und als er sich, glücklicherweise ohne verletzt zu sein, wieder herausgearbeitet hatte, verschwand wieder einer seiner Träger darin. Decken wollte diesem zu Hilfe eilen,

zerlegt. Jeder derselben bildet ein Reich für sich und lebt mit den benachbarten Reichen in steter Fehde. Daher wohnen die Wa-Dschagga in einzelnen Gehöften, die von undurchdringlichen Dornenhecken oder starken Pallisadenzäunen umgeben sind. Von der niedrigen, meist halbkugelförmigen Hütte ist daher von außen nichts zu sehen. Verlockend ist es auch nicht, hineinzugelangen, denn man muß wegen des niedrigen Zuganges auf allen Vieren hineinkriechen, und drinnen herrscht, wenn gerade



Ein Dschagga-Port. (Aus Sievers, Afrika.)

versank jedoch abermals in eine daneben befindliche Grube. Er kam wieder glücklich heraus; dem Träger aber, der ein Honiggefäß auf dem Kopfe getragen, hatte das zerbrochene Fäßchen einen Teil seines flebrigen Inhalts über Kopf und Brust geschüttet!

Von Dörfern oder menschlichen Wohnungen sehen wir wenig. Das Land um den Kilima-Ndscharo, die sogenannte Dschagga, ist durch die von Norden nach Süden fließenden Gießbäche in viele schmale Streifen

gekoht wird, unerträglicher Qualm. — Wie mit ihrer Wohnung, so sind die Wa-Dschagga auch in ihrer Kleidung sehr anspruchslos. Zunachst die jungen Männer verachten nach Massai-Art jede Bekleidung. Sonst trägt man eine Ochsenhaut über die Schultern oder ein Ziegenfell um die Hüften geschlungen. Erst wenn die Wa-Dschagga alt und wohlhabend geworden sind, hüllen sie ihren Körper in ein langes, mit Fett und roter Erde gefärbtes Stück Baumwollzeug, welches über der rechten Schulter in

einen Knoten zusammengebunden wird. In diesem Knoten steckt dann ein kleines Tierhorn mit Schnupftabak, welchen sie aus dem selbstgebauten Tabak bereiten. In der Jugend Kleider zu tragen ist Vorrecht der Könige. Auch die Mädchen tragen nur eine kleine, perlenbestickte Schürze an einem um die Hüften gebundenen Faden. Die Frauen befestigen ebenso ein Stück rotgefärbtes, sehr weich gegerbtes Leder, worauf mit feinen Perlen zierliche Stickerei angebracht ist. An der rechten Seite hängt ein Zipfel dieses Leders bis auf den Fuß herab.

Schmuck ist bei Männern und Frauen sehr beliebt. Schon in früher Jugend wird den Knaben und Mädchen das Ohrläppchen durchbohrt und das Loch von Jahr zu Jahr erweitert. Schwere Gehänge, meistens Holzringe, werden hineingesteckt. Beide Geschlechter tragen um den Hals zahlreiche Stränge feiner Perlen und Spangen von Messing- oder Eisendraht, die Frauen außerdem Armbänder und Gürtel aus verschiedenfarbigen Perlen. Vornehme Frauen oder Neuvermählte bedecken auch das Gesicht mit einem Schleier von roten oder grünen Perlensträngen.

Die Wa-Dschagga sind kluge und geschickte Leute. Mit Hilfe von Holzkohlen und Blasbälgen aus Ziegenfellen hämmern sie Beile, zweischneidige, lange Messer, starke Schwerter und Lanzenspitzen. Auf ihren Feldern ziehen sie Wimbi, d. h. hirseartiges Korn, Bananen, die hier in besonderer Fülle und Schönheit wachsen, ferner Arum, ein essbares Knollengewächs, Bohnen, Erbsen, Mais und Maniok, ein manns- hoher Strauch, aus dessen schwerer, stärkehaltiger Wurzel das Kaffava-Mehl gewonnen wird. Bei solchen Erzeugnissen des Bodens ist es zu verstehen, daß die Wa-Dschagga fast nur von Pflanzennahrung leben, und wir würden sie unbedenklich als Vegetarier bezeichnen, wenn sie nicht trotzdem — oder vielleicht gerade deswegen! — sehr gierig nach Fleisch wären. Von einer geschlachteten oder gefallenen Ziege verzehren sie nicht allein das Fleisch, sondern sogar die Eingeweide, Magen, Sehnen und Knorpel und benagen schließlich noch das Fell mit ihren gierigen Zähnen. Eine besondere Delikatesse ist frisches Blut, und wenn ein Mu-Dschagga, gleichviel ob Mann oder Junge, dazukommen kann, so legt er

rasch seinen Mund unter die Schnittwunde am Halse des Schlachtieres und saugt den rinnenden Lebenssaft mit größtem Behagen ein. — Dagegen empfinden sie einen großen Abscheu vor Fischen, Eiern und Hühnerfleisch, aus welchen Gründen ist noch nicht aufgeklärt.

Bewunderungswürdig sind die kunstreichen Bewässerungsanlagen, in denen diese schlichten Bergbewohner das Wasser der Bäche von oben her über Hänge und an Abgründen entlang, auch in Holzröhren über Schluchten und Einschnitte mit sanfter Neigung bis an ihre Felder führen, in Sammelteichen festhalten und von da aus zu den einzelnen Feldern leiten. Die Reisenden versichern, daß kein europäischer Ingenieur diese Anlagen sinnreicher und einfacher herstellen könne.

Seiner hohen Lage wegen — 1500 Meter und darüber — ist das Land gesund und fieberfrei. Sehr empfindlich ist nur, daß nach der hohen Tagestemperatur von 26° R im Schatten die Nacht oft genug nur 7—8° aufweist.

Das ist das Land, dem unsere Leipziger Freunde zustrebten.

III.

In der Landschaft Madschame am Südwest-Abhang des Kilima-Ndscharo sehen wir gegen die Mitte des Oktober 1893 auf einem sanftgewölbten Hügel drei Zelte errichtet. Ein Schuppen ist erbaut, dessen Wände aus Stabwerk mit eingefleteter Lehm-erde hergestellt sind, und dessen Dach mit trocknen, riesigen Bananenblättern belegt ist. Zwei Europäer treten aus einem der Zelte heraus; wir erkennen in ihnen sogleich zwei der Leipziger Missionare. Sinnend und bewundernd stehen sie eine Weile da, in den Anblick der herrlichen Landschaft rings umher versunken. Im Nordosten schaut in stolzer, majestätischer Ruhe der schneebedeckte Kibo aus der gewaltigen Gebirgsmasse auf sie herab. Weiter nach Osten lugen die zackigen Spitzen des Mawensi, des zweiten Gipfels, über dem Gebirgsrücken ein wenig hervor. Ganz im Osten streift der Blick über die Waldniederungen mit Schamben und grünen Feldern hinweg zu dem sich lang hinziehenden Gletscherkamm empor und übersieht an seinen Abdachungen sämtliche Landschaften der Dschagga. Im Süden überschaut das Auge die zur Ebene ab-



Eine Bananempflanzung in Mabitama. (Nach Dr. Hans Meyer, Pharmakologische Untersuchungen.)

fallenden Berghänge, diese Ebene selbst und die sie wieder durchbrechenden Gebirgszüge. Den Westen füllt der stattliche Koloß des Meru-Berges, hinter dessen höchster Spitze gerade im Oktober die Sonne untergeht. Im Norden endlich bildet die schluchtenreiche, zackige Schira-Kette die westlichen Ausläufer des Kilima-Ndscharo. Eine überwältigend großartige Aussicht nach allen Seiten! Die beiden Missionare betreten einen schmalen Fußpfad und gelangen nach etwa viertelstündiger Wanderung an eine weitausgedehnte, lebendige Heckenpallisade. Wir als Unkundige würden hier wohl kaum eine Wohnstätte vermuten; unsere Freunde aber wissen, daß sie vor dem Gehöft des Häuptlings Schangali stehen; sie wollen ihm einen Besuch machen. Er hat sie freundlich aufgenommen und ihnen selbst jenen Hügel Kwarango als Platz zum Aufbau überwiesen, um sie in seiner unmittelbaren Nähe zu haben. Am niedrigen Thor seines Hofes angelangt, müssen sie durch den mit zusammengefüigten Baumstämmen stark befestigten Eingang kriechen, sich dann noch im Zickzack durch einen ersten, zweiten und dritten Hof hindurchschlängeln, bis sie endlich zu der eigentlichen Wohnung gelangen. Auf einem erhöhten Sitz mit Farnkraut als Polster thront der Herrscher und nötigt seine Gäste auf einen ähnlichen Sitz. Er ist ein ganz junger Mann von mittlerer Größe mit gutmütigem Gesichtsausdruck. Sein Gewand ist ein langes, blaukarriertes Stück Zeug, das den ganzen Körper in schlichte Falten hüllt. Der kurz geschorene Wollhaarkopf ist unbedeckt und nur mit einer Feder geschmückt. Die Ohrläppchen sind mit schwerem Gehänge aus zierlichem Drahtgewebe belastet und hängen deshalb lang herab. Um den Hals trägt er einen Schmuck aus großen buntfarbigen länglichen Perlen und einen zweiten aus Drahtgeslecht mit einigen Hornzieraten. Um die Arme winden sich weit hinauf künstlich gearbeitete Armbänder aus verschiedenen Drahtsorten und über dem Gelenk der bloßen Füße lugen Ketten-Fußspangen aus Messingdraht unter dem Gewand hervor. Nun werden die mitgebrachten Freundschaftsgegenstände einzeln ausgepackt. Eine rote Kappe oder Fez und ein Paar Sandalen entlocken ihm Freudentöne, und als er den Schirm, um den er schon gebeten, in Empfang nimmt, streckt

er vor Freuden die Zunge zum Munde heraus. Der von den Missionaren mitgebrachte Brennspiegel macht ihm viel Spaß, besonders als er sich damit in sein langes Gewand ein Loch brennt. Dann trinkt er seinen Gästen aus einem Thonbecher Pombe, selbstgebrautes Bier, zu, spendet eine Ziege als Gegengeschenk und entläßt sie mit einem herzhaften Händedruck.

Der Häuptling verfehlt nicht, alsbald im Missionshause seinen Gegenbesuch zu machen. Wenn er die Missionare schreibend findet, macht es ihm Freude, auch einige Krinkel-Krakel auf das Papier zu malen. Eine Schere benutzt er sogleich dazu, einem seiner Gefährten einige Haare abzuschneiden. Der Violine entlockt er ohrenzerreißende Töne und freut sich wie ein Kind über seine vermeintlichen musikalischen Leistungen. Schließlich hält er es jedoch nicht unter seiner Würde, um dies und jenes zu betteln, und sagt dabei dem Missionar Althaus einmal ganz naiv: „Alles, was du wünschst, thue ich, und alles, was ich wünsche, giebst du mir, wir sind Freunde!“

Doch wir eilen mit unserer Erzählung weiter. Die nötigen Gebäude, Wohnhaus, Küche und Vorratsraum, wurden in den Jahren 1893 und 1894 errichtet. Auch eine Schule mit 7 Knaben wurde begonnen. Die Weihnachtsfeier versetzte die Schüler in freudiges Erstaunen. Die Weihnachtsgeschichte war ihnen nicht mehr unbekannt. Aber die Hauptsache waren ihnen freilich noch die Gaben. Gerade wie vielfach in Europa.

Im Juli vorigen Jahres (1894) wurde auch im Osten des Hochgebirges, in der Landschaft Mamba eine zweite Station angelegt.

Diese Gelegenheit benutzte die Leipziger Mission, um einen für die Zukunft der ganzen Kolonie Deutsch-Ostafrika wichtigen Versuch zu machen. Bekanntlich verstehen die Afrikaner von den meisten bei uns üblichen Handwerken, besonders von allem, was zu einem richtigen Hausbau gehört, nichts, und es ist auch sehr schwer, ihnen davon die Anfangsgründe beizubringen. Deshalb sind alle Bauten in Afrika mit ganz ungewöhnlichen Kosten verknüpft und lassen dennoch oft vieles zu wünschen übrig. Da haben nun die Leipziger Missionare nach Mamba tamilische Maurer und Tischler aus Südin Indien kommen lassen, um mit

deren Hilfe schneller, besser und billiger zu bauen. Man muß nicht nur der Mission, sondern der ganzen Kolonie wünschen, daß dieser Versuch gelingt; vielleicht wäre es

Eingebornen bei den Stationen gewonnen hat, ist natürlich noch nicht zu reden. Wer will nach anderthalb Jahren auch mehr verlangen? Die evangelische Missionsarbeit



Der Kibo vom Kibolager aus. (Nach Dr. Hans Meyer, Schatranische Gesellschaften.)

dann möglich, aus dem teilweise christlichen Südinien einen Stamm tüchtiger Arbeiter nach Deutsch-Ostafrika zu verpflanzen.

Von weiteren Erfolgen, als daß man das Vertrauen und die Zuneigung der

geht planmäßig vor; sie will den Menschen von innen heraus gewinnen, um ihn dann zu allem Guten anzuleiten; ihre Absicht ist in erster Linie, die Heiden zu Christen und erst dadurch und darnach zu fleißigen Ar-

beitern zu machen. Sie verzichtet auf Scheinerfolge; denn sie weiß, daß nur das Bestand hat, was auf den tiefsten Grund des durch den Geist Gottes umgewandelten Menschenherzens gebaut ist.

Leider hat Missionar Böhme den Wechsel des Klimas und der Lebensweise in Ostafrika nicht überwinden können; er

mußte, an der Ruhr erkrankt, nach Europa zurückgesandt werden. Der Leiter der Expedition, Paesler, ist nach Erledigung seiner Aufgabe ebenfalls in die Heimat zurückgekehrt, um nach kurzer Erholung wieder auf sein altes Arbeitsfeld nach Indien hinauszugehen. Gott aber segne die deutsche evangelische Mission am Kilima-Ndscharo!

Formosa.

Formosa, die in den Zeitungen jetzt oft genannte Insel, welche die Japaner als Siegespreis erlangt haben, wird für die meisten Leser unsers Blattes nur ein geographischer Begriff sein. Es ist aber von Interesse, etwas von der evangelischen Mission daselbst zu hören.

Der chinesische Gouverneur von Formosa, Liu ming tchuang, war der fortschrittlichste aller chinesischen Beamten; er baute Eisenbahnen, legte Telegraphen und

half ließ er auch die evangelische Mission frei gewähren.

Es ließen sich zwei presbyterianische Missionen auf der Insel nieder, die eine im Süden der Westküste bei der dortigen Hauptstadt Tainanfu; die andere im Norden der Westküste bei der nördlichen Hauptstadt Tamsui.

In Tainanfu ging die Wirksamkeit von einem großen Krankenhause aus, welches bald sehr zahlreich besucht wurde. Viele



Eingeborenenhütte auf Formosa.

Kabel, ließ seine Truppen von deutschen Offizieren einexerzieren u. s. w. Kurz, er war auf das eifrigste bestrebt, sein Verwaltungsbereich zu einem Versuchsfelde für die europäische Kultur zu gestalten. Des-

suchten zwar in demselben nur Heilung von ihrer Krankheit; manche aber fanden noch etwas anderes, die Heilung ihrer Seele. Mochten sie auch ihr Herz mit den festesten Entschlüssen gepanzert haben,

der Lehre des „fremden Teufels“ keinen Eingang zu verstaten, die freundliche Aufnahme, die liebevolle Behandlung, das trauliche Zusammenleben der Christen, dessen Zeugen sie wurden, die feierlichen, herzbewegenden Andachten, an denen sie je und je teilnahmen, alles kam zusammen, um ihre Entschlüsse umzustößen. Die als entschiedene Heiden gekommen waren, gingen oft als überzeugte Christen. Und nun brachten sie das Licht, das ihnen aufgeleuchtet war, mit in ihre Heimat. So wurde die christliche Lehre weithin verbreitet. An manchen Orten sammelten sich solche, die gläubig geworden waren, und erbauten sich selbst, so gut sie konnten, aus Gottes Wort. Mehrte sich ihre Zahl, so nahm ein vom Missionar gesandter Lehrer den weiteren Unterricht in die Hand. Der Missionar selbst besuchte von Zeit zu Zeit die sich bildenden, kleinen Gemeinlein, prüfte die Taufbewerber, taufte die für würdig befundenen und feierte mit ihnen das heilige Abendmahl. Die Christen bemühten sich, ruhige, untadelige, rechtliche Leute zu sein. Diebstahl kam unter ihnen nicht vor. Dem Glücksspiel, dem die Chinesen sonst mit Leidenschaft frönten, entsagten sie. Selbst die Heiden erkannten an, daß die Christen besser seien als sie.

Im Norden von Formosa war es besonders der hochbegabte und eifrige Missionar Mackay, von dem Ströme des Segens ausgingen. Er hatte zuerst nur eine elende, stallähnliche Wohnung, in welcher während der Regenzeit das Wasser oft einen Fuß hoch stand. An seine Thür hatte er die 10 Gebote geheftet, welche er bei jeder Gelegenheit den Vorübergehenden erklärte. Meistens war er jedoch nicht in Tamsui, sondern auf Reisen. Unablässig zog er umher, heilte die Kranken, die Hilfe von ihm begehrten, und predigte das Wort

Gottes in Stadt und Dorf. Um den Chinesen recht nahe zu kommen, kleidete er sich ganz nach ihrer Weise und lebte wie sie, ja, er war sogar mit einer chinesischen Christin verheiratet. Auf seinen Reisen hatte er stets diejenigen Schüler bei sich, welche sich enger an ihn angeschlossen hatten, und benutzte jede freie Stunde, um sie tiefer in das Verständnis der christlichen Lehre einzuführen.

Auf den beiden Missionsgebieten im Norden und Süden der Insel sind im Verlauf der letzten drei Jahrzehnte bereits über 8500 Christen gesammelt worden.

So ist es ein hoffnungsvolles Werk, das auf Formosa getrieben wird. Freilich droht diesem Werke auch eine Gefahr. Die christlichen Gemeinden daselbst gewinnen ihre Mitglieder meist nicht aus den eingewanderten Chinesen, sondern aus den Resten der malaiischen Urbevölkerung. Diese aber stehen, wie auch die dürftige Strohütte und die mangelhafte Bekleidung der Männer auf unserm Bilde beweisen, noch auf einer sehr tiefen Kulturstufe und sind den Chinesen im Kampf um die Existenz bei weitem nicht gewachsen. Sie werden deshalb von der Flutwelle der chinesischen Einwanderung immer weiter in die Urwälder im Osten der Insel zurückgedrängt und aufgerieben. Da ist es vielleicht eine gnädige Fügung Gottes, daß Formosa aus dem Abhängigkeitsverhältnis von China gelöst und unter japanische Herrschaft gekommen ist. Wenn die Japaner ihren Vorteil erkennen, werden sie die Ureinwohner für sich zu gewinnen suchen, um gegen die ihnen feindlich gesinnten Chinesen einen Halt auf der Insel zu gewinnen.

Gott gebe, daß auch dies zum Segen der Mission auf Formosa ausschlage und sie eine ungestörte gedeihliche Weiterentwicklung finde. A. M.-Z. 1892.

Frühling am Sambesi.

Es ist oft geurteilt worden, daß die Afrikaner nicht fähig seien, das Christentum anzunehmen. Da ist es gerade in unsrer Zeit überaus lieblich und erfreulich, wie von allen Seiten her, aus Uganda und Kamerun, von der Goldküste und vom Sambesi Nachrichten von Erweckungen ein-

laufen, die unter weit entfernt wohnenden Völkern dem Christentum Bahn brechen.

Am oberen Sambesi hatten sich seit 1884 französisch-evangelische Missionare im Sumpflande der Barotse niedergelassen. Der bekannte, treffliche Missionar Coillard in Lealui war ihr Führer. Es war

durch schwere Zeiten gegangen, Coillards glaubensstarke Frau war dem gefährlichen Klima erlegen; der König Lewanika hatte sich als ein wetterwendischer Tyrann erwiesen; die ersten Befehlungen hatten sich als unlauter oder unbeständig gezeigt. Zehn schwere Anfangsjahre lagen hinter den Missionaren. Da kam seit dem April 1894 Frühlingswehen.

Am Sonntag Rogate 1894 fragte der schwarze Evangelist am Schluß seiner Predigt, ob einer unter den Versammelten ein Kind Gottes werden wolle. Es hatten fünf den Mut, vorzutreten. Aus den fünf wurden bald elf, und ihre Zahl stieg von Woche zu Woche. Bald kam es in den Gebetsversammlungen zu ergreifenden Aussprachen. Da stand einer auf und erklärte, er fühle, sein Herz sei sein größter Feind. Ein junges Mädchen bekannte, bisher habe sie in Sünden und Schanden gelebt, aber nun wolle sie Jesu nachfolgen. Ein anderes Mädchen erklärte: Auch ich will von nun an dem Herrn dienen und dem Glauben meines Vaters und meiner Mutter abjagen. Bald wurde das Kirchlein zu klein für alle Zuhörer; mehr als 120 Barotse drängten sich sonntäglich in dem engen Raume.

Die Bewegung ergriff hoch und niedrig. Vitia, der Sohn des Barotse-Königs Lewanika, war schon früher vom Evangelium erfaßt, aber er war wieder abgefallen. Jetzt packte ihn der neue Geist; er entließ seine junge, schöne zweite Frau — nicht weil er sie nicht mehr liebte, so erklärte er, sondern weil er Gott gehorsam sein wolle.

Als ihn sein Vater zum Häuptling von Kazungula einsetzte, verschmähte er es, nach heidnischer Sitte am Grabe seiner Ahnen das Dankopfer zu bringen; der Missionar mußte zur Weihe des neuen Amtes ein Gebet sprechen.

Ein anderes Mal erhob er sich in einer gottesdienstlichen Versammlung zu einer kräftigen Ansprache und schloß mit den Worten: „Beeilt euch, euch zu Gott zu bekehren, weil er euch dazu Gelegenheit giebt, und weil er selbst jedes Hindernis hinwegräumt. Ihr könnt jetzt nicht sagen, daß eure Herren euch hindern, euch zu bekehren.“

Selbst der König Lewanika ist nicht ferne vom Reich Gottes, miewohl es für ihn, den Oberhäuptling, besonders schwer

ist, mit dem Heidentum zu brechen. Daß auch er von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt ist, hat er bei verschiedenen Gelegenheiten gezeigt. Am Weihnachtsfeste 1894 predigte der eingeborne Evangelist sehr ernst, beging aber dabei die Unvorsichtigkeit, immer auf die mit dem Finger zu zeigen, denen er ihre Sünden vorhielt. Die Barotse-Häuptlinge waren wütend, sie forderten Strafe. Die Christen wurden zum Richtplatz entboten, die Häuptlinge überhäuften sie mit Schmähungen. Aber König Lewanika ergriff Partei für die Angeklagten und nahm sie unter seinen Schutz — der Zorn der Häuptlinge war machtlos.

Als sein Sohn Vitia ihm mitteilte, daß er sich bekehrt habe, antwortete er: „Ich habe mich sehr gefreut, daß du deinen Platz wieder unter den Kindern Gottes eingenommen hast. Aber ich freue mich mit Zittern. Wird dein heutiges Bekenntnis lauterer sein als dein früheres? Was bürgt mir dafür? Sei ein Mann, sei wahr und täusche Gott, die Missionare und dein Volk nicht. Du bist ein Stein des Argernisses für jedermann gewesen. Ich habe mich geschämt, als dich die Missionare als einen Abtrünnigen bezeichneten. Meine Räte, die glaubten, ich wolle mich auch bekehren, hielten mir vor: Wie kannst du daran denken? Siehe, dein Sohn ist von den Missionaren unterrichtet und erzogen; er leugnet heute dieselben Sätze, zu denen er sich früher bekannt hat. Ist das nicht ein Beweis, daß es mit dem Christentum nichts ist. Vielleicht werde ich auch noch Christ werden.“ Ein wahrhaft väterliches Vermahnungsschreiben!

Als eines Sonntags Missionar Coillard die versammelte Gemeinde ernstlich zur Bekehrung ermahnt hatte, stand plötzlich König Lewanika auf und redete eine seiner Frauen an, ein schönes, liebenswürdiges Weib, die in einem andern Teil der Kirche saß: „Nolianga, warum schweigst du? Du liebst die Sache Gottes so sehr und arbeitest schon so lange an deinem Herzen; warum bist du stille? Sag an, warum bekennst du dich nicht zu Jesu? Was fürchtest du? Ich hindere niemand sich zu bekehren und Gott zu dienen!“ Atemloses Schweigen folgte seinen Worten, jedermann hatte den Eindruck: wenn der König sich öffentlich so zum Christentum stellt, dann

wird er bald den entscheidenden Schritt thun müssen. Gott helfe ihm dazu!

Wir wissen ja wohl, daß bei weitem nicht alle, die in solchen Zeiten der Erweckung ergriffen werden, Treue halten. Allein freuen wir uns nicht der Blütenpracht eines Baumes, obgleich wir wissen,

daß bei weitem nicht alle Blüten zur Frucht reifen? So wollen wir uns auch solcher Erweckungszeiten freuen; sie sind der Frühlingsodem, der zuerst die Ode heidnischer Barbarei mit der Blütenfülle christlichen Geistes überkleidet.

Miss. évang. 1895.

Vermischtes.

Merkwürdige Rettung. Der norwegische Missionar Nielsen unternahm kürzlich eine Reise zu den wildesten Völkernschaften der Sakalawa auf der Westküste Madagaskars. Einmal war er in großer Lebensgefahr. Er war umringt von Wilden, die zürnten, weil er sie verhindert hatte, seine eingeborenen Begleiter auszuplündern und zu töten. „Wir waren,“ erzählt er, „um einen großen Baumstamm nahe bei einem Dorfe versammelt; sie schützten ihre Köpfe, knirschten mit den Zähnen, schwenkten ihre Speere, stießen sie einmal über das andere gegen den Baumstamm und schrien: So wollen wir sie erschlagen! wir wollen ihnen ganz den Garaus machen! wir wollen sie wegsetzen! So tobten sie, bis es dunkel wurde. Da gingen einige weg, die andern aber blieben offenbar in der Absicht, ihre bösen Pläne auszuführen. Gerade als sie sich an mich machten und drohten mich totzuschlagen, da schoß eine Sternschnuppe, die größte, die ich je gesehen habe, über ihren Köpfen hin und ließ einige Sekunden einen leuchtenden Lichtstreif hinter sich. Ich zeigte hin und sagte: Seht, seht, der lebendige Gott sendet sein Licht durch die Luft; er sieht uns und weiß alles, was wir thun; zu ihm müssen wir beten! Da hielten einige ihre Hände in höchstem Erstaunen vor den Mund; andere schrien: Seht, er zeigt auf Gott! Diese Völker glauben nämlich, Gott sei in den Sternschnuppen, wer nach ihnen hinzeige, tödte Gott und müsse auf der Stelle sterben. Deshalb waren sie erstaunt, daß ich nicht vor ihren Augen tot umfiel. Da schmolz ihre Wut hin, und sie wurden friedlich. Ich begann ein langes Gespräch mit ihnen und sagte ihnen, sie seien auf schlechten Wegen, aber Gott rufe sie, um sie zu seinen Kindern zu machen. Während wir redeten, nahm einer von ihnen das Zuckerrohr, an dem er faute, und teilte es zum Zeichen

der Freundschaft mit mir und meinen Begleitern. Wir legten uns spät in der Nacht zur Ruhe in der Hoffnung, der Herr, der uns heute durchgeholfen hatte, werde uns auch weiter helfen.“ Un. Presb. M. Rec.

Ischamis Übertritt zum Christentum. Der Basler Missionar Kühnle von Palghat in Süd-Indien hatte schon oft das Haus eines Mannes Namens Ischami besucht und hatte mit der Predigt des Evangeliums freundliches Gehör bei ihm gefunden. Ischami entschloß sich schließlich zum Übertritt, und weil er als Christ nicht in seinem Vaterhause bleiben durfte, bestellte er im voraus einen Ochsenwagen um seine wenigen Habseligkeiten fortzuschaffen. Es war Anfang Oktober 1894. Der Missionar schickte einige eingeborne Mitarbeiter nach Ischamis Hause, um der Familie den schweren Schritt zu erleichtern. Aber es sollte noch nicht so schnell gehen. Als der entscheidende Augenblick kam, war Ischami verschwunden, und seine Frau lag krank im Hause. Die Boten mußten allein wieder abziehen. War Ischami der Übertritt leid geworden? Betrübten Herzens gedachte man seiner während einiger Tage im Missionshause zu Palghat. Erst später stellte sich heraus, daß die Feinde des Evangeliums Ischami an jenem Abend von seinem Hause weggelockt und in Gewahrsam gebracht hatten. Er war also nicht untreu geworden. Aber die Entscheidung mußte nun kommen.

Vierzehn Tage später traf Kühnle selbst in Ischamis Dorf ein und erklärte diesem, er werde diesmal nicht ohne ihn das Dorf verlassen. Ischami eilte heim, um die Seinen zum Auszuge aus dem Vaterhause zu stärken. Am Abend sollte derselbe stattfinden. Kühnle wartete draußen auf dem Reisfelde, während ein christlicher Lehrer Ischami abholte. Das war für den Missionar eine bange halbe Stunde ge-

spannter Erwartung und heißer Gebete. Endlich ließen sich in der Ferne schwache Stimmen hören, die immer näher rückten. Tschami brachte seine Frau und seine Kinder, um sie dem Missionar zu übergeben. Er selbst wollte während der Nacht noch seine Habseligkeiten auf dem Ochsenwagen zusammenpacken und am nächsten Morgen nachfolgen. Zwei christliche Lehrer blieben bei ihm, um ihm zu helfen. Raum verbreitete sich am nächsten Morgen im Dorfe die Kunde von Tschamis Uebertritt, so strömten die Heiden in Scharen herbei

und umringten die drei Männer, Drohworte und schreckliche Verwünschungen ausstoßend. Diese aber beendigten schweigend ihre Arbeit und flehten nur stille zum Herrn, daß er sie aus der Hand dieser Heiden errette. Am heißen Mittag des 23. Oktober fuhr ein Wagen beim Missionshause in Balghat vor; es war Tschami mit seinem Hausrat. Mit großen Schritten eilte er ins Haus und erzählte mit freudestrahlendem Gesicht, wie der liebe Gott noch im letzten Augenblick so wunderbar geholfen habe. Heidenbote 1895.

Bücherbesprechungen.

Grundemann, D. R.: Missionsstudien und Arititen in Verbindung mit einer Reise nach Indien. Gütersloh, Bertelsmann. 2,80 M., geb. 3,60 M.

Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß sich die heimischen Missionsfreunde die eigentliche Missionsarbeit draußen im Heidenlande, die äußeren und inneren Zustände der heidenchristlichen Gemeinden anders vorstellen, als sie in Wirklichkeit sind. Mußte doch ein solch erfahrener Missionskenner wie D. Grundemann gelegentlich eines Missionsvortrages von einem Missionar die Worte hören: „Wenn du auch dreißig Jahre lang die Mission studiert hast — wie es wirklich auf dem Missionsfelde aussieht, weißt du noch nicht.“ Diese Erwägung veranlaßte D. Grundemann, einen lange gehegten Plan auszuführen und auf einer fünf monatlichen Studienreise die hauptsächlichsten Missionsfelder Indiens zu besuchen. Durch sorgfältige Vorstudien aufs beste gerüstet, hat er dort mit scharfem Blick und mit großer Sachkenntnis Land und Leute, Christen und Heiden, deutsche, englische und amerikanische Missionare beobachtet und seine Eindrücke in dem vorliegenden Buche in höchst interessanter Weise erzählt. Fern von jeder Schönfärberei entrollt er vor unseren Augen ein anschauliches Bild von den heidenchristlichen Gemeinden Indiens; er scheut sich nicht auch die Schattenseiten der Heidenchristen zu besprechen. Die indischen Nationalaster, bodenlose Verlogenheit, Energielosigkeit, Hang zum Nachahmen der Europäer, kleben auch dem christlichen Hindu noch an. Es herrscht eine unglaubliche Begriffsverwirrung; Lügen und Betrügen, das Überborteln anderer wird nicht als Unrecht betrachtet, Rückfälle in diese dem Hindu angeborenen Sünden kommen auch bei den Christen noch vor. Mußte doch Grundemann die betrübende Erfahrung machen, daß ihn ein eingeborner brauner Pastor um 100 Rupien betrog.

In geistvoller Weise weist nun D. Grundemann nach, daß wir von den jungen heidenchristlichen Gemeinden billigerweise nicht sofort die reifen Früchte eines geheiligten Christenwandels erwarten dürfen. Rühmend hebt er zugleich hervor, daß einzelne indische Missionsgemeinden in eine Reihe mit unseren Landgemeinden zu stellen sind, ja sie sogar an Opferwilligkeit übertreffen. Die große

Geduld und Ergebung im Leiden, das innige Gebetsleben, die rege Beteiligung am Gottesdienst und heiligen Abendmahl, die Sterbensfreudigkeit, alle diese Tugenden der christlichen Hindu werden uns in ergreifender Weise geschildert und durch packende Einzeltüde vervollständigt. Das Buch regt zum Nachdenken über die verschiedensten Fragen des Missionsbetriebes an; wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung. Allerdings ist es in sofern schwer zu lesen, als uns die Ergebnisse der Forschung und Beobachtung nicht in fortlaufender Erzählung, sondern in Vorträgen über bestimmte Einzelfragen vorgelegt werden. Das Buch fordert deshalb ein eingehendes und sorgfältiges Studium, wenn man Gewinn davon haben soll. G.

Peters, Dr. Carl: Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet. Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig. Preis geh. 17 M., geb. 18,50 M.

Die Literatur über unsere Schutzgebiete besonders über Deutsch-Ostafrika, ist im letzten Jahrzehnt so angeschwollen, daß es auch für einen Fachmann kaum noch möglich ist, sie zu bewältigen. Es ist sehr schwer, aus der ungeheuren Fülle von Einzelmaterial gerade dasjenige herauszufinden, worüber man Belehrung sucht. Da hat das Auswärtige Amt den Begründer unserer Kolonie in Ostafrika, Dr. Carl Peters, beauftragt, auf Grund alles vorliegenden Materials eine sorgfältige Studie über die wirtschaftliche Nutzbarkeit dieser Kolonie zu schreiben. Es läßt sich verstehen, welche große Arbeit es erforderte, die ganze Ostafrika-Litteratur unter diesem rein praktischen Gesichtspunkte durchzuarbeiten. Daher muß man dem Dr. Peters ebenso dankbar sein, daß er sich dieser gewiß oft recht mühsamen Arbeit unterzogen hat, wie dem Auswärtigen Amt, daß es die Kosten derselben nicht gescheut hat. Denn daran kann doch kein Zweifel sein, der wirtschaftliche Gesichtspunkt ist für unsere Kolonialpolitik der ausschlaggebende. Das vorliegende Werk ist unserer Ansicht nach zweifellos das bedeutendste, das Dr. Peters geschrieben hat, ein durch und durch sachliches, auf sorgfältigsten Detailstudien beruhendes Werk, welches jedem Urteilsfähigen erlaubt, sich selbstständig eine Ansicht über jedes einzelne Gebiet Deutsch-Ostafrikas zu bilden. Die drei beigegebenen,

musterhaft gezeichneten Karten dienen dazu, die Ergebnisse der Forschung anschaulich vor die Augen zu stellen und dem Gedächtnis einzuprägen. Es ist verständlich, daß Dr. Carl Peters seine Schöpfung in allen Gebieten möglichst hoch gewertet hat, und es wird auf den Erweis der Erfahrung ankommen, ob nicht die ganze Skala seiner Urteile um einen Grad wird heruntergedrückt werden müssen. Von der vorzüglichen Illustrierung geben das in dieser Nummer veröffentlichte Bild des Kilimandscharo und die auf S. 107 und 113 gedruckten Bilder von Daressalam und dem Njassa treffliche Beispiele.

The Story of the L. M. S., (Londoner Missions-Gesellschaft) 1795—1895. By C. Silvester Horne, M. A. London: London Missionary Society.

Die Londoner Missionsgesellschaft feiert in diesem Jahre ihr hundertjähriges Jubiläum. Sie

hat deshalb das vorstehend angezeigte Buch herausgegeben, um den Missionsfreunden einen Überblick über ihre Arbeiten und Erfolge während dieses Jahrhunderts zu geben. Keine Missionsgesellschaft hat eine gleich interessante Geschichte. Sie war die Bahnbrecherin in der Südsee, sie nahm zuerst die Arbeit in Südafrika in größerem Umfang auf, und Männer wie Vanderkam, Moffat und Livingstone waren ihre Missionare. Sie bahnte den Weg nach China und sandte Robertson Morrison dorthin, 35 Jahre, ehe die verschlossenen Thore Chinas geöffnet wurden. Ihre Arbeit und ihr Verdienst ist es, daß der größte Teil der Insel Madagaskar wenigstens äußerlich zum Christentum bekehrt ist. Es ist wirklich gewinnreich, die Geschichte dieser segensreichen Missionsunternehmungen zu lesen. Wir möchten unsern Lesern, die des Englischen mächtig sind, dies Buch warm empfehlen.

Inhalt: Rottrott: Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Kolmission. — Die Leipziger Mission am Kilima-ndscharo. — Formosa. — Frühling am Sambesi. — Vermischtes. — Bücherbesprechungen.

Inseraten-Preis: Die dreispaltige Nonpareilzeile 30 Pf., bei 30 Zeilen 10 Prozent Rabatt, bei zweimaliger Aufnahme sowie bei 50 Zeilen 20 Prozent Rabatt.

Für Hausfrauen!

Annahme aller Vorfälle aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- und Mantelstoffen, Damenuhgen, Buffs, färbt, Strickwolle, Portieren, Schlaf- und Teppichdecken, i. den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch

H. Eichmann,
Ballenstedt a. Harz.
Leistungsfähigste Firma.
Must. umgehend franko.

Trauben und Dornen.

Ein
Chefsandbüchlein
von
H. Gleim.

Geb. 3 M., mit Goldschn. 3,50 M.

Bei sauberer Ausstattung zum Hochzeitsgeschenk geeignet.

C. Bertelsmann in Gütersloh.

Verlag von **C. Bertelsmann**
in Gütersloh.

Alt-Nürnberg
in feinen
Gottesdiensten.

Ein Beitrag
zur
Geschichte der Sitte und
des Kultus
von

M. Herold.

Mit e. Ansicht der Sebalduskirche.
Mit roter Einfassung.
4 M., gebunden 4,80 M.

Christliche
Familienabende.

Gesammelte Vorträge
von

Schliepe und Tiedtke.
Pfarrer. Prediger.
Erstes Bändchen.

1,50 M., in Halblwd. 1,80 M.

Als praktische Geschenke
empfehle ich meine **Papier-Ausstattungen** in Kassetten v. 50 Pf. an bis 10 M., feines **Billetpapier**, 100 Bogen u. 100 **Kouverts** von 1 M. an. Ferner empfehle ich sämtl. **Schreibwaren** u. **Kontor-utensilien**, sowie ff. **Lederwaren**: **Photographie-Albums**, **Portemonnaies**, **Cigarrentaschen** etc. zu den billigsten Preisen.

Man verlange meinen Katalog.
J. D. Küster Nachf., Bielefeld
Verband-Geschäft.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Beck, D. J. L., Pastorallehren des Neuen Testaments, hauptsächlich nach Matth. 4—12 u. Apg. 1—6. Herausg. von B. Rigenbach. 2. Aufl. 5 M., geb. 6 M.

Josephson, H., Pfr. in Hamm, Das heilige Abendmahl und das Neue Testament. 50 Pf.

Lezius, Lic. th. Fr., Zur Charakteristik des religiösen Standpunktes des Erasmus. 1 M.

Lütgert, Lic. th. W., Das Reich Gottes nach den synoptischen Evangelien. Eine Untersuchung zur neutestamentlichen Theologie. 2,40 M., geb. 3 M.

Röhrich, P. H., Auf zum Kampf wider die liberale Theologie und für Christus und die Kirche! 80 Pf.

Rupprecht, Ed., Das Rätsel des Fünfbuches Mose und seine falsche Lösung. 2 M.

— **Des Rätsels Lösung** oder Beiträge zur richtigen Lösung des Pentateuchrätsels für den christlichen Glauben und die Wissenschaft. 3,60 M.

Schäfer, P. Th., Die innere Mission in der Schule. Handbuch für Lehrer. 2,40 M., geb. 3 M. (Auch f. Geistliche.)

— **Im Dienst der Liebe.** Skizzen zur Diakonienfrage. (Eleg. geb. 1 M., geb. 1,50 M. (Werbeschrift für die Diakonie.)

Schneider, P. P., Text und kurze Erklärung des Römerbriefes. 1,50 M., geb. 2 M.

Stende, Lic. th. C. G., Volkstümliche Apologie. 80 Pf.

Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1895. Hrsg. von P. J. Schneider. 2,40 M., geb. 3 M.

Wiesen, P. G., Die Stellung Jesu zum irdischen Gut mit besonderer Rücksicht auf das Gleichnis vom ungerechten Haushalter. 1,20 M.



Erscheint monatlich. Preis jährlich 3 M. (4 Fr.), frei ins Haus 3,20 M.

Nr. 2203 des Post-Zeitungs-Katalogs für 1895.

I. Jahrgang.

1895.

August.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Kols-Mission.

Von T. Nottrott, Pastor in Spickendorf.

II. Die Geschichte der Mission.

1.

Von ihren schwachen Kindertagen an bis zu ihrem Jubelfeste ist es mit der Kols-Mission allwege durch Gericht und Gnade gegangen. Man kann sie vor andern eine Mission der Krisen nennen. Gott sei Dank, waren aber ihre Krisen nicht zum Tode, sondern zum Leben.

Schon das fünfte Jahr ihres Bestehens war ein kritisches. Nachdem die erst für die Karenen Hinterindiens, dann für Tibet bestimmten Sendboten des „Vater“ Goshner von Calcutta aus durch fromme englische Offiziere gerufen, sich in Kantschi niedergelassen hatten, suchten sie ihre Aufgabe durch Predigten auf den Bazaren, Unterredungen mit Einzelnen, Darreichung ärztlicher Hilfe und besonders durch Unterricht von Kindern auszurichten. Die Hindus

drängten sich auch bald nach ihrer Art neugierig und disputierend an sie heran, die Kols aber hielten sich in scheuer Ferne. Um diesen näher zu sein, besetzte man das südwestlich von Kantschi gelegene Dorf Domba. Hier näherten sich die Kols schon mehr, ohne daß jedoch die Predigt auf sie einen sonderlichen Eindruck zu machen schien; jedenfalls zeigte sich kein Verlangen nach der heiligen Taufe. Angeregte und heilsverlangende Hindus, wie Lal Bismathiah, ein Glied der Königsfamilie, wurden offenbar durch die Kaste zurückgehalten; bei den Kols schrieb man es ihrer geistigen Stumpfheit zu. Den einflußreicheren Missionaren schien deshalb die Ankunft weiterer Helfer eine überflüssige Sache. Ermüdet durch ihre scheinbar vergebliche Arbeit und dazu bedrückt durch Krankheiten und Sterbefälle in ihrer Mitte, gaben sie die Hoffnung

ganz auf, die Kols zu gewinnen, und baten um ihre Abberufung. Da aber sprach der treue Gottesmann Gofner, der die Art des Reiches Gottes besser kannte als seine Sendlinge, das gewaltige Wort: „Ob sich die Kols bekehren oder nicht, das sei euch ganz gleich. Wollen sie das Wort nicht annehmen, so mögen sie es sich zum Gericht hören. Ihr aber betet und predigt ruhig fort, wir hier wollen auch mehr beten.“

Nicht lange darauf, am 9. Juni 1850, ließen sich die ersten Kols taufen. Einige Anhänger einer heidnischen Sekte waren gekommen, um Jesum zu sehen. Es hielt allerdings schwer, ihnen die kindliche Vorstellung zu nehmen, man könne Jesum mit leiblichen Augen sehen; auch erforderte der Bruch der Kaste erst einen harten Kampf;

mehr als 900 Getaufte und weit über 2000 Taufbewerber.

Außer der Hauptstation Rantschi und dem unter den Uraus gelegenen Lohardagga bestanden damals noch drei andere Stationen: für die Mundas die Station Govindpur, unter den Bengalen die Station Purulia und unter den Santhals die Station Hazaribagh. In der Kapelle des Mundadorfes Gotta hielt der Erstling der Getauften, Neumann, täglich Andacht. Auch ein Katechist und 14 Älteste waren bereits eingesetzt, und in Rantschi blühte eine Schule. Missions-Superintendent Sternberg, der 1856 die Mission besuchte, berichtete mit heller Freude über ihr Gedeihen, besonders den Zeugnismut der Christen und die Andacht der Täuflinge, deren er einmal 75 am Taufstein sah. Der alte Gofner



Das Predigerseminar und die Christuskirche in Rantschi.

endlich aber konnten sie doch der Gemeinde Jesu Christi durch die Taufe einverleibt werden.

Nachdem das Eis einmal gebrochen war, zog der Frühling des Glaubens immer weiter in das Land. Eifriger noch als die europäischen Missionare führten die getauften Kols selbst ihre Volksgenossen zum Heil. Aus einem Dorfe drang die fröhliche Kunde von Christus in das andere. Bedeutungsvoll war dabei, daß man von Anfang an die christlichen Kols nicht etwa auf der Missionsstation angesiedelt, sondern mitten unter den Heiden in ihren Dörfern wohnen lassen. Obwohl man nicht zu eilig mit Erteilung der Taufe war, sondern ihr gewöhnlich ein mehrjähriges Katechumenat vorhergehen ließ, zählte doch im Frühjahr 1857 die Gemeinde schon

aber erkannte an, daß die Missionare ihm eher zu wenig als zu viel über ihre Erfolge berichtet hätten, und mahnte, Gott die Ehre zu geben, demütig zu bleiben und weiter zu arbeiten, damit „der Teufel auch keine Gräte von den Fischen behalte.“

2.

Da als die Mission so herrlich im Gange war, sollte ihr Fortbestehen ganz in Frage gestellt werden durch den großen indischen Aufstand des Jahres 1857. Dessen Lösungswort war ja: hinaus aus dem Lande mit den Christen, hinaus mit den Missionaren! Angebahnt durch erneute Bedrückung der Kols seitens ihrer Grundherren, kam er in Tschutia Nagpur erst zum vollen Ausbruch, nachdem er anderwärts bereits niedergeschlagen war. Zuerst

zerstörten die aufständischen Regimenter der Eingebornen die Station Hajaribagh. Dann kam Rantschi an die Reihe, dessen Kirche und Wohnhäuser gründlich ausgeplündert, aber zum Glück nicht niedergegriffen wurden. So ging's weiter. Die Missionare hatten sich zwar durch eine beschwerliche und gefährliche Flucht nach Calcutta in Sicherheit bringen können, — wie aber, so frug man sich, wird es den armen eingebornen Christen ergehen, wie werden sie die Anfechtung überstehen?

Nun, schlumm genug erging es ihnen. Hätte der Radscha von Tschutia Nagpur nicht aus Furcht vor der Rückkehr der Engländer die Feinde etwas zurückgehalten, so wären die Christen wohl gänzlich ausgerottet worden. Was aber an Verraubung und körperlicher Mißhandlung ihnen zugefügt werden konnte, das geschah. Manche wurden durch die Drangsale und Entbehrungen dahingerafft, viele hatten an den Folgen der erhaltenen Schläge ihr Leben zu leiden.

Aber kein Christ fiel von seinem Glauben ab. Die erste Liebe erhielt sie auch ohne den stärkenden Zuspruch ihrer Missionare in der Treue. Ein Christ sagte seinem Feinde, der ihn nach vielen Schlägen zum Abfall aufforderte: „Du hast mich bisher nur von außen geschlagen, du mußt mich erst noch von innen schlagen“. Ein anderer sagte in derselben Lage: „So lange noch ein Odem in mir ist, will ich meinen Jisu Massih (Jesus Messias) nicht verlassen“. Man fragte eine Frau nach der Verfolgung, ob es ihr nach dem Verlust ihrer Erbsparnisse und den vielen Karben auf ihrem Rücken nicht leid sei, Christin geworden zu sein? Sie antwortete: „Sollte ich nicht dieses Wenige für meinen lieben Jesus gern leiden, da er für mich so viel gelitten hat?“

Die Nachricht von der Befiegung des Aufstandes und von der Glaubenstreue der jungen Christengemeinde war die letzte Kunde, welche der alte Vater Gohner über sein Werk erhielt. Sein letztes Wort in der von ihm herausgegebenen „Biene auf dem Missionsfelde“ war ein Mahnwort zu neuem Auf- und Ausbau des zerstörten Tempels der Mission, bis derselbe in Indien vollendet dastehen würde.

Die auf den Aufstand folgenden zehn Jahre bezeichnen für die Christengemeinde

eine Zeit außerordentlichen Wachstums. Die Christen und Heiden sahen in der Befiegung des Aufstands einen handgreiflichen Beweis der Macht des Christengottes und schöpften aus demselben die erneute Zuversicht, daß das Christentum ihnen gegen die socialen Nöte die ersuchte Hilfe bringen werde. Dazu kam, daß die Regierung den Christen nicht nur ihre Verluste reichlich erstattete, sondern ihnen auch bei Besetzung der Beamtenstellen den Vorzug gab. So entstand eine mächtige Bewegung nach dem Christentum hin.

Schon gegen Ende des Jahres 1857 hatten sich 150 neue Taufbewerber gemeldet. Im Jahre 1858 stieg die Zahl der Dörfer, in welchen Christen wohnten, von 56 auf nicht weniger als 270. Die Station Rantschi glich zeitweise einem großen Heerlager. Die Missionare fürchteten, der ganze Stamm der Munda würde auf einmal kommen, die Kols aber hegten Sorge, daß auch die Zemindare, die Grundherrschaft, das Evangelium annehmen und so ihrer nationalen Bewegung die Spitze abbrechen könnten.

Immer mehr schwoll die Flut an. Ende 1859 zählte man schon 800 Ortschaften mit 1600 Getauften und ebensoviel Taufkandidaten. Jedes folgende Jahr fügte der Gemeinde durchschnittlich 1000 Getaufte hinzu. Im Jahre 1867 betrug die Gesamtzahl der Getauften gegen 10 000, darunter 2231 volle, d. h. konfirmierte Gemeindeglieder.

Während dieses schnellen Wachstums sollten sich aber die Keime zu einer neuen, noch schwereren Krisis ausbilden. Unter den Tausenden, die sich zum Christentum hinwandten, gab es gewiß nicht wenige, die dazu durch ein aufrichtiges, wenn auch nicht immer klares Heilsverlangen getrieben wurden. Es ist aber nicht zu leugnen, daß die Mehrzahl derselben und besonders die Häupter der Bewegung nur deshalb dem Heidentum entsagten, um mit Hülfe der Missionare und in Kraft der geistigen Überlegenheit, die ihnen das Christentum gab, das verhaßte Joch der Hindus abzuschütteln und wieder in den Besitz des ihnen unrechtmäßig geraubten Landes zu kommen. Andererseits war aber auch der Haß der Grundherrschaft durch die Ausbreitung der christlichen Kirche gewachsen. Die Gefahr, die ihnen drohte, wohl ahnend,

hatten sie sich zu einer planmäßigen Bedrückung und Ausbeutung der Kols enger aneinander geschlossen. Auf beiden Seiten sammelte sich so ein Zündstoff an, der bald in hellen Flammen auslodern sollte. Die Gegend von Govindpur war der Hauptherd der Unruhen. Die heidnischen Hindus gingen gegen die christlichen Kols in einer Weise vor, die geradezu eine Christenverfolgung genannt werden muß. Die Christen aber erwiderten dieselbe leider mit Rauben und Plündern, zogen jedoch den kürzeren. Über 100 Christen wurden gemartert, etliche erschlagen und an zwanzig ihrer Dörfer ausgeraubt. Die englische Regierung, deren Wohlwollen für die Christen rasch wieder erloschen war, sah dabei ruhig

nicht. Auf den Rat der älteren Missionare waren nach dem Aufstande des Jahres 1857 die meisten europäischen Helfer in andere Missionen übergegangen, und nur sechs waren zurückgeblieben, von diesen waren zwei noch dazu auf Urlaub. Was war das unter so viele? Dazu hatte man den sofortigen Aufbau der zerstörten Stationen unterlassen. Das von der unruhigen Gegend ziemlich entfernte Rantschi war die einzige Station; hier aber war die Arbeit schon so umfangreich, daß man an ein Bereisen des Landes nicht denken konnte. Man bemühte sich allerdings, in den Christendörfern Älteste einzusetzen und zum Unterricht des Volkes Katechisten auszubilden. Aber jene Ältesten gerade stellten sich an die



Missionshaus in Purulia.

zu und hörte auch nicht auf die Vorstellungen der Missionare. Die christlichen Kols waren nur mit Mühe von einem Aufstande auch gegen die Obrigkeit, die sie als Verbündete ihrer Erbfeinde ansahen, zurückzuhalten. Endlich als die Unruhen sich selbst auf die benachbarten Gegenden ausbreiteten, griff die Regierung ein, belegte die Rädelsführer beider Teile mit Strafen und stellte den Frieden wieder her.

Die Missionare billigten die Selbsthilfe der Christen durchaus nicht. Leider aber konnten sie wenig dagegen thun. Die Bewegung war ihnen über den Kopf gewachsen. Durch die große Zahl der Übertritte war ein genügender Unterricht und eine hinreichende Seelsorge sehr erschwert worden. Ganz ohne Schuld war die Mission dabei

Spitze der Unruhigen, und Katechisten gab es im Jahre 1864 erst 14. Die Masse der Taufbewerber war ungenügend mit dem Evangelium durchsäuert. Es gab daher in den genannten Bezirken viele Jahre lang recht unwissende Katechumenen, die nicht getauft werden konnten und auch gar keine Lust hatten zur Taufe zu lernen.

Auch die weiteren Veranstaltungen, die man traf, waren ungenügend. Ende 1861 war die Station Hazaribagh unter den Santhals wieder aufgenommen. Anfang 1864 gründete man Purulia aufs neue. In demselben Jahre kaufte man auch in Tschaybasa ein Haus. Aber diese Stationen lagen viel zu abseits, um in die Bewegung um Govindpur entsprechend eingreifen zu können. Auf die Masse der

Taufbewerber in jenen Gegenden suchte man bloß von Rantschi aus einzuwirken; dort saßen die alten Missionare, welche junge, tüchtige Mithelfer geflissentlich fern hielten, zum Teil unter Krankheit litten und obendrein bloß der Hindi-Sprache, aber nicht der Sprachen der Kols mächtig waren.

Unter diesen Verhältnissen glaubte der englische hochkirchliche Bischof von Calcutta den Versuch machen zu können, die Kols-Mission in seine Hände zu bekommen. Er besuchte Rantschi, und was er dort sah — an einem Sonntage 143 Taufen, 600 Abendmahls Gäste, 1200 Kirchenbesucher — bewog ihn zu dem Antrag an die Berliner Missionsleitung, dieselbe möge das Werk entweder mit aller Kraft betreiben oder, falls sie dazu außer stande sei, der englischen Kirche überlassen.

Allein Generalsuperintendent Büchsel, dem Gofner die Leitung seiner Mission bedingungslos übertragen hatte, hielt es unter freudiger Zustimmung der Missionare und aller Freunde der Kols-Mission in Indien und in Deutschland für eine Ehrensache und heilige Pflicht, daß die deutsche Kols-Mission auch von Deutschen fortgeführt werde. Um sie nicht zu Grunde gehen zu lassen, raffte man sich zu neuem Eifer auf. In Calcutta bildete sich 1865 unter den Deutschen und Engländern für diese „Perle der Missionen“ ein Hilfsverein, der in voller Einmütigkeit mit dem Berliner Kuratorium arbeiten wollte. Ein Jahr später entstand ein gleicher Verein in Berlin unter dem Vorsitz des Staatsministers von Bethmann-Hollweg. Auf dem Missionsfelde selbst ging man daran, eine größere Zahl tüchtiger Katechisten auszubilden und veranlaßte auch den Bau von Dorfskapellen.

3.

Trotz des neuen Antriebes wollte jedoch die Missionsarbeit nicht recht vorwärts gehen. Wiederholt sprachen es die Engländer aus, die Deutschen hätten weder Herz noch Geld, eine so vielversprechende Mission so fortzuführen, wie es nötig sei. Sie schienen in der That recht zu haben. Denn auch die Anzahl der Missionare war noch keine genügende.

Es waren nur neun Missionare in der Arbeit, und gerade mehrere der tüchtigsten von den älteren Missionaren waren ge-

storben oder aus dem Missionsdienst ausgeschieden.

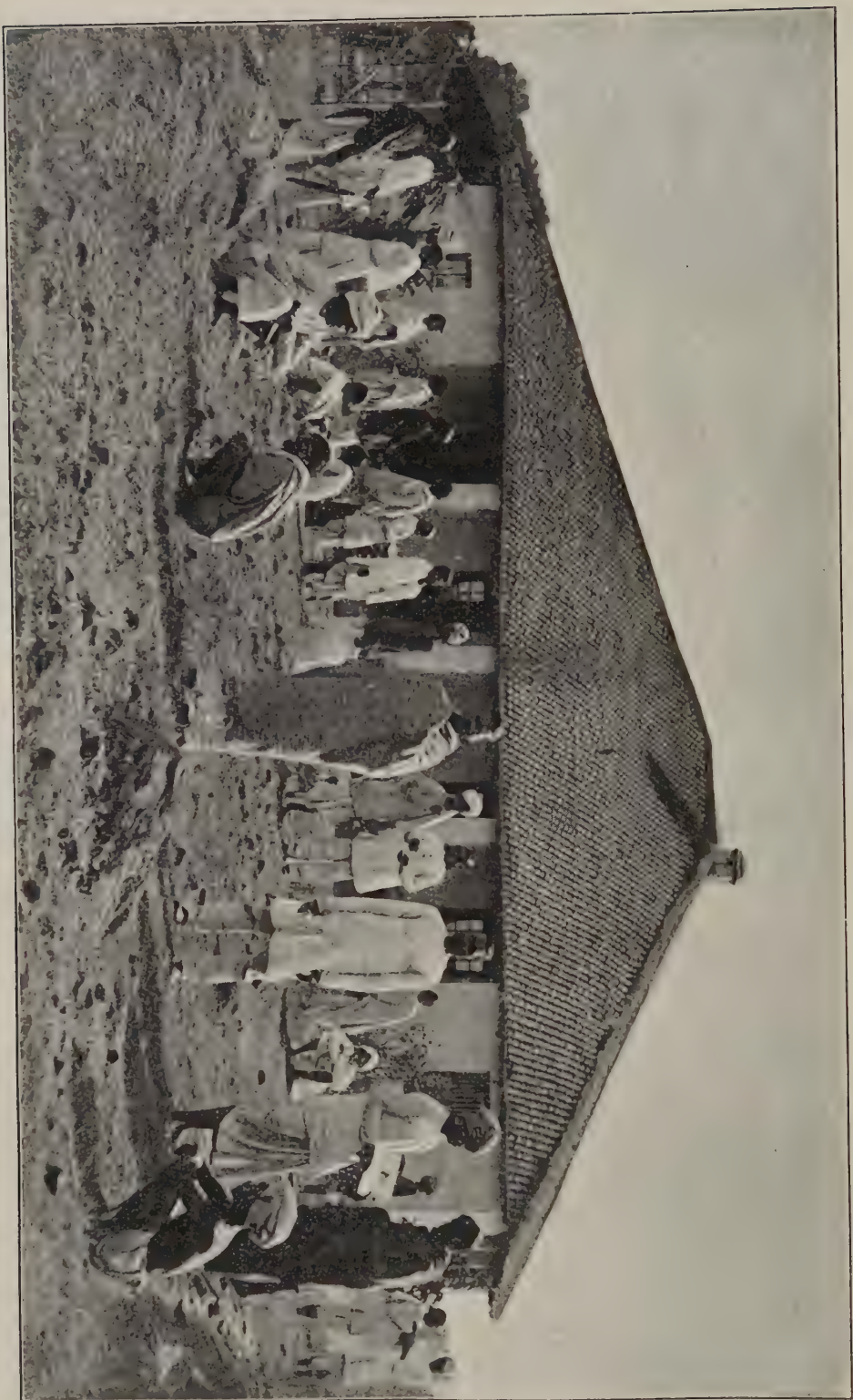
Einsichtsvollen Männern der Missionsarbeit hatte sich je länger je mehr die Befürchtung aufgedrängt, daß noch ein tieferer Schade vorhanden sein müsse. Das sollte denn auch bei der Spaltung im Jahre 1868 zu Tage treten. Durch sie entwickelte sich die schleichende Krankheit, an der die Mission litt, zu einer heftigen, aber in ihren Folgen heilsamen Krisis.

Solange Gofner lebte, leitete dieser alles durch die Macht seiner apostolischen Persönlichkeit. Die Missionare beugten sich unter seine Autorität auch ohne Gesetze und Verordnungen, von denen Gofner überhaupt kein Freund war. Das konnte nach seinem Tode nicht so weiter gehen. Der Vorstand und sein Vorsitzender, Generalsuperintendent Büchsel, vermochte nicht den Einfluß eines Gofner auszuüben. Die Missionare waren zu selbständig geworden; sie fügten sich den Anordnungen der heimischen Missionsleitung nicht mehr. Sie nahmen wohl Geldunterstützungen an, aber sie leiteten die Mission so sehr nach ihren eigensüchtigen Gedanken, daß sie die ihnen zugesandten neuen Gehülfen entweder wieder verschlehten oder ihnen entfernte Plätze anwiesen.

So stand die Sache, als Ende 1867 die beiden Theologen Karl Häberlin und Alfred Rottrott in den Dienst der Mission traten. Diese ließen sich durch das unbrüderliche Verhalten der alten Missionare nicht einschüchtern, sondern wahrten ihre Stellung und drangen auf Beseitigung verschiedener Mißbräuche, die sich eingeschlichen hatten.

Jetzt ging auch die Missionsleitung entschieden mit der Neuordnung der Missionsarbeit vor. Sie entwarf ein neues Statut und sandte den Missionsinspektor Pastor Ansförge nach Indien, um dasselbe den Missionaren vorzulegen. Am 19. Nov. 1868 fand unter seinem Vorsitz eine Generalversammlung aller Kolsmissionare statt. Das Ende dieser stürmischen Beratung war, daß neun Missionare das Statut unterschrieben, die übrigen sechs ihre Unterschrift verweigerten und, ohne auch nur die Antwort auf ihren Widerspruch abzuwarten, aus dem Dienst der Gofnerschen Mission austraten.

Dieser leidige Riß war für die Eng-



Wohnhaus auf Station Burblin.

länder eine gefundene Gelegenheit, nach der längst begehrten Mission die Hände aufs neue auszustrecken. Auf Einladung der englischen Beamten erschien der Bischof Milman von Calcutta; nahm die wider-spensitigen Missionare in die Hochkirche auf und verlangte, daß die treugebliebenen Berliner Missionare das Feld räumen und die Missionsgrundstücke ausliefern sollten. Darauf gingen diese selbstverständlich nicht ein; aber sie konnten nicht verhindern, daß sich die ausgetretenen Missionare zum zweiten Mal ordnieren und gegen 300 Kols zum zweiten Mal nach hochkirchlicher Sitte konfirmieren ließen. Die Leitung dieser Abtrünnigen übernahm die halbrömische Society for the propagation of the Gospel, die bei uns kurz als Ausbreitungs-Gesellschaft bezeichnet wird. Damit war die Spaltung eine vollendete Thatsache.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Spaltung in mancher Beziehung dem Missionswerke üblen Schaden gebracht hat. Ein Vorteil war aber mit ihr verbunden, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Von da ab wurde die Missionsaufgabe tiefer erfaßt und thatkräftiger ausgerichtet. Seit der Krisis 1868 beginnt die eigentliche Blütezeit der Kols-Mission.

Wir erinnern uns, daß der große Bezirk der Station Rantschi besonders in seinen entfernteren Teilen ziemlich vernachlässigt worden war. Jetzt scheute man weder Mühe noch Kosten, um jedes Christendorf wenigstens einmal jährlich zu besuchen. Aber das genügte nicht. Es mußten neue Mittelpunkte der missionarischen Thätigkeit, mehr Sammelstätten für die Christen geschaffen werden. Man beschloß daher die alten, seit dem Aufstande 1857 wüst liegenden Stationen wieder aufzubauen und neue dazu zu gründen. Zuerst wurde 1869 der Bau der neuen, etwa 7 deutsche Meilen südlich von Rantschi gelegenen Station Burdschu in Angriff genommen. Ein ungenannter Freund Gofners aus Petersburg spendete die Mittel dazu. Dann kam das alte, bloß noch durch blühende Oleanderbüsche kenntliche Govindpur an die Reihe. Im Jahre 1871 begann man mit dem Wiederaufbau von Lohardagga. Endlich im Jahre 1873 wurde zum hundertjährigen Geburtstag Gofners ganz im Süden von Tschutia Nagpur die Station Takarma gegründet.

Und noch einen weiteren, ganz unschätzbaren Gewinn brachte die Krisis, nämlich die Erkenntnis, daß das Evangelium nur dann recht in die Herzen der Kols dringen könne, wenn es ihnen in ihrer eigenen Sprache gepredigt würde. Mit allem Fleiß warfen sich daher die Missionare auf die Erlernung der Uraus-, Mundari- und Ho-Sprache. Der Eindruck aber, den es auf die Kols machte, als sie in ihrer Sprache die Liturgie hörten, die Kirchenlieder singen lernten und endlich auch die gottesdienstliche Predigt vernahmen, war ein ganz außerordentlicher.

Hatte nun die leidige Spaltung den Missionaren auch persönlich Wunden geschlagen, an denen sie, wie einer sagte, ihr Lebtag würden zu leiden haben, so konnte auf dieselbe doch mit innigem Danke gegen den Herrn zurückgeblückt werden, der wohl richtet, aber die Seinen nicht dem Tode übergiebt.

4.

Während der letzten zwanzig Jahre zeigt die Kols-Mission eine größere Steigigkeit der Entwicklung. Ihr Zuwachs war, obgleich die Seelenzahl sich verdoppelte, doch kein allzugroßer und konnte daher leichter seelsorgerisch bewältigt werden. Nicht sowohl auf die Ausbreitung der jungen Kirche, als vielmehr auf ihre Befestigung, die Versorgung mit eingebornen Geistlichen und die Erziehung zur Selbständigkeit legte man den Hauptnachdruck. Mit Recht war man der Ansicht, daß sich die Gemeinde um so leichter vergrößern würde, je fester sie im christlichen Glaubensleben eingewurzelt sei.

Leider ist es aber auch in dieser Zeit nicht ohne Krisen abgegangen. Die Kols-Mission hat bis zu dieser Stunde mit drei Gefahren schwer zu ringen.

Die erste erwächst aus den Landstreitigkeiten der Kols. Daß diese Land-Bewegung der Mission leicht schwere Hindernisse würde bereiten können, war von Anfang an zu fürchten. Allerdings nehmen sich die Missionare der schwer bedrückten Kols nach Kräften an. Sie geben ihnen guten Rat, treten für sie bei den Zemindaren und Thikadaren, den Grundbesitzern und Steuerpächtern, ein und halten besondere Katechisten, welche die Klagenden bei ihren Prozessen unterstützen sollen, damit sie nicht in die Hände gewissenloser Hindu-Advokaten

fallen. Sie wenden sich auch wegen der ungerechten Behandlung der Kols an die obere Verwaltungsbehörde in Calcutta. Mehr als das können und dürfen sie jedoch nicht thun. Damit sind aber diejenigen Kols, welche ihren Sinn nicht auf das Himmlische haben richten lassen, bei weitem nicht zufrieden. Diese wollen überhaupt nicht bloß ihr Recht haben, sondern sie verlangen den Besitzstand zurück, welchen ihre Vorfahren vor der Einwanderung der Hindus inne hatten. Ihr Lösungswort ist: „Das Land der Kols für die Kols!“ Dazu sollen ihnen, denken sie, die Missionare verhelfen. Was Wunder, daß sie gegen die Mission mißtrauisch, ja am Christentum selbst irre werden, wenn sie sich in dieser Hoffnung getäuscht sehen. Sie fallen

viel Unheil angerichtet hatte. Dort folgten nach verhältnismäßig ruhigeren Zeiten immer wieder solche großer Aufregung. In Govindpur wurde 1887 die Lösung ausgegeben: „Wir wollen weder eine deutsche noch eine englische noch eine römische Gemeinde, sondern eine christliche Munda-Gemeinde sein. Demgemäß hielten sie eigene Gottesdienste, ein Altester wagte sogar auf eigene Hand zu trauen.“

Die Mülhlarbeit ist überall wohl geordnet. Sogenannte Sardare stehen an ihrer Spitze. Diese sammeln Geldbeiträge, reichen bei der Obrigkeit Bittschriften ein und gehen nach Calcutta, um dort beim obersten Gerichtshofe günstige Erkenntnisse zu erwirken. Obgleich die Sardare zumeist frühere Katechisten und Lehrer sind und



Kirche mit Wohnhaus in Lohardagga.

um deswillen nicht gerade in das Heidentum zurück, aber sie bleiben vom Gottesdienst weg, verweigern die Kirchensteuer u. dgl. und suchen damit auf die Missionare einen Druck auszuüben. So hatte sich schon Mitte der siebziger Jahre in der Gemeinde Lohardagga eine christlich-soziale Sekte gebildet, die ihre eigenen Gottesdienste hielt. Im Jahre 1879 sagte sich aus demselben Grunde ein großer Teil der Gemeinde Rantschi von den Missionaren los, er wollte ohne dieselben Gottesdienst und Schule halten und bedrohte jeden mit Strafe, der die Kirche in Rantschi besuchte oder seine Kinder dort in die Schule sandte. Am meisten aufgewühlt ist der Bereich der Stationen Burdschu und Govindpur, in welchem bereits 1857 die Landfrage so

deshalb die Heiden an Klugheit überragen, so haben sie doch noch nichts ausgerichtet; meist haben sie sich nur durch selbstsüchtige heidnische Advokaten ausnutzen lassen.

Trotz aller Schmerzen, welche diese Landbewegung der Mission macht, ist das Werk der Evangelisation durch sie doch nicht ernstlich bedroht. In der Gegend von Lohardagga und Rantschi haben sich die Gemüter bereits wieder beruhigt, und das wird auch in den übrigen Gegenden geschehen. Eine fortgesetzte christliche Einwirkung ist allerdings sehr nötig. Wir sehen in der Sardar-Bewegung eine Kinderkrankheit der christlichen Kols und finden in ihr den erfreulichen Beweis dafür, daß das Christentum in dem Volksleben schon tiefe Wurzeln geschlagen hat.

Ungleich bedenklicher als diese Sardar-Bewegung waren in den letzten zwanzig Jahren die Gefahren, die aus den Gegenmissionen erwuchsen. Weniger die von seiten der Ausbreitungsgesellschaft. Sie hat zwar viel Verwirrung angerichtet, es ist ihr jedoch nicht gelungen, aus den Gofnerschen Gemeinden eine nennenswerte Anzahl von Anhängern zu gewinnen. Wohl aber hat eine jesuitische Gegenmission viel Not gemacht. Von Tschabasa aus, wo sich 1870 der erste Jesuitenpater niedergelassen hatte, ist diese Schritt für Schritt nach Norden vor-

gelische Kirche mit ihren Geistlichen, obenan einen Luther, nach Kräften verdächtigten und schmähten und die katholische Kirche mit ihrer Ehelosigkeit und Uneigennützigkeit ins hellste Licht stellten, verstand sich bei ihnen von selbst. Aber sie lockten auch durch die Vorspiegelung, daß sie von der englischen Regierung besonders begünstigt würden, sie förderten die Übertretenden durch Geldgaben, sie gestatteten den von der evangelischen Mission so nachdrücklich bekämpften Branntweingenuß, ja sie übten sogar gegen die heidnischen Opfer



Wohnhaus und Kapelle auf Station Govindpur (Gofnerpur).

gedrungen und hat sich mit Vorliebe in der Nähe der Gofnerschen Stationen angebaut. Sie besitzt gegenwärtig eine größere Zahl von Missionaren und Stationen als die evangelische Mission und ein Seminar für Missionsgehilfen. Entgegen ihren anfänglichen Versicherungen richteten die Jesuiten die Spitze ihrer Wirksamkeit bald gegen die evangelischen Gemeinden. Es schien, als sollte der Kampf, den sie einst gegen den alten Gofner geführt hatten, jetzt gegen sein glorreiches Werk fortgesetzt werden. Und nicht die lautersten Mittel wurden dabei gebraucht. Daß sie die evan-

gelisten. Während sie die evangelischen Taufen nicht anerkannten, erteilten sie die heilige Taufe fast ohne jeden vorhergegangenen Unterricht. Es genügte ihnen, wenn jemand das Ave Maria sprechen konnte und die verschiedenen Kniebeugungen zu machen verstand. Man hat römische Christen gefunden, die vom Christentum ganz und gar nichts wußten. Selbst Kinder heidnischer Eltern wurden von den Jesuiten getauft. Als Haupt-Zugmittel benutzten sie aber die sociale Frage. Wer zu ihnen übertrete, so hieß es, der würde unfehlbar Hilfe in seinen Landstreitigkeiten bekommen.

Bei solcher Praxis konnte es nicht ausbleiben, daß von den schwachen Kols-Christen gar viele zu ihnen übergingen. Das lockere Leben und die großen Versprechungen waren zu verlockend. Im Jahre 1887 hatten die Jesuiten allein in der social unterwühlten Gemeinde Govindpur 503 Anhänger.

Aber diese Verluste waren für unsere Mission noch nicht das Schlimmste. Sie konnten sogar als eine Reinigung der Gemeinde von unlautern Gliedern angesehen werden. Bedenklicher war es, daß durch das halbe oder ganze Heidentum, das bei den Römischen herrschte, die Zucht in den evangelischen Gemeinden gelockert wurde. Warum, so hieß es, ist bei uns nicht erlaubt, was doch bei jenen Christen erlaubt ist? Selbstverständlich widerstand der bessere Teil der Evangelischen der Versuchung zum Übertritt. Es fehlte nicht an köstlichen Worten, mit denen man den Verlockungen und Verdächtigungen begegnete. Andere, die sich hatten verleiten lassen, lernten bald das schätzen, was sie aufgegeben, und kamen reumütig wieder zurück. Überhaupt beobachtete man, daß es seit dem Auftreten der römischen Gegenmission mit dem Christenleben ernster genommen wurde und die christliche Erkenntnis sich vertiefte.

Freilich sahen sich die evangelischen Missionare Rom gegenüber auch zu den größten Anstrengungen genötigt. Die Unterscheidungslehren wurden im Unterricht und in der Predigt behandelt, den Schwachen wurde seelsorgerlich nachgegangen, noch öfter als bisher wurden die Bezirke bereist; schließlich wurde auch die Kirchenzucht verschärft. Die zur überwiegenden Mehrzahl aus Kols bestehende Generalsynode faßte in feierlicher Weise durch Aufheben der Hände einmütig und begeistert den Beschluß, daß jedes Gemeindeglied, welches mit einem Katholiken sich verheiraten, ja auch nur zusammen essen würde, ausgeschlossen werden solle.

Daß das Gottesgericht über die römische Wirtshaft nicht ausbleiben könne, war von vornherein klar, daß es aber so schnell kommen würde, hatte niemand gedacht. Denn es ist bereits gekommen. Die eitlen Vorpiegelungen der Jesuiten riefen einen Aufstand der Kols hervor, der natürlich der Regierung in Calcutta gründlich die Augen über dies thörichte Vorgehen öffnete. Und die „Bekehrten“ selbst, deren sie im

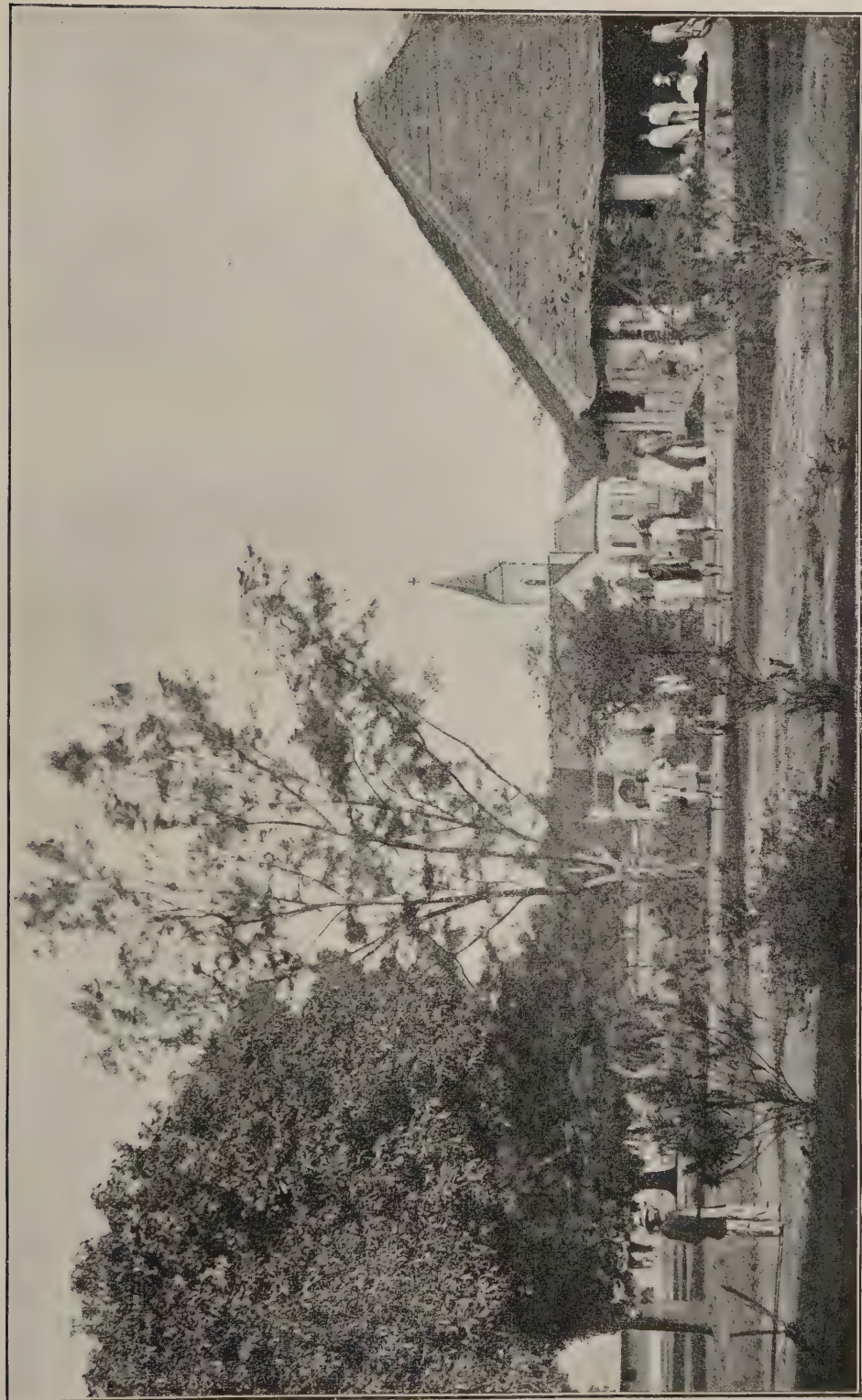
Jahre 1890 nicht weniger als 55 000 (!?) zu haben behaupteten, fühlten sich je länger je mehr getäuscht.

Seit dem Jahre 1891 wandten sich daher besonders im Westen des Landes, in der Gegend von Barwe, zahlreiche Glieder der römischen Gemeinden von den Jesuiten wieder ab und kamen zu unsern Missionaren mit der Bitte um christlichen Unterricht. Sie abzuweisen lag kein Grund vor. Man sandte ihnen von Bohardagga aus zunächst tüchtige eingeborne Helfer, dann reiste Missionar Hahn selbst hin und baute dort, da der Zufluß immer stärker wurde, trotz heftiger Gegenwehr der Jesuiten, im Jahre 1892 die Station Tschainpur. Schon gehören zu dieser Station an 3000 frühere Katholiken, und immer noch kommen neue und zwar gleich ganze Dörfer. Die nicht leichte Arbeit daselbst erfordert viele Geldausgaben und besonders sattelfeste Katechisten; aber gerade unter diesen ist die Begeisterung für die Arbeit in Barwe so groß, daß sie dazu einen besonderen Missionsverein gebildet haben und reiche Geldgaben beisteuern.

Auch im Süden der Station Takarma, in der Landschaft Biru, ist unter den Katholischen Namenchristen und unter den Heiden eine Bewegung zur evangelischen Kirche entstanden. Da sich die Zahl der dort Getauften schon vor zwei Jahren auf 700, die der Taufkandidaten auf 1000 belief, thut es dringend not, auch hier eine Station zu erbauen. Eine Erstlingsgabe zu derselben ist durch den sächsischen Provinzialverein gespendet und bereits auch ein Bauplatz für sie erworben.

So hat die Gohnersche Kols-Mission bisher alle Krisen, die über sie verhängt waren, mit Gottes Hilfe glücklich überwunden. Sie gleicht an ihrem 50jährigen Jubiläum einem Baume, der trotz aller Stürme, die ihn umbraut, ja bis in die Wurzeln erschüttert haben, fest steht und seine Äste weit ausbreitet. Auf ihren 10 Stationen stehen 23 Missionare. Die Gemeinde besteht aus 35 778 Getauften und 3696 Taufbewerbern; sie verteilt sich auf 1149 Dörfer mit 175 Kirchen und Kapellen. Im Jahre 1893 allein hat der Zuwachs 2000 Seelen betragen. Das ist dazu angethan, ein Halleluja zu singen im höheren Chor.

Damit die Arbeiter und Freunde der



Station Uthmaniyah.

Kols-Mission sich aber ja nicht überheben, hat der Herr dieses Werk gerade jetzt vor eine neue Krisis gestellt. Eine „neue“ nennen wir sie, und ist doch eigentlich eine alte, sehr alte. Diese an Erfolg reichste Mission ist stets an Geldmitteln die ärmste gewesen. Wollten wir die Klagen über unzureichende Unterstützung und die Aufrufe und Bitten um größere Freigebigkeit zusammenstellen, wir könnten ein dickes Buch schreiben. Wenn nicht ab und zu größere Vermächtnisse, zuletzt der Verkauf des alten Missionshauses in Berlin zu Hilfe gekommen wären, durch die laufenden Einnahmen hätte das Werk nicht erhalten werden können. So kritisch

wie gerade jetzt ist aber die Lage wohl noch nie gewesen. Alle Mittel sind aufgebraucht, und eine nicht geringe Schuldenlast angesammelt. Kommt keine Hilfe, so muß die gesegnete Arbeit eingeschränkt werden. Wer möchte das zugeben in einer Zeit, wo die Kols-Mission so reich gesegnet ist wie keine andere Mission in Indien? Wir schließen daher mit dem Ausdruck der Hoffnung, der Herr, welcher unserer Mission über so manchen Sorgenberg hinübergeholfen hat, werde ihr in ihrem Jubeljahre viele freigebige Hände öffnen, so daß wir sagen dürfen: Gottlob, auch diese Krisis ist überstanden.

Aus den Briefen Posselts, des Kaffernmissionars.

Von Konsistorialrat Pfäner in Stolberg a. H.

Den meisten Lesern dieses Blattes wird der Name Posselt's nicht unbekannt¹⁾ sein. Dieser treffliche Kaffernmissionar war im Jahre 1873 nach vierunddreißigjähriger Arbeit in Südafrika etwa ein halbes Jahr in Deutschland, um auf Missionsfesten und Konferenzen von seiner gesegneten Arbeit und reichen Erfahrung zu erzählen. Aus den Briefen, die er damals aus Deutschland an seine Lieben auf seiner Station Christianenburg in Natal geschrieben hat, sind hier einige Auszüge zusammengestellt. Sie lassen uns einen tiefen Blick hinein thun, wie es einem Missionar ums Herz ist, wenn er nach jahrzehntelanger Abwesenheit in die deutsche Heimat zurückkehrt; zugleich zeigen sie uns, welches Maß von Arbeit und Anstrengung den Missionaren bei solchen „Erholungsreisen“ in Deutschland obliegt. Es wird schon mancher Gelegenheit gehabt haben, einen vom Missionsfelde heimgekehrten Missionar zu hören. So dürfen auch diese Briefe auf ein all-

gemeines Interesse rechnen; sind sie doch auch so rührend und frisch geschrieben, daß man sie nicht ohne Bewegung aus der Hand legt.

Berlin, 30. April 1873.

Zuerst hatte ich in Berlin den herzerhebenden Anblick einer Truppe Soldaten vom zweiten Garde-Reg. zu Fuß, die mit klingendem Spiele nach des Kaisers Palais marschierten. Ach, es war zu schön, das zu sehen und zu hören. Da der Kaiser verreist ist, so hatten wir Zugang zu seinem Palais, wo ein Diener uns durch alle Zimmer führte. Auch in seiner Arbeitsstube war ich und setzte mich auf seinen Stuhl. Einige Zimmer sind ganz einfach. Nächsten Montag soll ich in Potsdam mit dem Predigen anfangen und es Tag für Tag von Ort zu Ort durch alle Provinzen thun. Der Herr stärke mich zu dieser Arbeit und salbe mich mit seinem heiligen Geist! Er trage euch alle auf seinen Händen!

* * *

Berlin, 7. Mai 1873.

Nun geht meine eigentliche Arbeit an. Ich soll durch ganz Preußenland predigen. In Potsdam machte ich den Anfang. Fürstin Reuß war zugegen. Ach, daß es mir gegeben werde, nur meinen Heiland zu verherrlichen! — Berlin ist eine Stadt aus Palästen. Die hübschen Soldaten aber

¹⁾ Die andern möchten wir auf das im Berliner Missionshaus erschienene Büchlein „Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar — ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission“ — (2. Aufl. 1,75 M.) aufmerksam machen. Es ist eins der feinsten und anschaulichsten Bücher, die über afrikanische Mission geschrieben sind, eine Perle unserer Missionsliteratur. Der größte Teil dieser Lebensgeschichte eines gläubigen und darum fröhlichen Christen mit gesundem, oft übersprudelndem Humor stammt aus seiner eigenen Feder.



Blisswashauss in Christiansburg.

mit ihren Helmen, die in der Sonne blitzen, und mit ihrer Musik — das ist das aller-schönste. In Sanssouci bei Potsdam sah ich den Stuhl, auf welchem der alte Fritz gestorben ist; es ist noch Blut daran.

* * *

Halberstadt, den 17. Mai 1873.

— Die ganze Provinz Sachsen ist hier herum eine unübersehbare Ebene mit den saubersten Ackerfeldern. Der Roggen hat Ähren, prächtig macht sich der Raps mit der gelben Blüte. Das Ganze mit den Kirsch-Alleen in der vollsten Blüte sieht wie ein Garten Gottes aus. Nun denke dir dabei den Gesang der Lerchen; es ist ein Paradies; doch mein Herz steht nur nach Natal, da ist es noch weit schöner.¹⁾

Den 14. predigte ich in Quedlinburg, besuchte die Domkirche, die tausend Jahre alt ist, und worin sich das Grab König Heinrichs des Vogelfellers befindet. Ich sah die Kürassiere in vollem stählernen Harnisch und ganze Äcker von Tulpen und Hyazinthen. — Gestern kam ich hierher, predigte in der prachtvollen Domkirche vor einer großen Schar von vielen hohen Geistlichen. Prachtvoll und stattlich sehen die Offiziere und hohen Beamten aus. Die Eisenbahnen schießen dahin, daß man kaum einen Gegenstand erkennen kann. — Am 26. werde ich der großen Parade in Berlin beiwohnen, an der zehn Regimenter teil nehmen. Im Pfarrhause hier steht ein stählerner französischer Kürass, dessen Besitzer tot auf dem Schlachtfeld lag. — Gestern waren beim Abendbrot zehn Kandidaten, seine, schöne Männer, von denen einer auch den Krieg mitgemacht hat.

Der Herr Jesus segne dich!

* * *

Berlin, 30. Mai 1873.

Seitdem ich dir von Halberstadt geschrieben habe, bin ich in vielen Städten aufgetreten und habe gepredigt. Der Herr segne die Verfündigung seines sündigen Knechtes allenthalben. Obwohl ich Tag für Tag von Stadt zu Stadt vor hoch und niedrig zu predigen habe, bin ich doch ganz wohl. Möge der Herr Jesus mich stärken, meine Aufgabe gut auszuführen!

¹⁾ Und doch fand Bosselt bei seiner Rückkehr in Natal alles so klein und miserabel im Vergleich zu deutschen Verhältnissen, daß es eine geraume Zeit erforderte, bevor er sich wiederum einleben konnte.

Am Montag wohnte ich der Parade von 25 000 Soldaten bei, ich war zu Pferde, hatte eine Karte vom Polizeidirektor und konnte dicht beim Kaiser halten. Das Schauspiel war zu großartig. Doch aller Glanz der Welt vergeht gegen die Herrlichkeit des Sohnes Gottes.

Entschuldige meine Eile; meine Arbeit ist eine solche, daß ich euch eine Zeit lang nicht angehöre.

* * *

Dahme, 7. Juni 1873.

Seit meinem letzten Schreiben reiste ich nach Schlesien und predigte die ganze Woche Tag für Tag in vielen Städten, oft vor Zuhörern bis 3000 Seelen. Ich lebe wie im Paradiese mitten unter dieser schweren Arbeit. Heute brachte mich ein einspänniges Fuhrwerk fünf Stunden lang durch einen Fichtenwald mit Eichen und Preiselbeeren und singenden Finken, mit Birken in Moos und Heidekraut, daß ich nur lobend und weinend deiner und aller lieben Kinder und meiner Gemeinde gedenken konnte vor dem Gnädigen und Barmherzigen, der mich je und je geliebt hat! Ach, liebe Frau, die Gnade des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Unser Weg ging dann durch Kornfelder, in denen die unvergleichlich schöne Kornblume ihr bescheidenes Haupt erhob. „Ach, denk ich, bist du hier so schön und lässest uns so lieblich gehn auf dieser armen Erden: was will doch wohl nach dieser Welt dort in dem reichen Himmelszelt und güldnen Schlosse werden!“ —

Viele Damen der Pastoren haben mit dir das innigste Mitleid, daß du so allein ohne mich leben mußt. Ein Pastor tadelte mich scharf, daß ich nicht dich und die Kinder mitgenommen habe. Meine Predigten segnet der Herr, und ich lege Zeugnis vor Fürsten und Fürstinnen ab. Doch ich rühme mich einzig der blutigen Wunden, die Jesus an Händen und Füßen empfunden. Herzliche Grüße!

* * *

Berlin, 11. Juni 1873.

Gestern hatte ich gegen 3000 Zuhörer, und am Abend erzählte ich vor einer feinen Gesellschaft im Missionshause vieles über die wilden Kaffern. Dann singe, springe und schnupfe, biege, sitze und zanke ich vor ihnen, wie ein Kaffer und das wollen sie gerne hören. Fasse ich kurz zusammen, wie

mir's geht, so ist es dies: ich reise mit der Eisenbahn und per Pferdewagen nach Stadt und Dorf, predige jeden Tag an einem andern Ort, erzähle in den Pfarrhäusern vor gebildeten, vornehmen Leuten bis in die Nacht hinein, oder halte in der Kirche noch einen Gottesdienst, werde mit der innigsten Liebe überall empfangen, esse und trinke das Schönste, bin völlig gesund und lustig und gebe alle Ehre meinem Heilande und ihm allein. Ich bete für euch ohne Unterlaß.

* *

Althaldensleben, 27. Juni 1873.

— Man nimmt mich armen Sünder wie einen Engel Gottes auf, so daß ich zuweilen bis zu Thränen gerührt bin. Am 18. predigte ich auf einer Elbinsel unter den Buchen vor etwa 3—4000 Zuhörern. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein solcher Missionseifer hier zu finden sei. Die Leute und die vielen Pastoren weinen öfters, wenn ich predige. Welche Gnade erweist mir der Herr in meinen alten Tagen! —

Ich sitze hier im Schlosse des Landrats. Ein solcher großer Lustgarten mit gewundenen Gängen durch Buchen, Tannen, Linden mit allerhand Blumen: Maiglöckchen, Gänseblümchen, Rosen zc. ist mir noch nicht vorgekommen. Erst predigte ich in der Kirche, dann zog die Herrschaft, die Pastoren, viele, viele Damen, die ganze Stadt, die Lehrer mit den Schülern und Mädchen, die sich alle mit Kränzen schmückten hatten, in den Fürstenvald. Dort war Nachfeier des Missionsfestes und ich predigte abermals. Zum Schluß forderte der Superintendent auf, zu meinem Geburtstag einen Vers anzustimmen. O, der Herr hat mich geschickt, auf daß ich durch meine Predigten und Vorträge die Gemeinden hieselbst erwecken soll. Und wer bin ich, daß er mich dazu gebraucht!

* *

Gumbinnen, den 30. Juni 1873.

Der liebe Heiland verleiht mir Kraft alles auszurichten, und ich nehme leiblich und geistlich zu. Da mich die Pastorinnen, Landrätinnen, Generalinnen, Konsistorialrätinnen und Gräfinnen mit den köstlichsten Speisen bewirten, so werde ich fett, und meine Kleider wollen nicht mehr passen. Ich kann diese zahlreichen Versammlungen, denen ich zu predigen habe, kaum anders

anreden, als mit der tiefsten Herzensrührung, wenn ich daran gedente, wie der liebe Herr mich armen Ruhjungen und elenden Sünder so hoch erhoben hat.

Mein Herz ist jedoch stündlich bei euch, und ich bete und seufze für euch ohne Unterlaß. Ich glaube, daß der Gott aller Gnade, der mich berufen hat, das Evangelium seines lieben Sohnes hier in der Christenheit zu verkündigen, mir Kraft verleihen wird, die mir gestellte Aufgabe mit Freudigkeit zu verrichten. Es will hier noch gar nicht recht warm werden, ich muß immer noch den Überzieher hervorholen. Viele Störche nebst Jungen auf Häusern und Scheunen sind schon flügge — aß Glaskirschen und große Erdbeeren — sah weibliche Sträflinge in Leinenzeug gekleidet — fuhr eine ganze Nacht mit dem Kourierzuge 450 engl. Meilen. Das geht wie der Wind, man kann kaum einen Gegenstand an der Bahn erkennen. Das Geheul der Pfeifen, das Brausen der Züge, oft gegen 100 Wagen lang und in einem Wagen 60—70 Personen — die blauen und roten Lichter des Nachts neben der Bahn und an den Maschinen erregt ein Schaudern. Ich stieg heut auf einen Augenblick aus, da flötete die Pfeife des Direktors, da läutete die Glocke, und schon fing der Zug an sich zu bewegen; noch konnte ich eben eine Thür aufreißen und hineinspringen. Nein, so ein alter Ochsenwagen ist ein Paradies gegen diese verheulende Eile.

* * Camenz, 6. August 1873.

— Liegnitz, Erdmannsdorf und Warmbrunn am Riesengebirge sind die schönsten Gegenden, die ich je gesehen habe. Täglich bin ich im Gotteshause, täglich predige ich, ich feiere ein ununterbrochenes Fest, und die Leute überhäufen mich mit Beweisen der Liebe. Darum werfe ich mich der Herrlichkeit des Herrn zu Füßen. —

Wir geben den Briefen ein Bild des Missionshauses in Christianenburg, Pösselts langjähriger Wirkungsstätte, bei. Die beiden ehrwürdigen Alten in der Mitte sind das jetzige Missionspaar Glöckner, die jungen Mädchen und Kinder sind teils Angehörige, teils Gäste ihres Hauses. Die hübschen Anlagen hat Glöckner selbst mit seinen schwarzen Schültern in den Freistunden unter viel Schweiß und Mühe angelegt. Die Schlangen und weißen Ameisen, die sich gern unter dem üppig wuchernden Kraut verstecken, sieht man natürlich auf dem Bilde nicht.

Unser Interesse an Madagaskar.

Vom Herausgeber.

Raum ist im fernen Osten der Friede geschlossen, da zieht ein neuer Krieg unsere Aufmerksamkeit auf sich, der Krieg um Madagaskar. Es dringt zwar davon nicht soviel in die Öffentlichkeit, wer interessiert sich in Deutschland für Vorgänge auf dieser fernen Insel! Es ist auch nicht ein Ringen zweier Weltmächte wie in China und Japan, sondern es handelt sich nur um einen Eroberungszug des mächtigen Frankreich gegen das kleine Howa-Reich. Und doch hat Madagaskar Anspruch auf die wärmste Teilnahme und Fürbitte aller evangelischen Christen!

Wir stehen nicht mehr in der ersten kolonialen Begeisterung, wo die Besitzergreifung afrikanischer Gebiete seitens der christlichen Großmächte als eine zivilisatorische That gepriesen wurde. Es ist uns überhaupt zweifelhaft geworden, ob der Vorteil oder der Nachteil für die Eingeborenen größer ist, seitdem sie unter europäischer Oberherrschaft sind. Ja, es mehren sich die Stimmen, die in der willkürlichen Unterjochung der afrikanischen Stämme nur einen Raub sehen. Nirgends wirkt dieser Raub abstoßender, als wenn jetzt Frankreich ein großes Heer von 15 000 Mann aufbietet und 65 Millionen Franks ausgiebt, um Madagaskar in seine Gewalt zu bekommen. Denn hier handelt es sich nicht um ein wildes, kulturloses Volk. Die Howas, die Herren von Madagaskar, haben schon 1869 das Christentum zur Staatsreligion erklärt, sie haben eine große und schöne Geschichte von einem Jahrhundert hinter sich, sie haben allgemeinen Schulzwang, menschliche Gesetze, ein geordnetes Staatswesen, Seminare und Hochschulen; kurz, sie haben den Zustand heidnischer Wildheit längst hinter sich und stehen an der Schwelle christlicher Kultur und Civilisation. Nun kommt mit einmal Frankreich daher, überzieht mir nichts dir nichts Madagaskar mit Krieg und macht gar kein Hehl daraus, daß es die Howas unterjochen und aus der schönen Insel eine französische Kolonie machen will.

Daß die wunderbare Schönheit dieser Insel fremde Eroberer reizen mußte, ist allerdings begreiflich. Wenn man den äußerst ungefunten Küstenstrich hinter sich hat, hebt sich das Land in höher und höher

anstiegenden Bergzügen. Nur hier und da treten kahle Felsen zu Tage. Meist sind die Abhänge der Berge zugedeckt mit einem immergrünen Mantel herrlichen Tropenurwaldes. Mächtige Bergriesen klammern sich mit weitausgedehntem Wurzelgeflecht in den steinigten Boden. Von Stamm zu Stamm, von Ast zu Ast schlingt sich das labyrinthische Gewirr zahlloser Schlingpflanzen. Es ist nicht der dichte, trostlose Urwald der ostafrikanischen Steppen, sondern das üppige, prangende Halbdunkel der indischen Wälder. Das schönste und merkwürdigste Gewächs dieser Waldgegenden ist die *Ravenala madagascariensis*, der „Baum der Reisenden“, eine große Bananenart, deren fächerartig gestellte, riesige Blattwedel in ihren Achselhöhlen stets einen Trunk kühlen, gesunden Wassers für den durstigen Wanderer vorrätig haben. Die Madagassen haben sich wohl gehütet, durch die undurchdringlichen Dickichte dieser Wälder ordentliche Straßen zu bahnen, ist doch nächst dem Fieber die Wegelosigkeit dieses Urwaldes der sicherste Schutz für ihre Insel. Nach achttägiger Wanderung durch den Wald lichtet sich das Dunkel, wir sind auf der Hochebene des Innern angelangt. Meilenweit wogen vor unsern Augen goldgelbe Reisfelder, unterbrochen von unübersehbaren Wiesen mit zahllosen Scharen wohlgenährter Bückelrinder. Auf dieser Hochebene liegt die Hauptstadt Madagaskars, das schöne Antananarivo, eine Stadt voller Kirchen und Paläste. Ja, die Madagassen haben wohl Ursache, auf ihr Land stolz zu sein, es ist das Juwel des indischen Ozeans.

Hat Frankreich zu seinem gewaltthätigen Vorgehen irgend einen Rechtsgrund? Auch nicht den Schein eines solchen! Als nach dem letzten französisch-madagassischen Kriege 1883/1884 die Friedensverhandlungen eingeleitet wurden, legten die französischen Geschäftsträger Patrimonio und Miot einen Vertrag vor, in dem Madagaskar das „Protectorat“ Frankreichs anerkannte. Der madagassische Bevollmächtigte lehnte denselben einfach ab, wenn nicht das Wort „Protectorat“ gestrichen werde. Die Franzosen gaben sogleich nach und ersetzten das verhängnisvolle Wort durch das allgemeinere „vorstehen“: „Der Resident, der die Regierung der französischen Republik vertritt,



Auf der Reise im Urwald von Madagaskar.

steht den äußeren Angelegenheiten von Madagaskar vor.“ In der madagassischen Übersetzung des Vertrags, die der französischen ausdrücklich für rechtlich gleichwertig erklärt wurde, schwächten sie das „vorstehen“ in das noch nichtsagendere „überwachen“ ab. Aber auch in dieser Form nahm der madagassische Bevollmächtigte den Vertragsentwurf erst an, nachdem in einem Nachtrag die Rechte Frankreichs auf das sorgfältigste eingeschränkt waren. Erst auf dieser Grundlage wurde am 17. Dezember 1885 der Friede zwischen Frankreich und Madagaskar unterzeichnet. Madagaskar hatte sich also nicht unter französisches Protektorat gestellt, es hatte Frankreich nichts eingeräumt als ein sehr allgemeines, unbestimmtes Aufsichtsrecht.

Wie rechtlich denkende Männer darüber urteilten, dafür nur zwei Zeugnisse. Le Myre de Vilers, der jahrelang französischer Resident in Antananarivo, der Hauptstadt Madagaskars, war, der also mit den Verhältnissen am besten bekannt sein mußte, erklärte am 1. Januar 1894 in der großen französischen Zeitung *Matin*: „Wir hegen in Frankreich eine falsche Anschauung über unsere Stellung gegenüber der Regierung von Madagaskar. Es giebt verschiedene Arten von Protektoraten. Ich betone es, nie haben die Howas das französische Protektorat in dem Sinne, wie es hier verstanden wird, angenommen oder anerkannt.“ Und der Jesuitenpater Caufféque, ein Erzfranzose, der längere Zeit auf Madagaskar als Missionar thätig war, hat in der Zeitung *Temps* folgende Erklärung abgegeben: „In dem Vertrage vom 17. Dez. 1885 steht kein Wort zur Begründung der Ansprüche, welche von unsern Ministern der auswärtigen Angelegenheiten zur Beantwortung von Interpellationen in der Deputiertenkammer vorgebracht waren. Der Vertrag schweigt sich über den Begriff Protektorat aus und bewilligt Frankreich nur eine bevorzugte Stellung hinsichtlich der diplomatischen Beziehungen zu fremden Mächten, aber nicht in Handels- und andern Angelegenheiten.“ Kurz, von einem Recht Frankreichs auf Madagaskar ist keine Rede, es handelt sich bei dem gegenwärtigen Kriege um nichts Besseres als bei den Raubkriegen Ludwigs XIV., um die Vergewaltigung eines kleinen, aber tapfern Volkes durch eine erdrückende Übermacht.

Das ist nun für uns Evangelische das Schmerzlichste an diesem Kriege, daß Madagaskar evangelisches Missionsland, ein Juwel in dem Strahlenkranze der evangelischen Missionen ist. Schon seit 1818, also seit fast 80 Jahren sind die evangelischen Christen Englands unablässig bemüht, ein bibelfestes Christentum in die Herzen der Howas zu pflanzen. Die Londoner Missionsgesellschaft, die in diesem Jahre ihr hundertjähriges Jubiläum feiert, hat den wichtigsten und gesegnetsten Anteil an dieser edlen Arbeit. Niemand wird ohne tiefe Bewegung die Geschichte der grausamen Christenverfolgungen lesen, durch welche die fanatisch heidnische Königin Ranavalona I. sechsundzwanzig Jahre lang das Christentum mit Stumpf und Stil auszurotten versuchte. Gegen 100 Blutzengen der Wahrheit haben in dieser schweren Zeit ihr Leben für das Evangelium gelassen, Männer und Frauen aus allen Ständen, vom höchsten Adel bis zum Sklaven. Die Leidens- und Sterbensgeschichte vieler dieser Glaubenshelden ist wahrhaft erbaulich. Die Geschichte dieses Vierteljahrhunderts gehört zu den ergreifendsten Abschnitten der neueren Missionsgeschichte. Und nach dieser langen Thränenfaat folgte auch eine Ernte über Bitten und Verstehen. Im Jahre 1861 schloß Ranavalona I., umgeben von Fetischen und Götzenpriestern, die Augen. Nur 7 Jahre später, 1868, ließ sich Ranavalona II. als christliche Königin krönen und erhob das Christentum zur Staatsreligion. Heute zählt die evangelische Kirche auf Madagaskar etwa eine halbe Million Anhänger, fast der fünfte Teil aller Heidenchristen, die durch die Arbeit aller evangelischen Missionsgesellschaften in unserm Jahrhundert auf dem ganzen Erdenrund gesammelt sind. Diese zahlreichen Christengemeinden werden außer den 140 europäischen Missionsarbeitern von etwa 1400 ordinierten eingeborenen Geistlichen verwaltet; Lehrer- und Predigerseminare, niedere und höhere Schulen mit nahezu 150 000 Schülern sorgen für die Ausbildung und Erziehung der heranwachsenden Jugend. Es ist ein Missionswerk von einer Großartigkeit und Vielseitigkeit, wie es die evangelische Mission nur an wenigen Orten der Erde in gleichem Umfange geschaffen hat.

Dieses ganze Segenswerk ist durch

die französischen Eroberungsgelüste bedroht! Allerdings hat auf dem Papier Frankreich unbedingte Religionsfreiheit gewährleistet. Aber es ist aus der Missionsgeschichte zur Genüge bekannt, daß daselbe Frankreich, welches daheim seine Thore vor den Jesuiten fest zuschließt, in den Kolonien in diesem Orden den geschicktesten und eifrigsten Bundesgenossen seiner Politik findet. Die Jesuiten sind schon seit 1855 durch französischen Einfluß nach Madagaskar gekommen, sie warten jetzt nur darauf, daß

halb mußten sogar die politisch gewiß unverdächtigen Amerikaner am Gabun und Ogowe in Afrika weichen. Die Franzosen werden gegen die englischen Missionare in Madagaskar nicht nachsichtiger und duldsamer sein, sehen sie doch gerade in ihnen und dem bisher überwiegenden englischen Einfluß ihre Hauptgegner! Was aber soll aus den armen madagassischen Kirchen werden, wenn sie jetzt ihrer Väter und Führer beraubt werden? Gott allein weiß es. Eins tröstet uns; die Howas, ihre fromme Königin Ra-



Antananarivo, die Hauptstadt von Madagaskar.

ihnen die evangelischen Missionskirchen schutzlos preisgegeben werden.

Wir erwähnten schon, daß es hauptsächlich englische Missionsgesellschaften sind, welche bisher das evangelische Missionswerk auf Madagaskar getrieben haben. Nun ist es Grundsatz der kolonialen Verwaltung in Frankreich, daß in den überseeischen Besitzungen nur Missionen ihrer Nationalität, also nur französische Missionare geduldet werden. Deshalb haben die Franzosen die englischen Missionare von Tahiti und den Loyalitäts-Inseln verdrängt, des-

navalona III. voran, setzen ihr ganzes Vertrauen und ihre Zuversicht auf Gott, den gerechten Richter, und sind entschlossen, ihr heißgeliebtes Vaterland bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Und die Missionsfreunde in England liegen auf den Knien und halten an im Gebete und Flehen für die Christengemeinde Madagaskars. Möge es auch unter den evangelischen Missionsfreunden Deutschlands nicht fehlen an solchen, die mit einstimmen in das Gebet: Herr, bilde du eine feurige Mauer um deine Kinder in Madagaskar.

Vermischtes.

Welayuthens Rettung. Ein Hindu-jüngling Namens Welayuthen war im Juni 1894 auf der Baseler Station Rodakal zum Christentum übergetreten und war in die dortige Missionschule aufgenommen, um sich weiter im Christentum unterrichten zu lassen. Sein Vater suchte ihn zu überreden, in das Elternhaus zurückzukehren; aber der Jüngling blieb fest. Da kam Mitte Juli seine Mutter und berichtete ihm unter vielen Thränen, sein Vater sei schwer krank und wünsche ihn vor dem Tode noch einmal zu sehen. Missionar Lütze und ein treuer Hinduchrist Vonappen versprachen, ihn in sein Elternhaus zu begleiten, um ihn vor unerwarteten Überfällen zu schützen. Als sie in den Hof eintraten, war alles um das Haus her still; doch die Hausthür stand offen, und hinter derselben lag auf einer Matte der kranke Vater, der vor Schmerzen stöhnte.

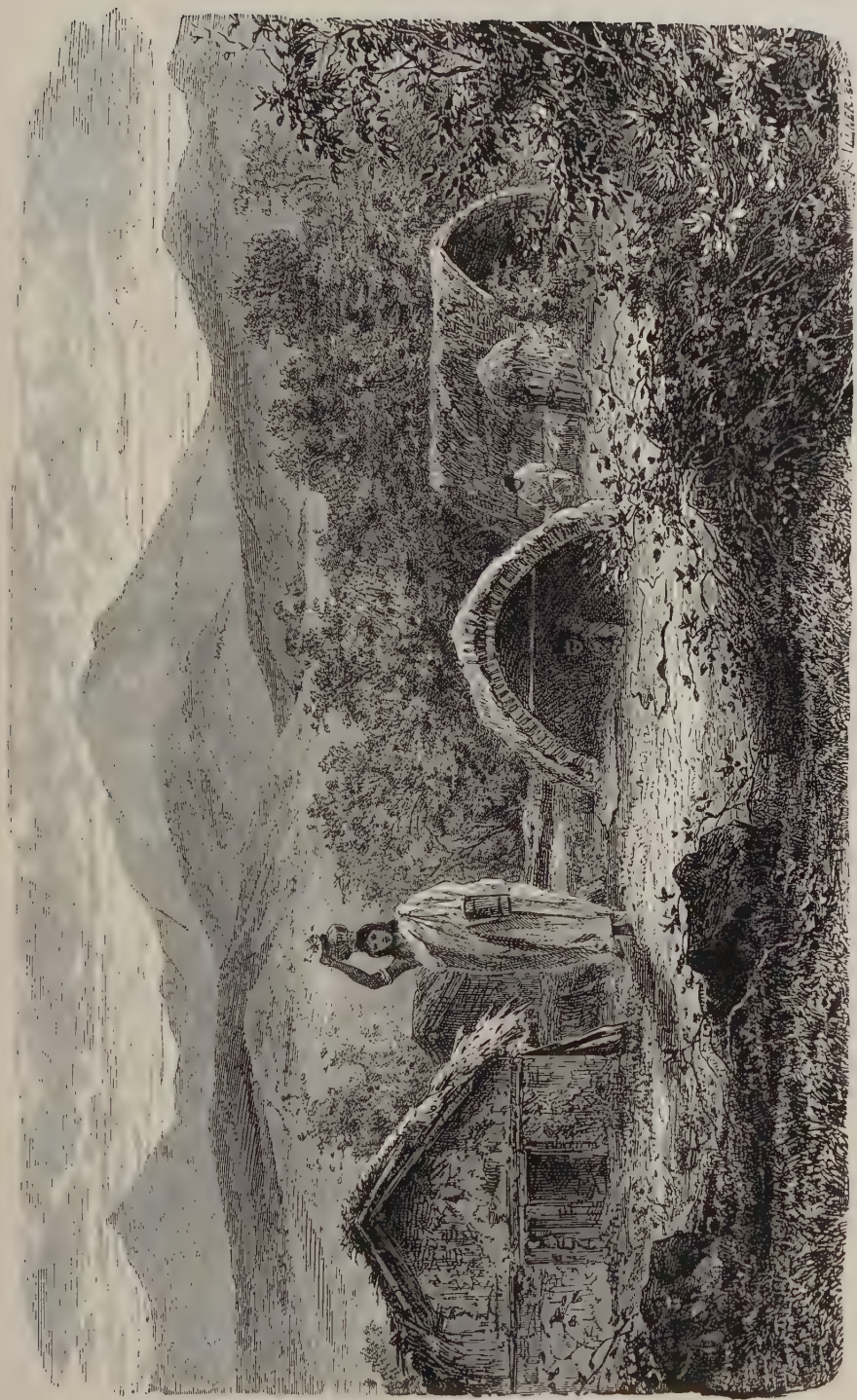
Welayuthen eilte hinein, beugte sich zu ihm nieder und erkundigte sich nach seiner Krankheit. Da fuhr der scheinbar Kranke auf wie ein wildes Tier, umschlang den Sohn, zog ihn ins Innere des Hauses und wollte die Thür schließen. Zugleich erhob er ein so unmenschliches Gebrüll, — und eine Anzahl Leute im Hause unterstützten ihn darin aus Leibeskräften — daß es schauerlich anzuhören war, und der Missionar draußen und sein Begleiter wie gelähmt da standen. Vonappen wollte noch zuspringen, um die Thür offen zu halten und den Jüngling zu retten. Da schlug aber der Vater mit seinem langen Messer nach ihm und verwundete ihn am Arm. Vonappen sprang zurück, und in demselben Augenblick wurde die Thür geschlossen.

Der grausame Vater schleppte den wehrlosen Jüngling in ein inneres Gemach und zog sein langes Messer, um ihn zu schlachten; lieber sollte er sterben, als zu dem verhassten Christenglauben übertreten! Die beiden Frauen, die zufällig im Zimmer waren, schrien entsetzt auf: Töte ihn nicht! Welayuthen aber rief in seiner Todesangst zum Herrn um Hilfe. Da, wie er seinen Blick emporhob, sah er, daß unterhalb der Mauerlatte die Mauer abgebröckelt war. Blitzeschnell faßte er die Latte, schwang sich hinaus und entfloh. Wie ein geheiztes Wild stürmte er durch die Gärten hin, die

Angst verlieh ihm die Kraft, auch über hohe Dornenhecken wegzuspringen. In einigen Minuten hatte er Vonappens Haus erreicht und war gerettet.

Der Vater war wütend, daß ihm das sichere Opfer entflohen war; er brachte sich selbst mit seinem Messer zwei tiefe Schnitte in die Brust bei, eilte blutend in das Gerichtshaus und gab an, die Missionare seien mit Vonappen in sein Haus gedrungen und hätten ihn verwundet. Aber Lügen haben kurze Beine. Zufällig war gerade Vonappens Bruder auf dem Gericht und konnte dem Richter zu der an sich unwahrscheinlichen Anklage die erforderlichen Aufklärungen geben. Der Kläger wurde mit seiner Klage abgewiesen, und es wurde ihm bedeutet, daß er in Strafe fallen würde, wenn er das Gericht nötige, den Hergang der Sache zu untersuchen. Heidenbote.

Not der Christen in den Nilagiri-Bergen. Zu der Basler Missionsgemeinde in Keta auf den Nilagiri-Bergen gehören auch die beiden armen Bauernfamilien des Benjamin und Titus in Tschogatorre. Die beiden Familien sind miteinander verschwägert und wohnen in einem Hause, leider sind sie in ihrem Dorfe zur Zeit noch die einzigen Christen. Nun waren in einem benachbarten Dorfe einige Basler Christen zur römischen Kirche abgefallen und wollten den unrühmlichen Eifer, der solche Abtrünnige zu beseelen pflegt, an den armen Christen in Tschogatorre auslassen. Sie reizten deshalb den einflußreichsten Besitzer des Dorfes, den hochmütigen, rücksichtslosen Heiden Latschma zu einer Verfolgung der beiden Familien auf. Eines Tages nahm er ein Stück Land, das einer armen Waise gehörte, ohne Recht und Befugnis in Beschlag und errichtete darauf einen Zaun, der das Christenhaus sowohl von der Dorfstraße wie von dem Dorfbache ganz abschloß. Die Christen waren eingeschlossen. Als der Basler Missionar Lütze davon hörte, ging er von Keti nach Tschogatorre hinüber, um zu sehen, ob er den Christen nicht helfen könne. Zur Vorsicht hatte er sich gleich einen Polizisten mitgenommen. Durch diesen ließ er in den Zaun ein Loch machen, und unter seinem Schutze konnten die beiden Familien, frei-



Dorf in den Milagiri-Bergen.

lich unter dem Drohen und Schelten der Heiden zum Gottesdienst gehen. Als sie aus der Kirche kamen, fanden sie sich abgeschlossen; denn Lakschma und seine Söhne hatten den Zaun wieder zugemacht. Wiederum war es nur die Anwesenheit des Polizisten, welche ihnen ermöglichte, durch den Zaun zu schlüpfen und wieder in ihr Haus zu kommen. Hinter ihnen wurde die Zaunlücke wieder fest verrammelt, und jeder Ausweg war ihnen verwehrt. Miss. Lütze mußte unverrichteter Sache heimkehren.

Unglücklicherweise erkrankten Benjamin und seine Kinder an den Pocken, da war es doppelt qualvoll, daß sie nicht zum Wasser konnten; sie wären verschmachtet, wenn sich nicht Gott ihrer erbarmt und die Schleusen des Himmels geöffnet hätte. Sie fingen das Wasser von der Dachtraufe auf und nekten damit die heiße Zunge.

Miss. Lütze versuchte durch den Kollektor oder Oberbeamten den Eingeschlossenen Hilfe zu bringen; aber dieser konnte den Christen nur raten, einen Civilprozeß gegen ihren Feind Lakschma anzustrengen. Wie konnten sie das wagen! War doch das ganze Dorf in Lakschma's Händen, und Meiniede sind leider in Indien sehr wohlfeil; ihr Feind hätte gegen sie eine solche Menge falscher Zeugen aufgestellt, daß sie vor Gericht schmähsch zu schanden geworden wären. Das ging nicht. Woche um Woche verstrich, und die Lage der Eingeschlossenen war fast unerträglich. Miss. Lütze ging wieder einmal hinüber, um sie zu trösten. „Wir trafen sie,“ erzählt er, „in großer Betrübnis; sie weinten, und wir weinten mit ihnen. Wir hielten eine Betstunde in ihrem Hause, in welcher auch sie unter Thränen ihr Elend und ihre Not dem Herrn vorlegten. Unser Besuch hatte sie gestärkt und ermutigt, sie sprachen sich dankbar aus.“ Als aber Titus den Missionar ein Stück Wegs zurück begleitet hatte und allein heimkehrte, lauerten ihm Lakschma's Söhne auf und stießen ihn einen Abhang hinunter, so daß er besinnungslos liegen blieb.

Da verfiel Miss. Lütze auf einen rettenden Ausweg. Gerade hinter dem Christen Hause ging es einen senkrecht steilen Abhang 18 Fuß in die Tiefe; unten stand das Haus eines Heiden, daran stieß das Gemeindeland, über das jedem Hausbesitzer

gleiches Recht und freier Durchgang zustand. Lütze nun meinte, dieses Gemeindeland müsse mit einem Zipfel an den Garten des Christenhauses stoßen. Er reiste wieder nach Ischogatorre hinüber, um die Sachlage an Ort und Stelle zu untersuchen; aber die Heiden hatten die Grenzsteine verschüttet, und Lakschma hatte den fraglichen Landstreifen bepflanzt, als wäre er sein Eigentum. Miss. Lütze ließ sich dadurch nicht irre machen. Er kaufte auf dem Amtsbureau eine Flurkarte und ließ sich einen Katastrauszug des fraglichen Feldstückes machen, beides sprach zu Gunsten der eingeschlossenen Christen. Auf Grund dieser Akten beantragte er eine gerichtliche Untersuchung und Feststellung der Grenzsteine. Ein heidnischer Schreiber wurde damit beauftragt. Lütze begleitete ihn. Das gab einen heißen Tag und heftige Verhandlungen. Lakschma und seine Anhänger behaupteten sogar, das Christenhaus stehe auf ihrem Grund und Boden, und sie würden es an einer Ecke untergraben, sodaß es einfielen. Der heidnische Schreiber wäre ihnen gar zu gern zu Willen gewesen. Aber Lütze bestand auf einer sorgfältigen Untersuchung. Die verschütteten Grenzsteine mußten wieder ausgegraben, die Grenze neu festgestellt werden. Da kam es dann an den Tag, daß Lakschma ein großes Stück Gemeindeland an sich gerissen und sogar darauf ein Haus gebaut hatte. Das mußte er zu seinem großen Ärger niederreißen, den unrechtmäßig errichteten Zaun niederlegen und obendrein den Christen freien Ein- und Ausweg über das Gemeindeland einräumen. Welcher Dank strömte an dem Tage von den Lippen der armen Christen, die so lange wie die Vögel im engen Käfig eingeschlossen waren!

Der Grimm Lakschma's wandte sich nun gegen den Missionar, der seine Pläne durchkreuzt und seinen Hochmut so arg gedemütigt hatte. Er machte seine Klage wegen Hausfriedensbruch und allerlei anderer Verbrechen. Falsche Zeugen standen ihm ja genug zu Gebote, denen es eine wahre Herzensfreude gewesen wäre, den Missionar ins Gefängnis zu bringen. So gar einen englischen Rechtsanwalt fanden sie willig, für gutes Geld ihre schlechte Sache zu vertreten. Zum Glück war der Richter in diesem Fall ein rechtschaffener, christlicher Engländer; er wies die Anklage

zurück, sogar ohne die Zeugen des Missionars verhört zu haben, und sprach diesen frei.

Heidenbote;

Calw. Miss.-Bl. 1893, 70; 1894, 30.

Hendrik Witbooi. Als wir in der Märznummer dieses Blattes in kurzen Zügen das Lebensbild Hendrik Witboois zeichneten, war es uns nicht möglich eine Photographie des merkwürdigen Mannes beizugeben. Wir holen das jetzt nach. Die Zeitungen haben sich seit dem Anfang dieses Jahres wiederholt mit Hendrik Witbooi beschäftigt. Die klug berechnete Nachsicht des Landeshauptmannes Major Leutwein ist an ihm nicht vergeblich gewesen. Er hat sich willig und, wie es scheint, ehrlich der deutschen Oberhoheit gefügt. Nach seinem Stammsitz Gibeon im nördlichen Namalande zurückgekehrt, hat er die Trümmer seines Stammes um sich gesammelt; Lieutenant von Burgsdorff ist zur Aufrechterhaltung der Ordnung — vielleicht auch zu seiner Überwachung — bei ihm stationiert. Die Rheinische Mission beabsichtigt die unter den Wirren des fünfzehnjährigen Krieges verwüstete Missionsarbeit unter den Witbooischen wieder aufzunehmen.

Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Zu den Listen der letzten großen Volkszählung verfaßte in Travancor in Südindien ein Brahmane einen vortrefflichen Bericht, den der Maharadscha von Travancor durch ein Gnadengeschenk von 3000 Mark belohnte. In diesem Berichte des Heiden für seinen heidnischen König heißt es: „Durch die unablässigen, selbstverleugnenden Bemühungen der hochgebildeten Missionare machen die zahlreichen eingeborenen Christen außerordentlich schnelle Fortschritte im sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Leben. Ohne die Missionare würden diese niedern Hindukasten immer verachtet geblieben sein. Eine solche Handlungsweise ist in der Geschichte Indiens etwas absolut Neues; selbst die großen Männer der alten Geschichte sind nicht einmal auf den Gedanken gekommen, sich so der Unterdrückten anzunehmen. Der Heldennut, die Kastenlosen aus dem Sumpf der Erniedrigung und Roheit emporzuheben, war dem alten Indien ebenso fremd wie dem brahminischen Indien der Neuzeit. Nur die Missionare haben diesen großen

Gedanken gefaßt und ihr Leben für seine Durchführung eingesetzt.“

Zug zum Christentum. In einem Dorfe der Milagiris lebt ein würdiger Alter, der nicht selten die Kirche und den Missionar besucht. Der Mann hat viel Christenkenntnis und einen Zug zum Herrn, den er nicht los werden kann. Aber er mag die Schmach Christi und das Schwere seiner Nachfolge nicht auf sich nehmen. Von Zeit zu Zeit versammelt er die Häupter der Dörfer im Keti-Thal und legt ihnen ihre



Hendrik Witbooi und Familie.

Der alte Witbooi.

Seine Tochter. Witboois Sohn. Seine Tochter.
und dessen drei Kinder.

Sittenverderbnisse und den einzigen Weg der Rettung — das Christentum — in seiner eindrucklichen und originellen Art vor, hoffend, er könne sie bewegen, mit ihm Christen zu werden. Diese Leute können stundenlang über der Besprechung dieser wichtigen Frage zusammensitzen, und nachdem sie sich lange genug besprochen haben, stehen sie gerade wieder auf demselben Punkt, bei dem sie schon so manches Mal angefangen haben, und der gute Alte geht dann jedesmal mit bitterer Enttäuschung heim.

Calw. M.-Bl.



Er scheint monatlich. Preis jährlich 3 M. (4 Fr.), frei ins Haus 3,20 M.

Nr. 2203 des Post-Zeitungs-Katalogs für 1895.

I. Jahrgang.

1895.

September.

Unter den Kannibalen von Englisch-Neu-Guinea.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Londoner Missionsgesellschaft.

Von P. Richter, Pfarrer in Werleshausen.

Die große Londoner Missionsgesellschaft feiert im September dieses Jahres ihr 100jähriges Jubiläum. Sie blickt auf eine lange und ruhmreiche Geschichte zurück. Männer wie John Williams, Robert Moffat und David Livingstone sind ihre Missionare gewesen. Die Christianisierung großer Inselgruppen im Stillen Ocean, die Bekehrung der Hova-Nation auf Madagaskar sind Teile des reichen Segens, mit dem Gottes Barmherzigkeit ihre Arbeiten gekrönt hat.

Wir wollen unsere Augen auf ein abgelegenes, weniger bekanntes, aber hoch interessantes Gebiet der Londoner Mission richten, nach Neu-Guinea; es ist dies eins ihrer neueren, aber reich gesegneten Arbeitsfelder, ein vielversprechendes Seitenstück zu

den noch in den Anfängen stehenden deutschen Missionen in Kaiser-Wilhelms-Land.

Es war in den letzten Tagen des Juni 1871; dunkle Wolkenmassen lagerten sich über Neu-Guineas Gestaden, flüchtige Sonnenblicke wechselten mit heftigen Regenschauern; dumpfe, schwüle Fieberluft lastete niederdrückend auf dem Wasser. Da kreuzte im Mündungsgebiet des Flyflusses (sprich Fleißfluß) ein Kauffarteischiff; es trug an Bord zwei Londoner Missionare, Farlane und Murray (sprich Farlehn und Mörré) und acht braune christliche Südseelehrer mit ihren Weibern. Sie sollten an dieser Küste eine neue Mission eröffnen. Vergeblich strengten sie ihre Augen an, in das verborgene, unbekannte Innere des Landes einen Blick zu werfen. In ebenso tiefes Dunkel gehüllt

lag die Zukunft vor ihnen. Bange Ahnungen stiegen in ihren Herzen auf. Nur zu viel hatten sie von dem blutdürstigen Charakter der Kannibalen des Landes und von dem tödlichen Malariafieber gehört. Trotzdem gingen sie mit getrostem Gottvertrauen an das ihnen befohlene Werk. Es war dazu ein eigenartiger Plan entworfen. Da das Klima Neu-Guineas als für Europäer unzutraglich galt, so sollte versucht werden, die zu gründenden Stationen mit braunen, christlichen Lehrern von anderen Südseeinseln zu besetzen. Man hoffte, diese von Kind auf an das heiße Klima gewöhnten

Die Missionare suchten daher in behutsamer Weise mit den scheuen, mißtrauischen Leuten Verkehr anzuknüpfen, indem sie dieselben durch freundliches Wesen und kleine Geschenke von ihren friedlichen Absichten überzeugten. Die Eingebornen legten allmählich die Scheu ab und besuchten das Schiff, die Missionare und Lehrer das Dorf; so wurde der Grund zu gegenseitigem Vertrauen gelegt. Nach einigen Tagen konnte man es dann wagen, hier zwei braune Lehrer mit ihren Frauen zurückzulassen, welche die Eingebornen freundlich zu behandeln und zu beschützen versprochen.



Mount Owen Stanley. (Neu-Guinea.)

Eingebornen würden das Klima Neu-Guineas eher extragen. Die europäischen Missionare sollten nur alljährlich Visitationsreisen nach den einzelnen Stationen unternehmen, dabei überall nach dem Rechten sehen und die Lehrer beaufsichtigen.

Die Missionare landeten zunächst bei der kleinen Daruley-Insel (nordöstlich von der Torresstraße). Die Bucht, in welcher sie Anker warfen, führte den schlimmen Namen „Verratsbucht“. Unlängst war hier die gesamte Mannschaft eines Schiffes von den Eingebornen hinterlistig ermordet worden. Hier war also äußerste Vorsicht geboten.

Den Frauen der beiden Lehrer war doch recht bange zu Mute. Als ihre Kisten und Kasten — groß war ja ihre Ausstattung nicht! — in die ihnen überwiesene Grasshütte gebracht und sie nun dort allein gelassen waren, fing die eine von ihnen bitterlich zu weinen an und klagte: „Ach, daß wir auf unserer Insel Lifu geblieben wären, unserer teuren Heimat, wo wir so glücklich waren! Nun sind wir hier einsam und verlassen inmitten dieser blutdürstigen Heiden; sie werden uns gewiß ermorden und auffressen.“ Ihr Gatte aber suchte ihr Trost und Mut zuzusprechen und

wies sie darauf hin, daß sie ja nicht hierher gekommen seien, um irdische Güter, Perlen, Muscheln u. dgl. zu gewinnen, sondern um den Heiden das Evangelium zu predigen. Wenn es Gottes Wille sei, daß sie ermordet würden, so wollten sie an den Heiland denken, welcher um unfertwillen einen noch viel bittereren Tod erlitten hätte.

Nachdem die beiden englischen Missionare die Zurückbleibenden noch einmal getröstet, mit ihnen zusammen gebetet und sie dem Schutze des allmächtigen Gottes befohlen hatten, mußte geschieden sein. Es

Ahnungen schon so bald an in Erfüllung zu gehen? Spät am Abend ging Farlane noch mit wehmütigen Gedanken auf dem Deck des Schiffes auf und ab, er konnte so bald die Ruhe nicht wieder finden. Da trat einer der noch übrigen braunen Lehrer zu ihm und sprach: „Lehrer, wir haben gesehen, wie sehr dich die böse Botschaft heute niedergeschlagen hat, und sind mit uns zu Rate gegangen, haben uns auch im Gebet fleißig mit Gott besprochen, nun steht unser Entschluß fest. Wir wollen nach Tauan gehen und an die Stelle der Entflohenen treten; oder sind die beiden anderen er-



Port Moresby. (Neu-Guinea.)

galt noch einige weitere Stationen anzulegen. Zunächst wurde das Inselchen Tauan geeignet befunden, dort wurden vier Lehrer zurückgelassen, zwei für Tauan selbst, zwei für das gegenüberliegende Festland. Noch suchte man nach einem weiteren Platze, auf dem das vierte und letzte Lehrerpaa stationiert werden könnte; da kam plötzlich ein Boot und brachte die Schreckenskunde, auf Tauan seien Unruhen ausgebrochen, zwei von den dortigen Lehrern seien entflohen, die anderen beiden voraussichtlich erschlagen. Eine gedrückte Stimmung senkte sich auf aller Herzen; sängen die trüben

schlagen, so wollen wir ihren Platz einnehmen.“ Welch ein Heldenmut! und das waren arme, verachtete braune Leute, vielleicht selbst noch nicht lange zum Christentum bekehrt! Zum Glück erwies sich jene Trauerkunde als übertrieben. Die Tauanleute waren zwar damit umgegangen, die Lehrer zu ermorden, hatten sich aber doch wieder beruhigt und ihr böses Vorhaben aufgegeben.

So wurden vier Stationen angelegt und mit je zwei Lehrern besetzt. Missionar Murray nahm seinen Wohnsitz auf der benachbarten Nordspitze von Australien am

Kap York, um von hier aus das Werk zu überwachen und zu leiten. Missionar Farlane führte unterdessen eine neue, stattliche Schar Lehrer von den christlichen Südpfeinseln herbei, mit denen in den folgenden Jahren das Arbeitsfeld bedeutend erweitert wurde. Die westliche Küste des Papuagolfes mit dem vielarmigen Mündungsdelta des Flyflusses ist flach und sumpfig und darum in besonderem Maße ein Fieberherd. Man hoffte an der östlichen Küste des Golfes gesündere Plätze zu finden; so wurde auch dies Gebiet in den Kreis der Missionsthätigkeit hereingezogen. Dieses Stück der Küste westlich und östlich von Port Moresby ist landschaftlich wunderschön, reich an malerischen Scenerien. Am Ufer sind freundliche Buchten, eingefaßt von dichtem Urwald; die hier und da zerstreuten Siedelungen der Eingebornen erhöhen den Reiz der lieblichen Landschaft. Im Hintergrunde ziehen sich mächtige Bergketten hin, alle überragt von dem Riesen der Bergwelt von Neu-Guinea, dem in Wolken gehüllten Haupt des Mount Owen Stanley (sprich Maunt Auen Stänli). Hier faßte die Mission in Port Moresby unter dem als besonders kriegerisch und räuberisch verschrieenen Stamm der Motu Fuß. Da jedoch auch diese Gegend nicht so gesund war, als man gehofft hatte, setzte man bald abermals den Wanderstab weiter ostwärts und suchte die gebirgige Süd- und Ostspitze der Insel auf, wo man endlich der höheren Lage wegen ein gesünderes Klima zu finden erwartete. Hier entstand am Südkap der dritte Zweig des Missionsunternehmens.

Langsam, aber stetig breitete sich nun das Werk von diesen drei Mittelpunkten, Darnley-Insel, Port Moresby und Südkap, nach rechts und links aus, bis allmählich die ganze Küste vom Ostkap bis über den Flyfluß hinaus mit einer ununterbrochenen Kette von Missionsstationen besetzt war. Die Centralstation ist gegenwärtig Port Moresby, östlich und westlich davon sind noch je zwei Hauptstationen mit europäischen Missionaren besetzt. Zu jeder Hauptstation mögen zehn bis zwanzig von braunen Lehrern verwaltete Außenstationen gehören. Mehr als 100 eingeborne Prediger, bei weitem die meisten von ihnen ordiniert, stehen den sieben weißen Missionaren thatkräftig zur Seite.

Als eine besondere göttliche Gnade muß es angesehen werden, daß dem gefährlichen Klima bisher noch kein europäischer Missionar zum Opfer gefallen ist. Farlane, Lawes und Chalmers (sprich Lohs und Tschelmers) sind nun schon seit zwei Jahrzehnten die Träger dieses hoffnungsreichen Missionswerkes. Leider sind die braunen Lehrer, auf die man in dieser Hinsicht so viel größere Hoffnungen gesetzt hatte, nicht in gleichem Maße dem Klima gewachsen gewesen. Kein Jahr verging, ohne daß mehrere von ihnen dem Fieber erlagen. Andere wurden von den wilden Heiden mit der Keule erschlagen, noch andere von rachsüchtigen Zauberern vergiftet. Im ganzen sind wohl 120 derselben seit dem Jahre 1871 dahingerafft. Doch die, welche noch leben, sind ebenso bereit, wenn es nötig ist, zu sterben wie die, welche schon dahingegangen sind. Einst räumte das Fieber in erschreckender Weise unter den eben angekommenen Lehrern auf; in kurzer Zeit starben vier. Da sagte einer von den Übriggebliebenen: „Wir fürchten uns nicht für Christus zu sterben. Wenn es sein Wille ist, daß wir leben sollen, so ist es gut; ist es sein Wille, daß wir sterben sollen, so ist es auch gut. Wir sind nach Neu-Guinea gekommen, sein Werk zu thun, und ihm übergeben wir uns.“ Hin und wieder ist wohl einer von diesen braunen Lehrern für untüchtig und unwürdig befunden, aber im ganzen haben sie sich als opferwillige Männer voll aufrichtiger und herzlicher Hingebung an Christus und sein Werk gezeigt, und es sind unter diesen geringen Braunen manche christliche Heilige und Märtyrer gewesen. Ohne ihre aufopfernde Hilfe hätte die Londoner Mission sicher nicht solche Erfolge erzielen können.

Aber man durfte nicht länger als unbedingt notwendig so viele teure Menschenleben opfern. Man fing deshalb an, die Südpfe-Lehrer durch ausgebildete Papua aus Neu-Guinea selbst zu ersetzen. Zu diesem Behuf wurde auf der gesunden und fruchtbaren Murray-Insel, später bei der festländischen Station Motu, ein Papua-seminar gegründet; eine freigebige englische Dame, die schon früher der Papua-Mission ein Dampfschiff geschenkt hatte, reichte auch hierzu wieder die Mittel dar. Mit dem Seminar wurde eine Industrieschule ver-

bunden; in dieser wurden Acker- und Gartenbau sowie allerlei Handwerke betrieben, Schiffe repariert, Böte und hölzerne Missionshäuser gebaut, kurz viele für den Betrieb der Mission wichtige Gegenstände hergestellt. Beides, Seminar und Industrieschule, erwies sich als überaus segensreich, so daß auch an den andern Hauptstationen ähnliche Institute ins Leben gerufen wurden. Eine ganze Reihe von Papuajünglingen sind nun schon durch diese Seminare hindurchgegangen und wirken jetzt als Evangelisten unter ihren heidnischen Landsleuten.

deutlicheres Bild von den Schwierigkeiten und Erfolgen dieser Mission wird sich der Leser aus folgenden Geschichten machen, die wir einem Augenzeugen, dem trefflichen Missionar Chalmers, nacherzählen. Zuerst zwei Bilder aus der Welt des Aberglaubens und der Friedlosigkeit der Zustände im englischen Neu-Guinea!

1. Das brennende Juwel des Todes.

Die Papua sind sehr abergläubisch, und aus Furcht vor allerlei Geisterpfund können sie ihres Lebens nie recht froh werden. Wird jemand in der Familie krank, so



Das christliche Pfahldorf Tupuselei. (Neu-Guinea.)

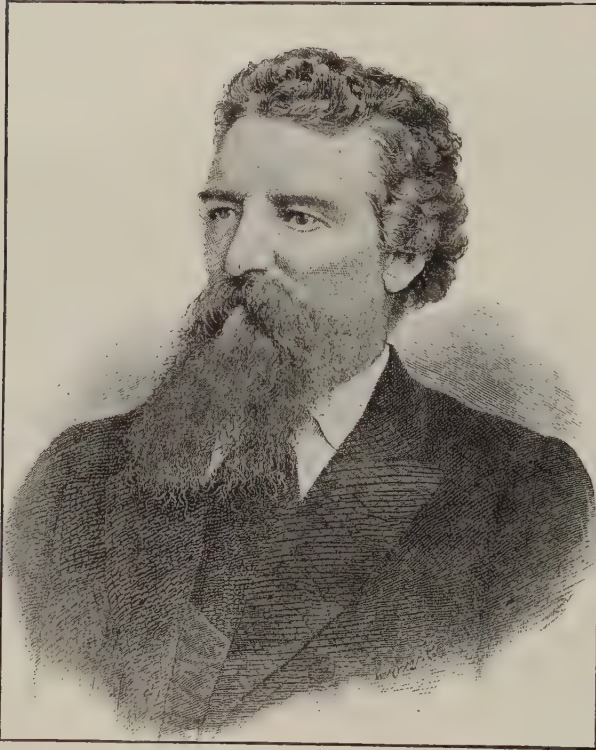
Der Wirkungskreis der Mission ist bisher noch auf das Küstengebiet beschränkt; in das Innere hat die Verkündigung des Evangeliums erst wenig eindringen können. Die gleich anfangs besetzten kleinen Inseln Darnley, Murray, Tauan, Saibai und Mabiang sind ganz christianisiert. Gleichfalls ein ganz christliches Gepräge tragen einige Stationen um Port Moresby. In dem auf Pfählen in das Wasser hinausgebauten großen Dorfe Tupuselei z. B. sind wenig Heiden mehr zu finden; in einem nahe dabei gelegenen Dorfe wurden allein im Jahre 1893 125 Seelen getauft. Ein

soll irgend ein böser Geist daran schuld sein, und es wird ein Schwein geschlachtet, um denselben zu versöhnen. Will der Papua irgend ein Werk unternehmen, pflanzen, fischen oder jagen, so macht er sich erst die Geister durch Opfer günstig. Nicht einmal des Nachts fühlt er sich sicher. Neben diesen Geistern fürchtet der Papua am meisten die Macht der Zauberer, die nach ihrer Meinung den Leuten jeden Schaden, Krankheit, selbst den Tod anzubringen können.

Solch ein Zauberer war Weta; alles Volk fürchtete sich vor ihm, er sollte einen

Zauberstein besitzen, dessen bloßer Anblick genüge, um jemand zu töten. Chalmers beschloß Beta aufzusuchen und sich den Stein, „das brennende Juwel des Todes“, wie man ihn nannte, zeigen zu lassen. Da er vermutete, Beta werde sich weigern, den Stein zu zeigen, so ging er zunächst zu seinem Freunde Miria, einem Verwandten Betas, um um seine Vermittlung zu bitten.

„Ja“, antwortete dieser, „aber ich fürchte mich. Ich habe selbst den Stein noch nie gesehen, obgleich Beta mein Vetter ist.



Missionar Chalmers.

Und wenn er ihn dir zeigt, wirst du dann nicht sterben?“ „Nein,“ erwiderte Chalmers, „der Stein kann mich nicht töten.“

Miria war augenscheinlich sehr ängstlich. Nach einer kleinen Weile sagte er: „Hätten wir nur zwei Tamets (Lehrer), so möchte es gehen; einer könnte sterben, der andere leben. Wir haben aber nur einen und können keinen anderen bekommen.“

Darauf Chalmers: „Miria, sei nicht so furchtsam, ich kann alle Zaubermittel Betas sehen und weiß, daß es mir nichts schaden wird.“ „Gut,“ sagt er, „ich will

ihn fragen, ob er dir den Stein zeigen will.“ Er ging und kehrte nach einiger Zeit mit Beta zurück. Dieser hatte einen eigentümlich ruhelosen Gesichtsausdruck und dunkle, flackernde Augen. Chalmers fragte ihn, ob er wisse, weshalb er gekommen sei. Beta blickte ihn fest an und sagte:

„O Tamet, ich würde dir den Stein wohl gern zeigen, aber ich bin sehr erschrocken. Keine lebendige Seele außer meiner Schwester und mir hat ihn jemals gesehen. Und du weißt, wie alle Leute in Furcht sind.“

Chalmers beruhigte den Zauberer: „Beta-Freund, ängstige dich nicht, deine Dinge können mir nicht schaden.“ Darauf Beta: „Gut; heute Abend will ich zu dir zurückkehren, und du sollst alles sehen. Aber nur wir allein dürfen im Hause sein.“ Er ging, kam aber nicht wieder. Und so mußte sich denn Chalmers selbst aufmachen und ging mit Miria zu Betas Hause. Als Chalmers seinen Wunsch wiederholte, suchte Beta ihn noch einmal abzuschrecken: „Tamet, du wirst den Stein sehen. Er ist bei meiner Schwester. Als er bei mir war, verlor ich Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Weib und Kinder, und aus Furcht gab ich ihn meiner Schwester in Verwahrung, sie verbirgt ihn in der Erde.“

Die Ausreden halfen Beta jedoch nichts, er mußte sich entschließen, seine Zaubermittel herbeizuschaffen. Er ging zum Hause seiner Schwester, und da hätte man ihn eine geraume Weile mit verschiedenen Säck-

chen herumhantieren sehen können, unablässig Zauberformeln murmelnd. Endlich kam er zurück. Er verhängte den Eingang des Hauses mit einem Vorhang, zeigte Chalmers, wohin er sich setzen solle, und warnte ihn, sich um keinen Preis über die Dinge zu beugen oder ein Wort zu sprechen. Dann begann er wieder zu murmeln und sagte endlich: „Tamet, ich denke, es wird gut gehen, kein Leid wird dich treffen.“

Chalmers: „Ja, es wird gut gehen, kein Leid wird mich treffen.“

Wieder murmelte er eifrig vor sich hin,

zog sorgfältig Chalmers Finger, alle der Reihe nach, daß sie knackten. Der neunte knackte nicht, das war ein böses Vorzeichen. Darum neues Murmeln und ein bittender Blick: „O Tamet, wirds auch gut ablaufen?“

Chalmers: „Ja, gut, sehr gut.“

Noch einmal wurde der neunte Finger gezogen, er knackte, ebenso der zehnte, also — würde es gut gehen. Jetzt holte Beta sein erstes Säckchen hervor, es enthielt zwei große Samentörner, an einem war ein schöner Kristall befestigt, darunter kleine Muscheln, welche „Ja und Nein“ bedeuteten. Sie werden angerufen, um den Tod eines Feindes herbeizuführen, und hatten dazu angeblich schon oft geholfen. Dann brachte der Zauberer ein Bambusstück hervor, in dem sich zwei schwarze Basaltsteine, ein großer und ein kleiner befanden — Vater und Kind —; diese sollten Fülle oder Mangel verurursachen. Als er den größeren Stein anfaßte, fiel er auf die Erde, was ihn sehr erschreckte, er mußte schnell seine Beschwörungen von neuem anstellen. Danach kam ein tassenförmiges, poröses Gefäß von Pandanuswurzel zum Vorschein. Er nahm den Deckel ab, darin lag, in verschiedene Tücher gewickelt, ein Stein, den er sehr behutjam behandelte. Auch dieser sollte Krankheit und Tod hervorbringen. Dann wickelte er unter feierlichen Geberden und ständigem Gemurmel ein neues Zaubermittel aus seinen Hüllen; dies sollte die Macht haben, Kinderseggen zu verleihen.

„Das sei alles“, erklärte er darauf. Aber Chalmers ließ sich nicht anführen: „Nein, Beta, ich wünsche den brennenden, glänzenden Stein des Todes zu sehen. Willst du mir übrigens diese Steine verkaufen?“

Beta überlegte eine Weile, dann fragte er, was Chalmers wohl dafür bezahlen würde. Er versprach ein eisernes Beil und allerlei kleinere Geschenke. Damit war Beta zufrieden, und der Kauf wurde sogleich abgeschlossen. Nun ließ sich Beta auch bereit finden, seinen Hauptzauber herbeizuschaffen, ein großes Stück durchsichtigen Quarzes. Das war das berühmte „brennende Jewel des Todes.“ Nachdem Beta den glücklichen Erwerber aller dieser Raritäten noch über ihren Gebrauch unterrichtet hatte, verließ er ihn endlich.

In dem Dorfe verbreitete sich bald das Gerücht von dem stattgehabten Handel, und Chalmers Ruderer, die noch Heiden waren,

fürchteten sich sehr, daß diese Zaubermittel ihnen noch großes Unheil bringen würden. Sie drangen in ihn, sich dieser Dinge so schnell wie möglich wieder zu entledigen. Aber er packte sie ohne ihr Vorwissen in einen Kasten und stellte diesen unter eine Bank im Boot. Sie stiegen ein, um die Heimreise nach der Missionsstation anzutreten. Unterwegs fragte ein Ruderer Chalmers, wo er die Zauber verwahre. Auf die Antwort: „Gerade unter deinem Sitz, mein Freund,“ fuhr der Unglückliche entsetzt empor und war um keinen Preis zu bewegen, wieder seinen Platz einzunehmen. Zufällig war es eine sehr dunkle, stürmische Nacht; natürlich sollten daran die Zaubermittel schuld sein. Doch kamen sie trotz der bösen Zauber glücklich heim. Wenige Wochen danach erkrankte Chalmers am Fieber; auch das kam offenbar von den bösen Zaubersteinen her.

Wie stark ist doch die Macht dieses heidnischen Aberglaubens, und wie sind die armen Papua von seinen finstern Banden geknechtet! Aber dieser Bann beginnt allmählich zu weichen. Die Missionare machen in den letzten Jahren die erfreuliche Wahrnehmung, daß die Papua ihre alten abergläubischen Gebräuche oft nur noch in einer sehr nachlässigen Weise betreiben, sie haben sichtlich nicht mehr das alte Zutrauen zu ihren Zaubermitteln, damit fällt aber dann auch ein starkes Bollwerk des Heidentums.

2. Das Evangelium des Friedens.

Unter den verschiedenen Stämmen Neu-Guineas herrscht ein fast ununterbrochener Kriegszustand. Oft kommt es um der geringfügigsten Sache willen zum blutigen Kampf zwischen zwei Dörfern, und der Krieg ruht dann meist nicht eher, bis das eine Dorf zerstört und seine Einwohner alle getötet sind. Der Stamm der Elema, in deren Gebiet die heutigen Missionsstationen Motumotu und Lese liegen, war besonders verrufen. Hörte man, daß die Motumotu- oder Lese-Leute auf dem Raubzug seien, so flohen die Einwohner aller Küstenorte mit ihrer wertvollsten Habe in das Dickicht.

Einst hatten die Leute von Paithana, einem Dorfe am Hall-Sund, einen Mann aus Lese verräterisch erschlagen. Es war nicht die erste Blutthat, die sie auf dem Gewissen hatten; aber diesmal sollte sie eine furchtbare Rache treffen. Als die

Nachricht von dem Morde nach Lese kam, wurde ein Rachezug beschlossen, doch wurde derselbe auf spätere Zeit verschoben. Die Paithana-Leute waren nach dem Morde in die Berge geflohen. Als aber längere Zeit verstrich, ohne daß etwas Verdächtiges geschah, kehrten sie in ihr Dorf zurück. Unterdessen rüsteten die Lese-Leute ihre Kriegskanus und gingen in See. Sie fuhren die Nacht hindurch und erreichten

liegende Dorf. Dasselbe wurde rings umzingelt. Ein starker Trupp drang in die Hauptstraße ein. Schlaftrunken erhob sich ein Einwohner, sah die fremden Leute und fragte, wer sie wären.

„Wir sind von Lese,“ war die Antwort, „und sind gekommen, für unsern ermordeten Freund Rache zu nehmen“. Diese Schreckensbotschaft weckte die Schlafenden schnell auf. Es entstand eine unbeschreib-

liche Vermirrung, Pfeile flogen in Schwärmen. Männer, Frauen und Kinder wurden getroffen. Flucht war unmöglich. Kleine Kinder wurden an den Füßen ergriffen und an den Bäumen zerschmettert. Viele blieben in den Häusern und hofften, sie würden dort dem allgemeinen Blutbade entgehen. Aber die Feinde drangen in die Häuser ein, jeder Wertgegenstand wurde fortgeschleppt, jeder Paithana-Mann ermordet. Dann wurde das ganze Dorf angezündet, Tote, Verwundete und Lebende verbrannten in dem Flammenmeer. Trunken von Siegesruhm, beladen mit reicher Beute kehrten die Rächer heim.

Das ist nur ein Beispiel der grausamen Kriegszüge, ähnliche Raub- und Rachezüge fanden ehemals in jedem Jahre statt.

Gegenüber diesen friedlosen Zuständen treten die segensreichen Wirkungen der Mission am auffälligsten zu Tage. Für die kriegerischen Kannibalen ist das Evangelium besonders zu einem Evangelium des Friedens geworden. Die Missionare haben es immer für eine ihrer ersten und wichtigsten Aufgaben gehalten, Frieden zwischen den

feindseligen Stämmen zu stiften. Die Eingebornen selbst sehen die Missionsstationen als neutrales Gebiet an, wo sie friedlich zusammen kommen können. Wenn neuerdings so viele Ortschaften um Lehrer bitten, so geschieht es zunächst meist nicht aus dem Verlangen nach Gottes Wort, sondern in der Hoffnung, durch eine Missionsstation in ihrer Mitte Schutz gegen kriegerische Überfälle und friedliche Zustände zu erhalten.



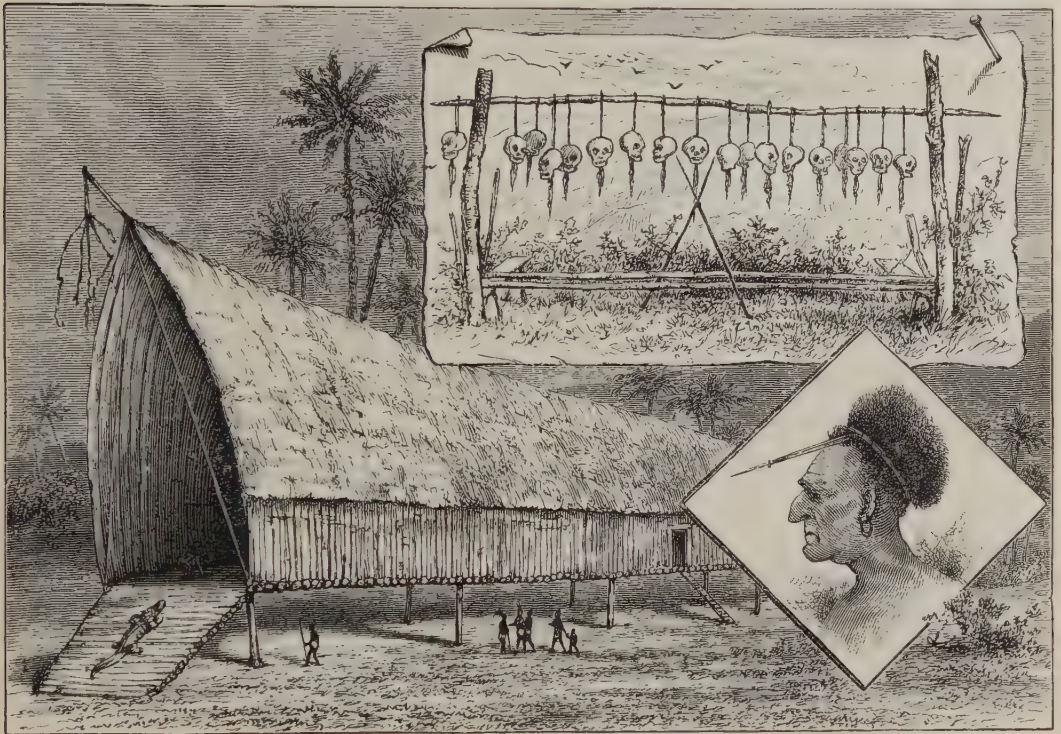
Blick in das Innere von Neu-Guinea.

am Morgen eine Insel, wo sie sich bis zum Anbruch der Dunkelheit verborgen hielten. Nach Sonnenuntergang fuhren die Rächer den Fluß hinauf, in dem Paithana auf einer von Schilf und Mangrovebäumen bewachsenen Insel lag. Sie trafen einen Mann von einem benachbarten Stamm, den sie zwangen, ihnen als Führer zu dienen. So ging es durch Sumpf, Gras und Busch bis dicht vor das in ahnungslosem Schlafe

Und wie sehr sehnen sich die friedlosen Papua danach! An der Küste ist es, soweit der Einfluß der Mission reicht, schon viel besser geworden. Die Kriegswirren nehmen ab, die Menschenfresserei hört auf. Die Männer können jetzt unbewaffnet nach ihren Pflanzungen gehen. Selbst die Frauen dürfen es wagen, allein durch Feld und Wald zu wandern; noch vor wenigen Jahren wäre das nicht rätlich gewesen. In den Gotteshäusern sieht man alte, ergraute Krieger sitzen und sich vor dem Gottesworte demütig beugen.

in ihm, ein neues Leben anzufangen. Jetzt ist er ein bekehrter Mann. Sein harter Gesichtsausdruck ist verschwunden, nur ein entschlossener Blick ist geblieben. Er ist jetzt ein Mann, der das Rechte zu thun sucht — ein lebendiger Zeuge von der Macht des Evangeliums.

Eine andere anziehende Erscheinung ist Koapena, der Häuptling des Aremastammes. Es ist eine stattliche Figur, ein wahrer Hercules, jede Muskel scharf hervortretend, seine Haltung ist stolz, als wenn er sich seiner Macht bewußt wäre. An seinem



Der Häuptling Koapena und seine Heimat.

Da ist z. B. Aruako, einst ein gefürchteter Räuberhauptmann des Motustammes, er pflegte jede, auch die leichteste Beleidigung gründlich zu bestrafen. Zahllos waren seine Raubzüge und nie fehlte es ihm an Teilnehmern, denn seine Führung verbürgte reiche Beute. Sein Gesichtsausdruck war hart und abstoßend, als ob er immer verdrossen wäre. Der Mission stellte er sich im Anfang feindlich entgegen. Aber vor einigen Jahren fing er an die Gottesdienste zu besuchen, bald gewann er ein lebhaftes Interesse, der Wunsch erwachte

Körper hat er mehr als 50 Tätowierungen, Zeichen, daß er und seine Leute mehr als 50 Männer, Frauen und Kinder erschlagen haben. Eine gewaltige Keule diente ihm dazu, nur er hatte die Kraft, sie zu führen. Warnend stand sie am Eingang seines Hauses. Als die Mission kam, dachte er nicht daran, sein heidnisches Wesen abzulegen, aber die Lehrer sah er als seine Kinder an und bewies besonders dem Missionar Chalmers eine rührende Anhänglichkeit.

In dem Dorfe Kalo waren einst mehrere

Lehrer ermordet worden. Die bei Roapena stationierten Lehrer fürchteten ein gleiches Schicksal und zogen es vor, sich durch die Flucht zu retten. Da gab er den Befehl, daß niemand sich unterstehen solle, auch nur ihre Häuser zu betreten. Als nach vierzehn Tagen noch alles ruhig geblieben war, wagte Chalmers Roapena aufzusuchen. Er fand ihn auf der Plattform seines Hauses, doch wandte er sich nicht nach seinem Besucher um, bot ihm auch keinen Willkommensgruß. Als Chalmers näher kam, da konnte das warme Herz dieses

Sogar über den engen Wirkungskreis der Mission hinaus ist ihr Friedenseinfluß gedrungen. Der Name „Missionar“ ist der beste Reisepaß, mit dem man bis weit ins Innere reisen kann. Einmal fielen zwei Weiße in die Hände der Kannibalen, einer wurde ermordet. Als man den andern auszog, sah man auf seinem Arme ein geätztes Kreuzeszeichen. Man erinnerte sich, dieses Zeichen auch bei einem Missionar gesehen zu haben. Daraus folgerte man, dieser Gefangene sei auch ein Missionar und ließ ihn ungefährdet ziehen.



Dorf der Aremax.

Wilden nicht widerstehen, er kehrte sich um und begrüßte den Missionar mit den Worten: „O Tamet, wie thöricht bist du gewesen; aber komm.“ Damit schlang er seine Arme um des Missionars Hals und fuhr in vorwurfsvollem Tone fort: „Tamet, du hättest mir deine Kinder anvertrauen sollen; du weißt, daß niemand, der zu dir gehört, bei mir beleidigt werden wird.“ Sie gingen beide zusammen nach der Lehrerwohnung, sie war nicht berührt, auch nicht der kleinste Gegenstand war entwendet. Roapena ist noch kein Christ, aber er ist auf dem Wege es zu werden.

3. Ribuna und Rabena.

Unter den Papua besteht die Sitte der Blutrache. Ist jemand ermordet worden, so haben sämtliche Familienglieder die Pflicht, den Ermordeten zu rächen. So zieht ein Mord viele andere nach sich.

Ribuna und Rabena waren am Südkap zu Hause. Wie ihre Volksgenossen waren sie Kannibalen. Ehedem waren sie einander freund gewesen, hernach wurden sie Todfeinde. Das war so gekommen. Ribunas Weib hatte im Innern einen Besuch gemacht, war auch bei einem alten

Onkel Rabenas gewesen und hatte von ihm etwas Betelnuß zum Kaufen erhalten. Bald nach ihrer Rückkehr starb sie; und dem alten Manne wurde Schuld gegeben, er habe sie vergiftet. Ihre Söhne schworen sie zu rächen. Sie machten sich auf, überfielen den ahnungslos seines Weges dahingehenden Mann und erschlugen ihn. Nach Hause zurückgekehrt, rühmten sie sich noch ihrer Blutthat. Nun lag es Rabena und seiner Sippe ob, ihren Blutsverwandten an seinen Mördern zu rächen. Ribuna bereute bald den Mord, gab den beleidigten

ihr Werk würde gänzlich nutzlos sein. Aber am Ende fing er selbst an die Gottesdienste zu besuchen. Auch Rabena und sein Weib hielten sich zu denselben. Da saßen die beiden Todfeinde, der eine auf der rechten Seite des Kirchleins, der andere auf der linken. Vergeblich versuchten die Lehrer die beiden zu versöhnen. Noch waren die Herzen nicht aufgetaut. Aber allmählich schmolz doch unter den Strahlen der göttlichen Liebe das Eis von Rabenas Herzen. Sein Weib half dabei. Sie war ihrem Manne in christlicher Erkenntnis



Das Südkap von Neu-Guinea.

Verwandten des Ermordeten ein Bußgeld und schloß mit ihnen Frieden. Rabena aber wollte nichts von Frieden wissen, er wollte nicht ablassen, bis er Ribunas Fleisch gegessen habe. So verstrich lange Zeit in gegenseitigem Argwohn und Feindschaft. Nur durch den Einfluß der Mission wurden sie davon abgehalten, einander zu morden.

Ribuna hatte zuerst die Missionare für wahnsinnig erklärt und die Predigt von dem einen wahrhaftigen und lebendigen Gott und seiner Liebe zu uns als Märchen verlacht; er hatte den Lehrern prophezeit,

voraus und war überhaupt eine ernste, verständige Frau. Sie bat ihren Mann, doch endlich den alten Haß zu begraben. Dies Weib wurde getauft. Die feierliche Tauffhandlung machte so tiefen Eindruck auf Rabenas Herz, daß er sich am Schluß derselben vor der versammelten Gemeinde bereit erklärte, sich mit Ribuna zu versöhnen. Sie gaben sich die Hände, und es wurde für sie gebetet, daß sie wieder in Frieden und Freundschaft leben möchten. Bald darauf trat Rabena nach einem ernstem Glaubensbekenntnis zum Christentum über.

Auch Ribuna wird ihm inzwischen auf diesem Wege nachgefolgt sein.

Solche Geschichten zeigen, wie das Christentum anfängt in das Volksleben der Papua einzudringen und seine fauerteigartige Kraft daran zu erweisen. Wir freuen uns mit den Missionaren Lawes und Chalmers, daß sie schreiben können: „Der Erfolg, welcher die Missionsarbeit in den letzten Jahren auf Neu-Guinea be-

gleitet hat, muß von den Freunden der Mission dankbar anerkannt werden und sollte sie für die Zukunft sehr ermutigen. Seitdem 1871 das Missionswerk auf Neu-Guinea begonnen ist, weiß ich von keinem Missionsunternehmen der Londoner oder irgend einer anderen Missionsgesellschaft, das mit ihm, was die Resultate anlangt, verglichen werden kann.“

In der Goldstadt Südafrikas.

Keine Stadt der ganzen Welt hat ein so erstaunliches Wachstum gehabt, als Johannesburg, die Goldstadt Südafrikas. Vor zehn Jahren, am 12. Febr. 1885 reiste der Berliner Missionsdirektor D. Wangermann auf schauerhaften Wegen über die damals noch öde Stätte; steile, zerrissene,

in dieser Einöde, andere fanden nur gerade genug Gold, um das Leben zu fristen. Selbst die großen Maschinen der Goldwäscherei schienen kaum den Betrieb zu lohnen. Nichts zeigte auch nur von fern eine glänzende Zukunft an.

An derselben Stätte steht heute die



Gouvernementsgebäude in Johannesburg.

mit großen Steinen bedeckte Hänge schienen jedem Ochsenwagen unüberwindliche Schranken entgegenzustellen. Die eben entdeckten Goldfelder boten einen kläglichen Anblick dar. Auf dürftigen Wiesen standen die lustigen Zelte oder Grashütten der Goldgräber. Viele von den letzteren verarmten

Großstadt Johannesburg, in deren prachtvolle Straßen und glänzende Paläste uns die nebenstehenden Bilder einen Einblick gewähren. Johannesburg hat heute über 100 000 Einwohner, darunter mehr als 40 000 Weiße. Es hat zwei Theater, einen ständigen Zirkus, eine stark besuchte

Börse, Kirchen aller Konfessionen, geräumige Hotels und glänzende Läden, meist zweistöckige Häuser mit kolossalen Mietspreisen (drei kleine Zimmer monatlich 1000 M.), schöne Gärten, überhaupt allen Komfort — einer europäischen Großstadt. Jedoch verleugnet es die afrikanische Eigenart nicht, wie die in langen Reihen aufgefahrenen Ochsenwagen im Vordergrunde unseres Bildes beweisen. Die Straßen haben zusammen eine Länge von 17 Meilen und sind breit und regelmäßig abgesteckt. Der Gesamtwert der Immobilien (Häuser u. s. w.) wird auf 45 Millionen Mark geschätzt. Johannesburg ist der geschäftliche Mittelpunkt für ganz Südafrika und hat zweifellos noch eine Zukunft vor sich.

Dies fabelhafte Wachstum verdankt Johannesburg ausschließlich den ausgedehnten Goldfeldern am sog. Witwatersrand.

zehn deutschen Meilen Durchmesser bilden, so läßt sich annehmen, daß dieselben selbst am Ende des nächsten Jahrhunderts noch nicht erschöpft sein werden. Der Goldertrag ist geradezu fabelhaft. Im Jahre 1892 belief sich die Ausbeute auf 84 760 550 M.; im Jahre 1893 sogar auf 96 270 000 M.; in diesem Jahre soll sie sogar auf 150 Mill. Mark steigen. Entsprechend diesem riesigen Gewinn, von dem allerdings der Löwenanteil in die Taschen einiger jüdischen Aktiengesellschaften fließt, sind die Preise in Johannesburg fast unerschwinglich. Eine Flasche deutsches Bier kostet 4 Mark, ein Glas Weißwein mit Selterswasser 2 M.; der Zoll für 100 Zigarren 17 M. Das kleinste gebräuchliche Geldstück ist das threepence, 25 Pf. Kupfer- und Nickelmünzen sind überhaupt nicht in Kurs; es wird nur mit Silber oder Gold bezahlt.



Marktplatz in Johannesburg.

Das Gold findet sich in Quarzgängen und in dem darüber gelagerten, lockeren Boden. Angestellte Bohrversuche haben ergeben, daß in einer Tiefe von nahezu 2500 Fuß noch reiche Goldlager vorhanden sind. Da die goldhaltigen, vielfach parallel laufenden Riffe einen Kreis oder Ring von wenigstens

Die Anziehungskraft, welche die Goldstadt nicht nur auf die Weißen, sondern auch auf die Schwarzen ausübt, ist sehr groß. Darin beruht die Missionsbedeutung der Stadt. Nirgends in ganz Afrika können so ungeheure Massen von Heiden mit dem Evangelium bekannt gemacht werden. Aus

der Kapkolonie, Britisch-Kaffernland, Natal, Sulusland, Swasiland, aus Transvaal und Betschuanaland, von den Ufern des Limpopo, aus Inhambane, ja selbst vom Sam-

da auch Brocken göttlicher Erkenntnis mit sich. Es ist ein Segen, daß neben den englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften auch die Berliner Mission an



Kommissioner-Straße in Johannesburg.

best her strömen jährlich wenigstens 50 000 farbige Arbeiter hier zusammen, und ein ähnlicher Strom geht wieder zurück und führt allerlei Kulturbrocken, aber hier und

diesem wichtigen Verkehrsmittelpunkte ihr Quartier aufgeschlagen und ihr Netz ausgeworfen hat.

Berl. Ber.

Miß Annie Taylor.

Von Missionar Th. Reichelt.

Miß Annie Taylor's Mission in Tibet¹⁾ scheint jetzt, nach ihrem letzten, bis zum 1. Mai und mit den Nachschriften bis zum 6. Juni reichenden Bericht, einen günstigen Fortgang zu haben. Im Anfang gab es ja mancherlei Schwierigkeiten. Die 12 Missionare, Engländer und Skandinavier, welche mit ihr ausgezogen waren und die „Tibetische Pionier-Mission“ bildeten, gingen wohl von Dardschiling durch die Provinz Sikkim bis Gnatong mit, hielten aber daselbst nur 14 Tage aus, trennten sich dann gänzlich von Miß Taylor und gingen nach Kalimpong bei Dardschiling

zurück. Das Verhältnis war offenbar ein unnatürliches, und Miß Taylor wollte auch selbst die Oberleitung gern abgeben und berief einen erfahrenen Missionar der China Inland-Mission, Polhill Turner, zur Übernahme der Leitung der Mission. Aber es war schon zu spät; die jungen Missionsaspiranten zogen sämtlich ab, und nur der Däne Jensen blieb bei ihr und war ihr nebst dem treuen Diener Pontso behilflich, wo er konnte. So baute er als gelernter Schreiner mit tibetischen Arbeitern in der großartigen Gebirgswelt, in welche das nebenstehende Bild uns einen Blick thun läßt, eine hölzerne Hütte für Miß Taylor, und suchte einige Männer zu Schreibern und Zim-

¹⁾ Bgl. Januarheft S. 21—23.



Das Hochgebirge des Himalaya von Pardschiling aus.
(Blick auf den Kintschinjunga.)

merleuten heranzubilden. Aber er wurde unerwartet schnell aus seiner Thätigkeit abgerufen. Ein wie es scheint typhöses Fieber machte seinem Leben nach mehrwöchentlicher Krankheit, am 11. Februar dieses Jahres ein Ende. Gnatong liegt 12,350 Fuß hoch, aber es scheint, daß gerade in so hoch gelegenen Orten des Himalayagebirges Europäer gar nicht selten einer typhösen Erkrankung erliegen, denn in Leh, an der Westgrenze von Tibet, welches nur wenig niedriger liegt als Gnatong, starben auch vor einigen Jahren zwei Missionare der Brüdergemeine am Typhus, und vergangenen Januar war daselbst wieder ein Missionar dadurch dem Tode nahe. Jensen ging übrigens recht selig heim. Miß Taylor betete viel an seinem Bett, und er betete oftmals laut in gebrochenem Englisch. Sein letztes verständliches Wort war „Herr Jesu!“

In der Pflege des kranken Jensen wurde Miß Taylor recht freundlich von den englischen Soldaten unterstützt, die in Gnatong 10 Kilometer von der tibetischen Grenze stationiert sind. Der Militärarzt Hardy besuchte den Kranken täglich zweimal und sein Gehilfe Harvey einmal, und ein Gemeiner mußte auf Befehl des Kapitäns James Miß Taylor in den Nachtwachen ablösen. Auch Lebens- und Stärkungsmittel wurden reichlich geliefert. Und als Jensen gestorben war, grub der Sergeant Hall mit einigen Soldaten mit großer Mühe ein Grab, wobei sie oftmals Feuer anzuzünden hatten, um den steinhart gefrorenen Boden aufzutauen. Kapitän James zimmerte mit einigen Soldaten einen Sarg, und sechs Soldaten trugen den Sarg mit der Leiche den Hügel hinauf, wo neben einigen Soldatengräbern Jensens letzte Ruhestätte zurechtgemacht war. Alle Offiziere und die meisten Gemeinen des Forts gingen hinter dem Sarge her, und der gerade anwesende Missionar Polhill Turner sprach und betete am Grabe.

Miß Taylor sucht nun ihrerseits den Soldaten ihre Freundlichkeit zu vergelten, indem sie ihnen mitteilt, was sie zu geben vermag, nämlich Gottes Wort, christliche Unterweisung und Ermahnung und Gebet und Flehen. An zwei Abenden erklärt sie Evangelientexte, an einem Abend liest sie nur aus der Bibel vor, und Samstag Abend hält sie eine Gebetsversammlung. Jedesmal kommt eine Anzahl Soldaten aus dem

Fort zu ihrer Hütte herunter, und mehrere sind zu neuem Leben aus Gott gekommen und wollen Nachfolger Jesu werden.

Noch mehr aber kann sie während der sieben wärmeren Monate des Jahres an den vielen durchreisenden Tibetern als Missionarin thätig sein, die jeden Abend auf dem Lagerplatz von Gnatong ihre Zelte aufschlagen. Täglich kommen vier bis vierzehn neue Reisegeellschaften an, und zu jeder gehören im Durchschnitt sechs Mann, so daß also allabendlich etwa 50 neue Leute sich hier lagern. Denn Gnatong liegt an der Hauptverkehrsstraße zwischen Tibet und Indien, und große Mengen von Wolle, Borax und anderen Produkten werden auf diesem Wege aus Tibet ausgeführt und indische und englische Produkte und Waren eingeführt.

Da geht dann die des Tibetischen kundige Missionarin abends zu den Lagerplätzen und begrüßt die Leute freundlich, und dieselben laden sie ein sich zu ihnen ans Feuer zu setzen, was sie gern thut. Sie giebt dann jedem der Gelagerten eine Bibelspruchkarte und redet über einen der verteilten Sprüche sowie über das uralte und doch ewig neue Evangelium von Jesus dem Sünderheiland.

Meistens hören die Leute der Erklärung der Spruchkarten und der Evangeliumsgeschichte mit großer Aufmerksamkeit zu, und da sie aus fast allen Teilen Tibets mit ihren wollebeladenen Lasttieren durch Gnatong kommen, so werden die Spruchkarten, deren Miß Taylor schon 3000 verteilt hat, und die frohe Botschaft von Jesus Christus, der gekommen ist, die fünfdige Menschheit zu erretten, in ganz Tibet verbreitet. Nachdenkende Leute wollen dann auch manchmal mehr hören und weiter unterrichtet sein. So sagte ein Lama, der den Spruch Joh. 17, 3 erhalten hatte: „Ewiges Leben“, das ist freilich ein sehr bedeutungsvolles Wort! Darüber möchte ich mehr hören. Kannst du mir nicht ein Buch geben? Da gab ihm denn die Missionarin die von Missionar Zischke von der Brüdergemeine übersetzten und abgefondert von den andern Büchern des Neuen Testaments in Querformat herausgekommenen vier Evangelien, von denen ihr ein größerer Vorrat zur Verfügung steht. Mehr als 500 solcher Evangelienbücher hat Miß Taylor schon verteilt und auch gehört, daß dieselben von

den Lamas, in verschiedenen Klöstern und auch in Thasa, der Hauptstadt von Tibet, gelesen und geschätzt werden.

Es ist gewiß ein für die Verbreitung des Christentums in Tibet sehr günstiger Umstand, daß gerade die Evangelien ohne andere Zugabe durch Miß Taylor in Tibet, der öden Hochburg des Buddhismus, in größerer Menge verbreitet werden können; denn sie sind doch für Nichtchristen der verständlichste Teil der Bibel, und da von der Verteilerin kein Exemplar ohne erklärende und warm empfehlende Worte abgegeben wird, so darf man gewiß hoffen, daß durch diese Schriftenverteilung (zusammen mit der schon lange bestehenden und sehr ausgedehnten, von den drei Stationen der Brüdermission an der Westgrenze von Tibet ausgehenden) der allmählichen Christianisierung von Tibet kräftig vorgearbeitet wird.

Miß Taylor hat also in Gnatong eine schöne und auch erfolgreiche Missionsthätigkeit entwickeln können, und der Weggang der ihr zuerst unterstellten Missionare hat die Tibetische Pionier-Mission nicht nur nicht geschädigt, sondern derselben vielmehr erst die rechte Gestalt gegeben. Miß Taylor hat eingesehen, daß sie nicht an der Spitze einer Schar männlicher Mitarbeiter für Tibet wirken kann, sondern entweder allein oder besser noch unterstützt durch aufopferungswolle und erfahrene Gehilfinnen das Missionswerk weiter fortführen muß. Um solche Gehilfinnen hat sie denn auch einen dringenden und hoffentlich nicht vergeblichen Aufruf erlassen; denn sie bedarf derselben um so mehr, als sie jetzt von den indischen und chinesischen Beamten die Erlaubnis erhalten hat, sich in dem über der Grenze, im eigentlichen Tibet gelegenen, 20 km. von Gnatong entfernten, neuerdings für indische und europäische Händler eröffneten Markt- und Handels-

platz Yatong im Tschumbi Thal niederzulassen.

In der letzten, am 6. Juni abgesandten Nachschrift zu ihrem Bericht meldet sie, daß sie soeben von einem ersten Besuch in Yatong zurückgekehrt ist, daß sie von dem tibetischen Ortsvorstand oder Dorfschulzen freundlich empfangen wurde, daß sie einen Laden gemietet hat, in welchem sie Medicinen unter dem Kostenpreis abgeben und Krankenbehandlung ausüben will, und daß sie dann außer der fortzusetzenden Schriftenverteilung an Händler und Durchreisende, auch auf Kranke und Medikinkäufer missionierend einwirken zu können hofft. Pontso soll unterdessen bis zur Ankunft der erbetenen Gehilfinnen den Posten in Gnatong behaupten und so gut wie möglich besorgen.

Miß Annie Taylor's Tibetische Pionier-Mission ist also in gutem und vom Herrn gesegnetem Fortgang begriffen, und diejenigen haben zum Glück nicht recht gehabt, welche sie schon für gescheitert und begraben erklärten.

Auch finanziell steht die Mission nicht schlecht. Obgleich Miß Taylor den sie verlassenden Missionaren 2100 Rupien (3150 M.) aus der Missionskasse aushändigte, wozu sie durchaus nicht verpflichtet war, so hat sie doch für die nächste Zukunft noch die nötigen Mittel in der Hand. —

Den Geist aber, welcher die nun schon durch längere Arbeit und auch in mancher Trübsal bewährte Missionarin erfüllt, lernen wir am besten durch den Schluß ihres Berichtes oder Briefes kennen, welcher so lautet: „Schon vor Jahren gab ich mich ganz hin für die Ausbreitung des Evangeliums in Tibet und begehre, so lange ich lebe, im Dienste Gottes für Tibet zu bleiben, wenn es auch durch viel Leiden und Trübsal gehen sollte. Möge der Herr mich bis zum Tode treu erhalten!“

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

Die Missionsbüchse. Auf einem Missionsfeste verteilte der Pastor an die Kinder seiner Gemeinde Missions sammelbüchsen und forderte sie auf, dahinein die kleinen Beiträge zu legen, die sie je und dann von ihren Verwandten oder Bekannten erhielten. Während die andern Kinder halb zaghaft,

halb verlegen ihre Büchsen in Empfang nahmen, sah der Pastor, wie ein bleiches, vierjähriges Mädchen auf ihre ärmlich gekleidete Mutter einredete; sie wurde aber abgewiesen und fing bitterlich an zu weinen. „Was weinst du denn, mein Töchterchen?“ fragte der Pastor freundlich. „Ach, ich

möchte auch so gern eine Missionsbüchse haben; aber Mutter sagt, wir seien so arm, daß wir doch nichts hineinlegen könnten.“ „Das schadet nichts,“ sagte der Pastor, „da hast Du auch eine; wenn auch das nächste Jahr nur ein Pfennig darin ist, so ist es recht.“ Freundstrahlend zog das Mädchen mit seiner Sammelbüchse ab. — Übers Jahr war wieder Missionsfest an dem Ort. Alle Kinder kamen mit ihren Büchsen und lieferten ihre Beträge ab. Nur das bleiche Mädglein war nicht unter ihnen. Da trat ein ärmlich, aber sauber gekleideter Maurer an den Pastor heran, überreichte ihm die Missionsbüchse und sagte mit schmerzbewegter Stimme: „Herr Pastor, hier ist die Missionsbüchse unserer kleinen Alina, sie ist vor vier Tagen gestorben.“ „So,“ sagte der Pastor, „sie hat ja aber treulich gesammelt, es sind ja eine ganze Menge Geldstücke darin.“ „Ja, es müssen genau 52 Pfennig in der Büchse sein. Sehen Sie, Herr Pastor, wir sind nur arm; aber als unser Töchterchen voriges Jahr am Missionsfeste nach Hause kam, hat sie mich so sehr gebeten, ich möchte ihr einen Pfennig schenken. Da habe ich ihr versprochen, sie solle jeden Sonntag Morgen einen Pfennig bekommen, wenn sie in der Woche ganz artig gewesen sei. Und da ist nun das liebe Kind die ganzen 52 Wochen des Jahres so artig gewesen, daß ich ihr nie habe ein böses Wort sagen brauchen. Zählen Sie nur nach, es müssen genau 52 Pfennig in der Büchse sein.“ Die Thränen liefen dem Vater über die Backen, als er das sagte. Der Pastor öffnete die Büchse; richtig, da lagen die 52 Pfennige; aber dazwischen lag noch ein blanker Groschen. Der Vater erschrak, als er den Groschen sah. Wie kommt der Groschen in die Büchse? Ich habe doch nie meinem Kinde einen Groschen gegeben. Sollte mich mein liebes, gutes Kind bestohlen haben? Er ging ganz bedrückt nach Hause, setzte sich an seinen Tisch, legte den Kopf auf seine Hände und weinte bitterlich, daß auf die Lichtgestalt seines Kindes ein solcher Flecken gekommen war. Da klopfte es, die Nachbarin trat herein. „Warum weint ihr denn so sehr?“ fragte sie teilnehmend. Der bekümmerte Vater schüttete ihr sein Herz aus, er könne nicht begreifen, woher der Groschen in die Büchse gekommen sei. „Da kann ich euch Auskunft geben,“ sagte die Nach-

barin; „das geht ganz mit rechten Dingen zu. Als euer Töchterlein auf seinem Krankenbettlein lag und vom Fieber geschüttelt wurde, kam ich zu ihr und fragte sie, ob sie wohl eine Apfelsine essen möchte, um ihren Durst zu stillen. Ach ja, sehr gern, sagte das liebe Kind. Weil ich aber gerade keine Apfelsine zur Hand hatte, gab ich ihr einen Groschen und sagte ihr, sie solle sich die Apfelsine von ihrer Mutter holen lassen. Da muß sich das Kind die letzte Erquickung versagt und lieber den Groschen in die Missionsbüchse gesteckt haben.“

Einen Thaler für die Mission! In dem schönen Dorfe Blumenthal bei Bremen gab es und giebt es viele treue Freunde der Bremer Mission. Zu ihnen gehörte auch eine arme Arbeiterfrau; ihr Mann war liederlich, und die ganze Verantwortung des Haushaltes lag auf ihr, trotzdem sparte sie sich jedes Jahr einen Thaler für die Mission ab. Da starb ihr Mann und hinterließ ihr nichts als Schulden. Als sie im nächsten Jahr wieder ihren Thaler abliefern wollte, wies sie der Pastor ab: „Nein, liebe Frau, das geht nicht; erst muß man seine Schulden bezahlen, ehe man etwas für die Mission geben darf.“ Die Frau ging ganz traurig nach Hause. Es mochte wohl ein Vierteljahr verflossen sein, da ging der Pastor eines Abends auf der Dorfstraße spazieren. Da hörte er hinter sich rufen: Herr Pastor! Herr Pastor! Ein Junge kam angelaufen und hielt ein Geldstück in der Hand; der Pastor erkannte ihn sogleich, es war der Sohn der Arbeiterwitwe. „Herr Pastor, hier ist ein Thaler für die Mission,“ sagte der Junge freudestrahlend. „Nein, mein Sohn, den Thaler bringe nur deiner Mutter wieder, ich kann ihn jetzt nicht nehmen.“ „Aber, Herr Pastor, der Thaler ist gar nicht von meiner Mutter; es ist mein Thaler.“ „Wie kommst du denn zu soviel Geld, Junge,“ fragte er ernst. „Ach, es ging der Mutter so nahe, daß sie nichts mehr für die Mission geben durfte; und da habe ich gemeint, dann mußte ich es thun. Da bin ich in den Wald gegangen und habe Brombeeren und Heidelbeeren gesucht und habe mir damit einen Groschen nach dem andern verdient. Sehen Sie, Herr Pastor, jetzt ist der Thaler voll!“

Wie Georgenholz eine Glocke bekam. Junge Mädchen haben gewöhnlich nicht

mehr Geld, als sie für ihre kleinen Bedürfnisse gebrauchen, und das mag ihnen auch ganz heilsam sein. Aber wenn das Herz auf dem rechten Fleck ist, so finden sich doch Mittel und Wege zu einer größeren Gabe. In dem Töchterpensionat Friedenshof bei Stettin waren etliche junge Damen, die den Herrn Jesus und sein Reich lieb gewonnen hatten; die gingen eines Tages spazieren und fanden 50 Weizenkörner am Wege liegen. Sie sammelten dieselben und säeten sie in ihr Gärtchen; sie erhielten etliche Hände voll Weizen aus der Ernte; die säeten sie im nächsten Frühjahr wieder aus u. s. f. Nach zehn Jahren war der Ertrag so sehr angewachsen, daß sie dafür eine schöne Glocke kaufen konnten. Darauf ließen sie folgende Inschrift eingraben:

Fünzig Körner fanden wir;
Gott gab seinen Segen schier,
Nur zehn Jahre reichten aus
Da wurde diese Glocke drauß!
Geschenkt von einer Friedensschar,
Soll Friede sie läuten immerdar.

So läutet nun diese Missionsbotin des Friedenshofes schon seit vier Jahren den Frieden Gottes hinaus in die Grenzlande von Nord-Transvaal. Aber das lieblichste ist, daß über dieser kleinen Säe- und Erntearbeit den jungen Damen die Mission so an das Herz gewachsen ist, daß sie sich jetzt zu einem „Ahrenverein“ zusammengeschlossen haben und jährlich 80 Mark für die Mission beisteuern. (Berl. Ber.)

Witwenscherlein. 1. Auf der Missionsstation Magila in Deutsch-Ostafrika hatte eine schwarze Christin bei der Geburt ihres Töchterchens das Gelübde gethan, sie wolle der Mission an dem Tage eine Rupie (1,50 M.) opfern, wo dies Kind laufen und „Mutter“ sagen lerne. Die Monate gingen hin, und es brach eine schwere Zeit über das Land herein. Unübersehbare Schwärme von Heuschrecken vernichteten eine Ernte nach der andern; der Hunger hielt seinen Einzug. Der Mann der Frau, auch ein Christ, ging nach der Küste, um für sich und die Seinen als Träger das tägliche Brot zu verdienen. Aber er starb unterwegs. Die Frau stand ganz allein und hatte oft kaum genug, ihren und ihres Kindes Hunger zu stillen. Das Kindlein gedieh und lernte laufen und sprechen, aber die Mutter hatte nicht einen Pfennig, um ihr Gelübde einzulösen. Da erhielt sie von einem zufällig durchreisenden Fremden eine

Rupie geschenkt. Voll Freude kam sie zum Missionar und überbrachte sie diesem. „Wie kannst du das Geld weggeben? Du brauchst es doch so nötig für dich und dein Kind?“ fragte der Missionar zaudernd. „Ich habe keine Ruhe, bis ich mein Gelübde eingelöst habe, und Gott wird mich nicht verlassen,“ entgegnete die wackere Schwarze. (Un. Miss. Rep. 1894.)

2. Ein armes norwegisches Weib war eines Tages bei einem Missionsfeste; sie hatte in ihrer Tasche eine Krone (1,20 M.) und ein Fünförestück (5 Pf.). Sie wollte das letztere geben, vergriff sich aber und legte die Krone auf den Sammelsteller. Als sie das Versehen bemerkte, war sie zuerst bestürzt, tröstete sich dann aber und dachte, es ist des Herrn Sache, er wollte es so. Am nächsten Morgen hörte sie, in der Nacht seien Diebe in der Kirche eingebrochen und hätten die Missionskollekte gestohlen; da dachte sie: es wäre doch besser gewesen, du hättest die Krone für dich behalten. Als sie in solchen Gedanken über die Straße ging, fand sie am Wege eine Krone liegen. Was that sie damit? Sie nahm sie und brachte sie sogleich zu dem Festordner; denn, dachte sie bei sich selbst, der Herr will dich versuchen, ob du wirklich bereit bist, ihm das Geld zu geben.

(Chron. 1895, 83.)

3. Eine chinesische Legende. Es war einmal eine alte Frau, die wollte sich an der Anschaffung einer Glocke als Geschenk für Buddha beteiligen. Die Reichen steuerten viel bei. Als sie ihren Beitrag anbot, sah man sie verwundert an und fragte, was sie denn geben könne? Sie nahm einen Rasch (einen Pfennig) und bot ihn hin. Der Sammler warf die Münze höhnisch in den Teich und sagte, er habe mehr erwartet. Sie antwortete: „Ein Heller, gern gegeben, ist so verdienstlich, als 10 000 vom Überfluß.“ Die Glocke wurde gegossen, aber sie klang nicht; man goß sie um, aber vergebens. Nach langen vergeblichen Versuchen erschien Buddha dem Geldsammler im Traume und sagte ihm, die Glocke werde nie recht tönen, bis der Heller der armen Frau geschmolzen und mit eingegossen sei. Der Teich wurde ausgetrocknet, der Heller gefunden, in die Glockenpeise geschmolzen, und siehe, die Glocke klang hell und rein.

(Hoffmann, Missionsstunden.)

Vermischtes.

Besuch in einer indischen Missionsdorfschule. Unser Weg, den wir im Ochsenkarren zurücklegen, ist zuerst leidlich gut, wird aber nach und nach unbequemer und holpriger, und zuletzt sind wir auf unsere eigenen Füße angewiesen und gelangen durch ein wahres Labyrinth von Zickzackwegen zwischen den hohen Erdwällen, welche die einzelnen Baumgüter in Malabar von einander scheiden, vor einer hohen Erdmauer an. An derselben steht ein mit Einschnitten versehener Baumstamm als Leiter; hier müssen wir hinaufklettern,



wenn wir in das Gehöft eindringen wollen. Innerhalb der Wälle mitten unter den Palmbäumen steht das einfache Wohnhäuschen des christlichen Schullehrers und nebenan das noch einfachere Schulhaus.

Mit der Besichtigung der Schulräume sind wir bald fertig. Der heidnische Schullehrer Komappen, dem ursprünglich das Gebäude gehörte, und von dem es die Basler Mission gekauft hat, hat es in der That verstanden, mit den denkbar einfachsten Mitteln ein seinem Zweck entsprechendes Gebäude herzustellen, das freilich in europäischen Vanden eher einem Kuhstall

als einer Schule ähnlich sehen würde. Der ganze Bau hat aber auch den Komappen nicht viel mehr als 20 M. in barem Gelde gekostet. Drei Stoffe haben ihm sämtliches Baumaterial geliefert, die Mutter Erde, die dankbare Kokospalme und die wildwachsende Bambushecke. Die Arbeiter waren natürlich vorwiegend die Familienglieder Komappen's. Der aus getrockneten Erdsteinen aufgeführte, etwa zwei Fuß hohe Sockel des Hauses bildet ein Rechteck von ungefähr 36 Fuß Länge und 18 Fuß Breite und ist mit festgeschlagener Erde ausgefüllt; auf diesem Sockel ruht eine vier Fuß hohe Mauer, ebenfalls aus Erdsteinen erbaut. Als Mörtel diente Erde. Etliche alte Kokospalmen lieferten die nötigen Eck- und Zwischenstützen und ein Thürgestell. Auf den Säulen ruht der aus gleichem Holz ausgeführte Dachstuhl, dessen Sparren und Dachlatten aus Bambus bestehen. Die Dachbedeckung geben schön geflochtene Palmblätter ab, und die nach allen Richtungen offenen Seiten des Hauses schließen Bambusmatten. Mit Kokoschnüren sind die Dachsparren und Dachlatten angebunden, und als Nägel eignen sich gespaltene Bambus. Nur der Schreiner erhielt bei der Arbeit eine bare Bezahlung von 80 Pfg. per Tag.

So einfach der Bau ist, so einfach ist auch seine Einrichtung. Als Schulbank dient die liebe Erde, auf der die Schüler an den Wänden entlang mit untergeschlagenen Beinen hocken. Als Katheder dient eine aus Erde geformte Erhöhung. Boden, Katheder und Wände sind der Reinlichkeit wegen säuberlich mit Kuhmist bestrichen. An die Stelle der Schiefertafel tritt bei den jüngeren Schülern der schöne, weiße Meersand. Wie der Gymnasiast oder Student sein Taschenschreibzeug bei sich führt, so bringt jeden Morgen der kleine indische Volksschüler an einer Schnur hängend eine Kokosnußschale mit Meersand gefüllt mit in die Schule. Da läßt sich mit dem Finger prächtig auf dem Fußboden in den ausgestreuten Sand schreiben und mit einem Zug der flachen Hand das Unrichtige verwischen und verbessern, ohne daß es Kleckse giebt. Die älteren Schüler hantieren mit dem Eisengriffel als Schreibfeder auf den reinlichen Palmblättern, auf

welchen die Schrift eingeritzt und dann mittels Einreibens von Kohlenpulver sichtbar gemacht wird. Leider hat nun spottbilliges, aber auch sehr schlechtes Schreibpapier angefangen, auch auf der Dorfschule den auf den Palmen wachsenden herrlichen Schreibstoff zu verdrängen und hat die Kunst der Palmblattschreiberei, die auf hoher Stufe der Vollenbung stand, sehr beeinträchtigt.

Sehen wir uns nun nach dem Lehrpersonal um, so verdient der alte heidnische Komappen als Gründer der Schule aus Pietät vor dem Alter unsere erste Beachtung. Er ist von Haus aus Mitglied der Fischerkaste, hat sich aber nichtsdestoweniger einen Zopf wachsen lassen wie ein Iyer (d. h. Palmbauer). Obwohl er sonst konservativ, und dem Fischer der Zopf eigentlich verboten ist, hat er doch dem Reiz dieses, wie ein Missionar es etwas derb nannte, „Saufschwänzchens“ nicht widerstehen können. Um so konservativer ist er aber auch, wo es sich um die Verteidigung seiner heidnischen Weltanschauung, die, um es kurz zu sagen, darin besteht, daß, um ins „Nichts“ (Nirvana) überzugehen, der Mensch möglichst wenig denken und möglichst viel „Passa“ machen, d. h. sich gegen alles gleichgültig verhalten müsse. Ein Missionar bemühte sich einmal auf einer Lehrerkonferenz, ihm die Elemente des Bruchrechnens begreiflich zu machen. Er starrte ihn erst sprachlos an, und endlich machte er seinem Unwillen über diese Zumutung mit den Worten Luft: „Na, das habe ich nie gesehen und noch nie gehört.“ Aber stramme Zucht hat er unter den Schülern gehalten, und wenn es je einer zu bunt trieb mit Narrenspoffen und Bosheiten, dann band er ihn mit den Daumen an die Mittelsäule des Schulraumes an und legte ihm einen ziemlich schweren Klotz auf den Kopf, den der Übelthäter sorgsam balancieren mußte.

Sein christlicher Kollege war Gnanamuttu d. h. Weisheitsperle. An dem war freilich der Name das Schönste; aber er hat mit Eifer und Treue die heidnischen Schüler Gottes Wort, biblische Geschichte, Sprüche und Niedereverse gelehrt und, was mindestens ebenso wichtig war, auch mit seinen Schülern gebetet. Da konnte es nicht fehlen, daß die heidnischen Schüler, die ja ohnehin schon von Haus aus an

„Gurubhakti“ d. h. an die (heidnische Verehrung des Lehrers, die der Anbetung desselben fast gleichkommt) gewöhnt waren, vor Gnanamuttu den tiefsten Respekt hatten.

Und welche Wirkungen wurden erzielt? Zunächst wohl die, daß die Schüler von der christlichen Religion eine ganz andere Ansicht den Eltern gegenüber vertreten konnten, als diese aus dem Munde ihrer Priester vernahmen. Bei manchen ging die Wirkung aber auch noch tiefer, und mancher Schüler Gnanamuttus hat in der Stille vor dem Herrn Jesu seine Kniee gebeugt und ist früher oder später auch öffentlich zum Christentum übergetreten.

Basler Jahresbericht 1894.

Die Kinderwitwen in Indien. Nach den Listen der letzten großen indischen Volkszählung giebt es in Indien nicht weniger als 23 Millionen Witwen; davon sind 10,165 unter 4 Jahr, 51,875 zwischen 5 und 9 Jahre alt. Eine edle indische Dame Namens Ramabai hat es unternommen, das jammervolle Glend dieser Witwen zu mildern und ihre Thränen zu trocknen. Wir führen einen Abschnitt aus einem ihrer Berichte an, um einen Einblick in ihre edlen Bestrebungen zu geben:

„Man sagte uns, das Leben einer Kind-Witwe sei nicht so hart und erbarmungswürdig, wie es dargestellt wird. Die Mehrzahl von ihnen habe eine glückliche Häuslichkeit und unterwerfe sich gern und tapfer den Beschränkungen, die Religion und Sitte ihnen auferlegen. Aber warum gelten denn ihr geschorenes Haupt und ihr rauhes, weißes Gewand als „Zeichen der Schande?“ warum ist ihr Leib entstellt durch Hunger und grausame Schläge? warum nehmen sich so viele Kind-Witwen selbst das Leben oder geben sich der Schande preis? Laß die, welche solche Behauptungen glauben, in die Witwengemächer gehen und die jammervollen Geschichten einiger ihrer Bewohner hören, laß sie die weißen Zeichen des heißen Eisens auf ihrer Stirn und die Wunden von scharfen Fingernägeln in ihren zarten Wangen sehen, wie ich das alles und viel mehr gehört und gesehen habe, so werden sie es auch für eine Ehre und für ein Vorrecht halten, etwas für diese armen, unglücklichen Kinder zu thun.“

Un. Presb. M. Rec.

Aus China. Es ist merkwürdig, wie selbst in entlegenen Gegenden Chinas sich bis-

weisen eine überraschende Empfänglichkeit für das Evangelium zeigt. Eines Tages ruhte ein Missionar tief im Innern Chinas in der Provinz Sz tschuen in einer Stadt aus, die noch kein Missionar vor ihm betreten hatte. Da meldeten sich bei ihm zwei vornehme Leute, und baten darum, etwas von der Lehre zu hören, die er bringe. Sie hörten eine Weile aufmerksam zu, dann nahmen sie, da sie merkten, daß der Missionar chinesisch lesen könne, einen Zettel und schrieben darauf: „Wir haben von eurer heiligen Religion gehört, und wir glauben, daß sie gut ist; wir haben von Jesus Christus, dem Sohn Gottes, gehört, und daß er Heil giebt, aber wir verstehen das nicht, wir möchten eure Schüler sein. Sagt uns, was wir zu thun haben; wir würden gern eure Religion annehmen.“ Sie blieben noch eine Zeitlang, und der Missionar redete mit ihnen von der Buße und der Vergebung der Sünden.

Ein andermal wollte ein Gastwirt in der Nähe von Mao-tschou in Sz tschuen durchaus keine Bezahlung für den Thee nehmen, den der Missionar trank; er zeigte großes Interesse für die christliche Lehre, und las zwei Traktate, die ihm jener gab. Nach einer Weile holte er ein Buch, einen Teil des Neuen Testaments, hervor, das ihm, wie er sagte, vor 15 Jahren gegeben war. Er hatte es nicht gelesen, und fragte, ob er es mit seinen Götzen anbeten müsse, wie man in China wohl; mit alten Büchern zu thun pflegt. Der Missionar las ihm verschiedene Abschnitte daraus vor und erklärte dieselben; und als er weiter reiste, versprach der Chineser, er wolle fortfahren zu lesen; er begleitete den Fremden zum Dorfe hinaus und ließ schließlich noch hinter ihm drein, um ihn nach seinem Namen zu fragen und ihn zu bitten, bald wiederzukommen und ihm mehr von dieser Lehre zu sagen.

Bücherbesprechungen.

Ragel, Prof. Dr.: Völkerkunde.¹⁾ Den Sammel-punkt ihrer ethnographischen und ethnologischen Kenntnis bildet anerkanntermaßen Ragels „Völkerkunde“, jenes grundlegende, auf weite Kreise berechnete Werk, welchem neben seinem hohen wissenschaftlichen Wert der nicht weniger schätzenswerte Vorzug gemeinverständlicher, anziehender und anschaulicher Darstellung eigen ist. Man kann daher das Erscheinen einer neuen Auflage dieses, in der deutschen wie ausländischen Litteratur unerreicht dastehenden Buches als ein litterarisches Ereignis hinstellen. Diese neue Auflage liegt jetzt, dank der eifrigen Förderung der Verlagshandlung, vollständig vor, und es wirkt bei einer nähern Prüfung derselben erstaunlich, mit welchem Fleiß und welcher Gründlichkeit sich der rühmlichst bekannte Verfasser der vollständigen Umarbeitung seines Werkes und der Fortführung des Lektürens bis zu dem neuesten Stand der Forschung gewidmet hat.

Die neue Bearbeitung zeichnet sich besonders durch lichtvolle Anordnung und übersichtliche Gruppierung des zu bewältigenden Stoffes aus. In der mit Wärme geschriebenen allgemeinen Einleitung des ersten Bandes verknüpft Ragel durch die mustergültige Darstellung der Grundzüge der „Völkerkunde“ das Interesse des Lesers auf das innigste mit seinem Meisterwerk und erhöht gleichzeitig das Verständnis für das weitere Studium des Buches. Sodann schildert der Verfasser die Inselbewohner des Stillen Oceans

und die Australier, die Malayen mit den Madagassern, die Amerikaner und die Artfiker der Alten Welt. Dann geht er zu den hellen, fleingewachsenen Stämmen Afrikas über und behandelt im zweiten Bande besonders eingehend die Neger. Den Übergang zu den Kulturkreisen der Alten Welt bilden die höher stehenden Völker Nord- und Nordostafrikas, an die sich die Nomaden West- und Centralasiens, die indisch-perfischen und die ostasiatischen Kulturvölker anreihen. Den Beschluß machen die Kaukasier und ihre armenischen und kleinasiatischen Nachbarn und die Europäer.

Mit besonderer Aufmerksamkeit ist in Text und Illustrationen das äußere Leben der Völker behandelt, dessen Zeugnisse in den völkerkundlichen Sammlungen von Berlin, Wien, München, Leipzig, Frankfurt, London und in verschiedenen Privatsammlungen von hervorragenden Künstlern, wie Dr. F. E. Schold, Ernst Heyn, Wilhelm Ruhnert, Gustav Mügel, Prof. C. Schmidt u. a. gezeichnet worden sind. Jede einzelne dieser bildlichen Darstellungen ist von vollendeter Naturtreue und ein Muster der heutigen Illustrationstechnik. Zu dem innern Wert des Ragelschen Werkes gefügt sich ein entsprechendes Äußeres. So hat die Verlagshandlung weder Mühe noch Kosten gescheut, eins jener Hausbücher zu schaffen, die im besten Sinne belehrend und unterhaltend, eine Zierde jeder Bibliothek bilden.

Grundemann, D.: Die Entwicklung der evangelischen Mission im letzten Jahrzehnt (1878 bis 1888). Bielefeld, Velhagen & Klasing. 3,60 M.

Das Arbeitsfeld der evangelischen Mission ist ein so großes, daß es fast unmöglich ist, sich über alle Gebiete auf dem laufenden zu erhalten. Es

¹⁾ Völkerkunde. Von Prof. Dr. Fr. Ragel. 2. Aufl. Mit 1103 Abbild., 6 Karten u. 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. 2 Bände geb. zu je 16 M. Leipzig 1895. Bibliogr. Institut.

sind dazu Nachschlagebücher und Kompendien erforderlich, in welchen man sich schnell über einzelne Länder und Stationen unterrichten kann. Das beste und zuverlässigste Nachschlagebuch ist **Dr. Sundbert, Die evangelische Mission**, ihre Länder, Völker und Arbeiten (3. Aufl. 1894. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchh.; geb. 3 M.), ein Buch, das in keinem Pfarrhause oder sonst wissenschaftlich angeregten Hause fehlen sollte, wo Missionsinteresse vorhanden ist. Der außerordentlich billige Preis von nur 3 M. für das 531 Seiten starke Buch, legt jedem die Anschaffung nahe. Für diejenigen, welche sich in die Mission einarbeiten wollen, ohne gleich von der Überfülle der Namen und Zahlen erdrückt zu werden, giebt es kein besseres Kompendium, als **D. Grundemann's „Entwicklung der evangelischen Mission.“** Dies Buch ist besonders geeignet für Kandidaten und jüngere Geistliche, welche einen Überblick über das ganze Missionswerk gewinnen möchten. Es ist ein Wert gebiegenes Fleißes und umfassendster Missionskenntnis, dem sich nur wenige Bücher in deutscher Sprache zur Seite stellen lassen. Wer dies Buch durchgearbeitet hat, wird sich schnell durch die Lektüre von D. Warnock's Allgemeiner Missions-Zeitschrift über die neuesten Fortschritte des Missionswerkes belehren können.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für 1895. Leipzig, Verlag von H. G. Wallmann.

Die Missionsfreunde haben sich in den einzelnen Teilen unseers Vaterlandes zu Missionskonferenzen zusammengeschlossen, um sich zur Mitarbeit an der Mission auch in wissenschaftlicher Beziehung anzuregen. Sie geben zu diesem Zweck alljährlich kleine Jahrbücher heraus. Besonders mannigfaltig und interessant ist das von Pastor Paul in Lorenzstr. herausgegebene Jahrbuch der sächs. sächsischen Missions-Konferenz. Dasselbe will in erster Linie in die Arbeit der Leipziger Missionsgesellschaft und der Leipziger Judenmission einführen. Es enthält zu diesem Zweck eine Reihe vortrefflicher Aufsätze; wir machen besonders auf die gediegene Arbeit des Missionsdirektors von Schwarz über die gegenwärtige Lage der Leipziger Tamulen-Mission und auf den Aufsatz des Pastors Hoffstätter über die neue Leipziger Mission in Ostafrika aufmerksam. Zwei gute Karten über das ostafrik. Missionsgebiet erhöhen den Wert.

Kleinere Schriften der Baseler Mission. Es ist ein Verdienst der Missionsgesellschaften, daß sie sich auch die Herausgabe kleinerer Missionschriften, sogenannter Traktate, angelegen sein lassen. Wir werden nicht versäumen, von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die neu erschienenen Hefte zu richten und knüpfen daran die Bitte, daß dieselben, besonders die Pastoren, zu einer weiteren Verbreitung derselben in ihren Gemeinden die Hand bieten möchten. **Steiner, Vier Jahre gefangen in Asante** (2. Aufl. 30 Pf.) schildert die ergreifende Geschichte der vierjährigen Gefangenschaft der Missionare Kammerer und Kühne in Kumase, ein Kapitel der neueren Missionsgeschichte, das niemand ohne tiefe Bewegung lesen wird. Schöne Bilder und eine sauber gezeichnete Karte schmücken das Büchlein. **Kottmann, der Göze Odente**, ein Bild aus dem

westafrikanischen Heidentum (10 Pf.). Wir haben vielfach eine viel zu hohe Meinung von dem religiösen Gehalt des afrikanischen Heidentums; vorliegendes Schriftchen läßt uns einen tiefen Blick in die trostlose Armseligkeit des Fetischismus thun. **Uganda**, das Evangelium an den Ufern des Viktoria Njansa (20 Pf.). Die Missionsgeschichte von Uganda ist einer der großartigsten Abschnitte der neuesten Missionsgeschichte. Jeder evangelische Christ sollte sich an diesen Kämpfen und Siegen der evangelischen Mission mitfreuen. Es ist deshalb zeitgemäß, daß auch kleinere Schriften über diese hochinteressanten Vorgänge erscheinen. Auch die Berliner Mission (Missions-Buchh., Berlin, Friedenstr. 9) hat soeben ein Schriftchen von **L. Griefemann** darüber herausgeg. (**Uganda** 20 Pf.) **Christ, Madagaskar**, ein bedrohtes ev. Missionsland (60 Pf.). Madagaskar ist eins der gesegnetsten Missionsfelder der evangelischen Mission. Die wichtigste Provinz der Insel, Imerina, darf als nahezu christianisiert gelten. Auch in den nördl. und südl. Provinzen dringt die Mission siegreich vor. Leider ist dieses Missionsfeld gerade jetzt durch den französischen Einfall schwer bedroht und beansprucht die Teilnahme der evang. Missionsfreunde in besonderem Maße. **P. D. Grönbler, Frauenelend und Frauenmission in Indien** mit einem Vorwort von D. Warnock (25 Pf.). Diese Schrift führt uns in die Aufgaben und Erfolge der Senana-Mission in Indien ein; es sei besonders den Missionsfreundinnen und den Missionsnähvereinen empfohlen. Einen interessanten Blick in das Leben der indischen Frauen gewährt das Schriftchen **„Indisches Frauenleben“** von einer deutschen Senanalehrerin (10 Pf.), das sich durch anschauliche Schreibweise und gediegene Sachkenntnis weit über ähnliche Büchlein erhebt. Besonders für Missionsnähvereine zu empfehlen. Hingewiesen sei auch auf den **Evang. Missionskalender f. 1896** (25 Pf.), schon illustriert voll hübscher Missionsgeschichten. Ferner: **12 Bilder aus der Missionswelt**. Heft VII u. VIII (jedes 10 Pf.), zum Verteilen geeignet. Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf das **neueste Heft der „Geschichten und Bilder aus der Mission“** aufmerksam zu machen (Nr. 13. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 25 Pf.). Diese Hefte gehören zu dem besten, was wir an volkstümlicher Missionsliteratur besigen. Das vorliegende Heft enthält nach einem erbaulichen Wort von D. Warnock zwei ergreifende Bilder aus dem Missionsleben der Gegenwart, Frau Missionar Coillard und Missionar Paton.

Quittung.

Bei der Geschäftsstelle der „Evang. Missionen“ find ferner folgende Liebesgaben eingegangen für **Göhrersche Mission**: P. Bauer in Böblingen 3 M., C. D. 1 M., C. v. F. 5 M. (zus. 361,50 M.). Herzl. Dank; weitere Gaben werden gern befördert. Gütersloh, 10. Aug. 1895. **C. Bertelsmann.**

Briefkasten.

G. in G. Ihre abfällige Äußerung über das auffallende, leider aus Versehen aufgenommene Inserat im Juliheft teilen wir vollkommen und ist dafür gesorgt, daß derartige nicht wieder aufgenommen wird.

Inhalt: Richter: Unter den Kannibalen von Englisch-Nen-Guinea — In der Goldstadt Südafrikas. — Reicht: Miss Annie Taylor. — Einen frühlichen Geber hat Gott lieb. — Vermischtes. — Bücherbesprechungen.

Inseraten-Preis: Die dreispaltige Nonpareillezeile 30 Pf., bei 30 Zeilen 10 Prozent Rabatt, bei zweimaliger Aufnahme sowie bei 50 Zeilen 20 Prozent Rabatt.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

<p>Kurze Geschichte der altgriechischen Kolonisation von Prof. Dr. G. Serhberg. Mit einer Karte. 1,40 M.</p>	<p>Ein Tag im alten Athen. Von Prof. Dr. A. Kleemann. Mit 5 Abbildungen. 1 M.</p>	<p>Von Athen zum Tempethal. Reiseerinnerungen aus Griechenland von Dr. Paul Brandt. Mit 24 Abbildungen. 1,80 M.</p>
<p>Aus Sicilien. Von Oberl. Dr. G. Ziegeler. Mit 5 Abbildungen u. 2 Karten. 1,50 M., geb. 2 M.</p>	<p>Aus Pompeji. Von Oberl. Dr. G. Ziegeler. Mit 38 Abbild., 1 Chromolith. u. 1 Karte. 2 M., geb. 2,50 M.</p>	<p>Geographische Forschungen und Märchen aus griechischer Zeit. Von Prof. Dr. Urban. 60 Pf.</p>

Als dritter, selbständiger Teil der „Allgemeinen Naturkunde“ erschien soeben:

Völkerkunde

von Professor
Dr. Friedr. **Rahel.**

Zweite, neubearbeitete Auflage.

Mit 1103 Textbildern, 6 Karten u. 56 Tafeln in Holzschnitt u. Farbendruck.
28 Lieferungen zu je 1 Mark oder 2 Halblederbände zu je 16 Mark.

Vollständig liegen von der „Allgemeinen Naturkunde“ vor: **Brehm, Tierleben**, 10 Halblederbände zu je 15 M. — **Haacke, Schöpfung der Tierwelt**. In Halbleder, 15 M. — **Raute, Der Mensch**, 2 Halblederbände zu je 15 Mark. — **Kerner, Pflanzenleben**, 2 Halblederbände zu je 16 M. — **Neumahr, Erdgeschichte**, 2 Halblederbände zu je 16 M.

Erste Lieferungen durch jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Seemann, Gen.-Dir. Dr. R., Missionskarte der Erde. Größe der Bildfläche 35 × 73 cm. 2. verb. Aufl. Mit Textbeitr. 1 M. — **Missions-Wandkarte der Erde** i. d. Schulgebrauch. Größe 108 × 165 cm. 5 M., aufgezogen 9 M. C. Bertelsmann in Gütersloh.

Aloys Maier in Fulda, Harmonium-Magazin

(gegr. 1846)
empfiehlt als Specialität:

Tropenländer- Harmoniums,

speziell für tropisches Klima gebaut,
in allen Teilen verschraubt und vernietet, zum Preise von
Mk. 210. 240. 275. 480. 580.

Denkbar größte Widerstandsfähigkeit
gegen Hitze, Feuchtigkeit u. Insekten.

In Vorbereitung:
Kleines zerlegbares, leicht transportables Instrument, speziell für
Innerafrika.

Ich gewähre der Mission hohen Bar-Rabatt und bitte illustrierte Prospekte **gratis** zu verlangen.

Für 12 Mark

verkaufe meine
seine Straduarius-Violine
mit gutem Kasten, Bogen, Stimmstange
sowie vorzüglicher Schule zum Selbst-
unterricht etc.

Fr. Miether,
Hannover, Steinhorsfeldstraße 19.

Für Hausfrauen!

Annahme aller Wollschafen aller Art
gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock-
und Mantelstoffen, Damentaschen, Bu-
fins, Strichwolle, Portüren, Schlaf-
und Teppichdecken, i. den neuesten Mustern
zu billigen Preisen, durch

R. Eichmann,
Ballenstedt a. Harz.

Leistungsfähigste Firma.
Muster umgehend franco.



Miether's Automatischer Kistenöffner.

Kistenschoner, Zeit- u. Stiftenparer
aus feinst. Gußstahl geschmiedet, keine gegoss.
Massenware; die amerik. u. engl. Fabrikate
an Güte u. Haltbarkeit übertreffend. Anschaff.
macht sich nach kurzem Gebrauche bezahlt.
Zahlr. Anerkennungschr. liegen vor. Preis
per Stück **5,50 M.** inkl. Verpackung.
Agenten u. Wiederverkäufer überall gesucht.
O. Miether, Hannover. A VI.
Semmerstraße 5.

Die Mission in der Schule.

Ein Handbuch für den Lehrer
von D. **G. Barnek.** 6. Aufl.
2 M., geb. 2,50 M. Mit der Missions-
karte v. Hellmann 2,70 M., geb. 3,20 M.

Große Missionsharfe.

Geistliches Liederbuch für gemischten Chor, sowie
für Klavier- oder Harmonium-Begleitung. 13.
umgearb. u. vermehrte Aufl. 2 M., geb. 2,50 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Herausgegeben von Pastor **Julius Richter** in Rheinsberg (Mark).

Druck und Verlag von **C. Bertelsmann** in Gütersloh.



Erscheint monatlich. Preis jährlich 3 M. (4 Fr.), frei ins Haus 3,20 M.

Nr. 2203 des Post-Zeitungs-Katalogs für 1895.

I. Jahrgang.

1895.

Oktober.

Das Land der aufgehenden Sonne.

Von Pastor Dr. D. Hering in Oberroßla.

Bei stürmischem Aprilwetter hatten wir auf der Fahrt von Hongkong nach Yokohama die lange Kette der Liu-tiu-Inseln passiert und sollten nun nach der Aussage des Kapitäns nahe der langersehnten japanischen Küste sein. Aber noch immer wollte sie sich nicht zeigen. Nebel und Wolken lagerten über dem Wasser, die Fernsicht verhindernd. Da bricht einer der auf Deck versammelten Passagiere in einen Ausruf des Erstaunens aus und zeigt gen Himmel. Dort über den Wolken aus einer Höhe, in der man keinen Berg mehr vermutet, leuchtet das Schneehaupt des Fuzinoyama, des heiligen Berges der Japaner, herüber, sich scharf von einem Stück blauen Himmels dahinter abhebend! In der That ein überwältigender Anblick! Wir betrachten ihn als einen freundlichen Gruß aus dem noch unbekannten Lande.

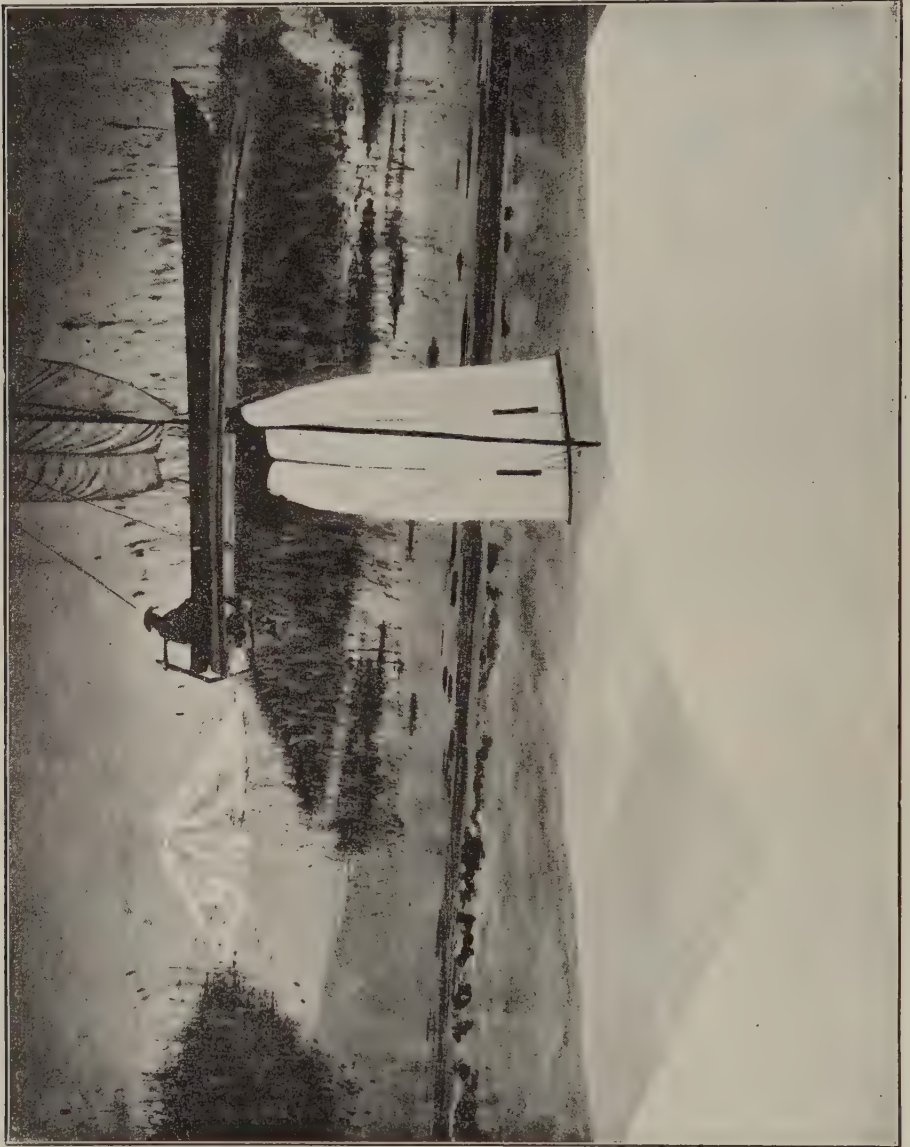
Er verheißt uns das nahe Ende der langen, siebenwöchentlichen Fahrt. Was Wunder, wenn den Passagieren die Thränen in die Augen treten und das Herz inbrünstigen Dankes gegen Gott voll ist! Bald bekommen wir auch die Küste zu Gesicht. Steil ins Meer abfallende Vorgebirge wechseln mit tiefen Einbuchtungen ab. Wir fahren zwischen der Halbinsel Jdsu und der Insel Oshima mit ihrem immer rauchenden Vulkane hindurch und laufen dann durch eine mit Forts stark befestigte Meerenge in den Bufen von Tokyo ein, in welchem sowohl die gleichnamige japanische Hauptstadt, als auch die dem Handel mit dem Auslande geöffnete Hafenstadt Yokohama liegt. Im Osten und Westen sehen wir hohe Gebirgszüge, nur nach Norden zu liegt die Küste eben vor uns. Bald gehen wir gegenüber den Höhen von Yokohama vor Anker. —

Wir wollen den freundlichen Leser einladen, mit uns einen Streifzug durch das Land zu unternehmen. Mit den Bewohnern gedenken wir ihn später bekannt zu machen.

Japan ist ein Gebirgsland. Alle vier Hauptinseln sind von hohen Gebirgen

noch zahlreich vorhanden. Man zählt ihrer gegenwärtig noch achtzehn. Von der vulkanischen Natur des Landes zeugen auch die zahlreichen Erdbeben (im Durchschnitt 300—400 im Jahr), sowie die heißen Quellen, an denen Japan so reich ist wie

Jinnamama.



durchzogen, die oft bis an das Meer herantreten, oft auch weite Ebenen freilassen. Einzelne Gipfel erheben sich bis zur Höhe der höchsten Schweizerberge und darüber. Hunderte von Bergen sind erloschene Vulkane. Doch auch thätige sind

kein anderes Land der Erde. Der Ruf seiner Bäder dringt immer weiter. Schon kommen aus China und Indien Europäer und Einheimische herüber, um an den heilkräftigen Quellen der japanischen Berge für mancherlei Krankheiten, namentlich

Rheumatismus, Heilung zu suchen. Wohl der schönste aller japanischen Berge ist der schon erwähnte Fuzinoyama oder Fuzisan, den unsere Abbildung darstellt, und dessen Bild dem Leser gewiß von den zahlreichen Erzeugnissen japanischer Kunst her schon bekannt ist. Mitten aus einer Ebene, die nicht viel über der Meeresoberfläche liegt, steigt er in reiner Kegelform bis zur Höhe des Mont Blanc empor. Nur zwei Monate im Jahre ist er schneefrei. Er ist ein ruhender Vulkan. Zum letzten Male brach er im Jahre 1707 aus, Zerstörung und Schrecken weithin verbreitend. Es

Man hat Japan die ostasiatische Schweiz genannt. Der Name ist nicht ganz zutreffend. Im Charakter der Gebirge überwiegt nicht das Großartige, Wilde, sondern das Anmutige, Frische. Die meisten Gebirge sind dicht bewaldet und erinnern mehr an die deutschen Mittelgebirge, den Thüringer Wald oder den Harz, als an die Alpen. Laub- und Nadelbäume stehen in buntem Gemisch durcheinander. Da die Wälder von dichtem Unterholz, mannshehem Gestrüpp und von Schlingpflanzen durchwachsen sind, so sind sie so gut wie undurchdringlich. Der Wanderer ist an den

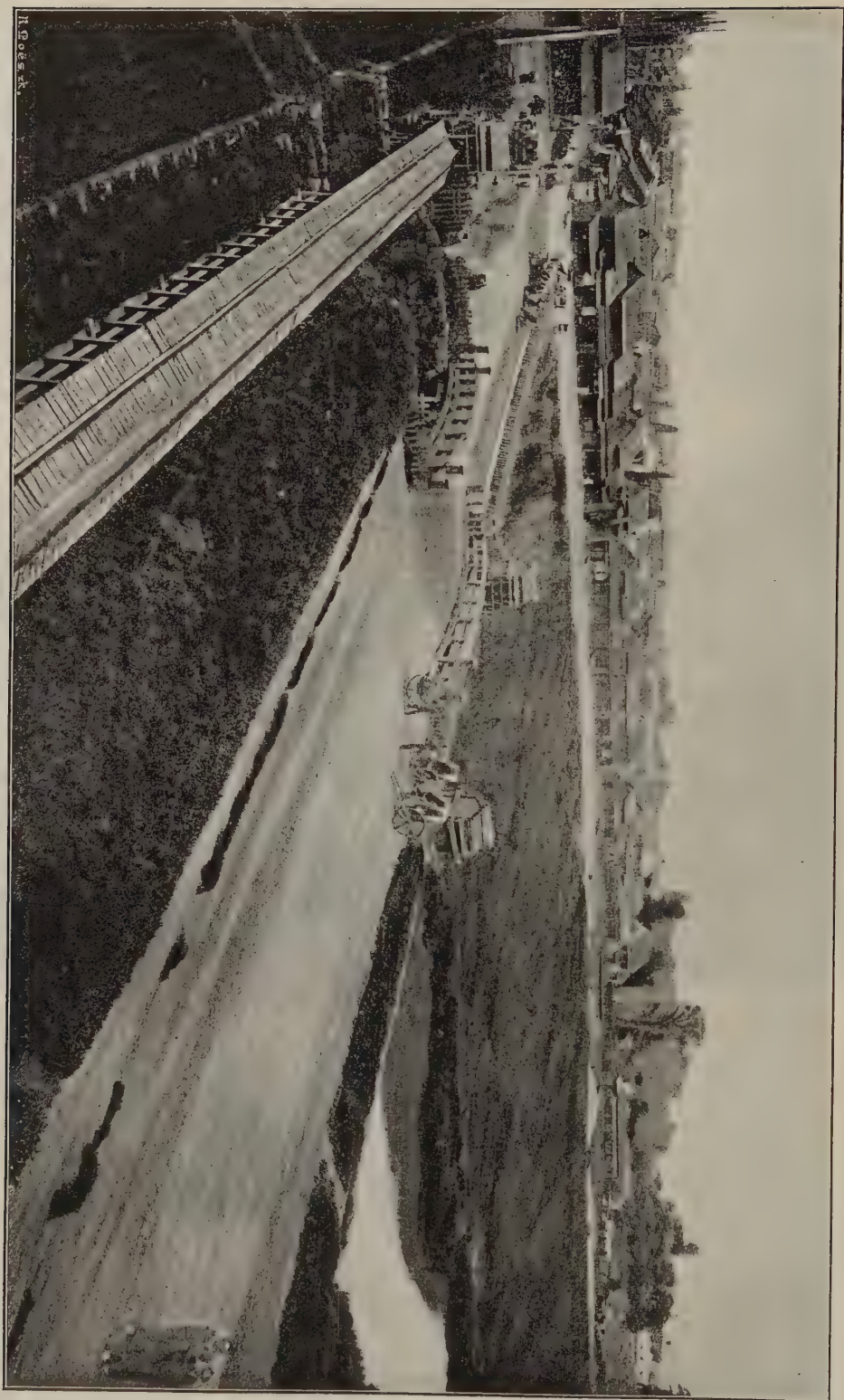


Japanisches Gebirgsdorf.

geht die Sage, daß er in einer einzigen Nacht zu seiner gewaltigen Höhe emporgestiegen und gleichzeitig der nahegelegene Biwa-See entstanden sei. Sein Anblick ist immer großartig, mag man ihn nun aus der Ferne oder von seinem Fuße aus sehen, in leuchtendem Sonnenscheine oder in winterlicher Vollmondnacht. Dem Japaner ist er der heilige Berg. Sein Sehnen ist es, in seinem Leben wenigstens einmal auf seiner Höhe gestanden und das aufgehende Gestirn des Tages, die Sonnengottheit Amaterasu, angebetet zu haben. Thatsächlich wird er alljährlich von 15 000 bis 20 000 Pilgern bestiegen.

schmalen Pfad gebunden, den seine Vorgänger gebahnt haben. Er hat daher auch nie das Gefühl, wie im deutschen Buchenwalde, in einem Dome zu wandeln, auch vermißt er die schwellenden Moospolster, die zu kühler Ruhe einladen.

Die Thäler und Ebenen sind von zahlreichen, meist kurzen, aber bei starken Regenfällen für die Umgebung oft sehr gefährlichen Wasserläufen durchzogen. Sie sind gartenartig angebaut und außerordentlich fruchtbar. Milde des Klimas, Güte des Bodens und Sorgfalt menschlicher Pflege wirken zusammen, um Feld- und Gartenfrüchte in üppiger Fülle heran-



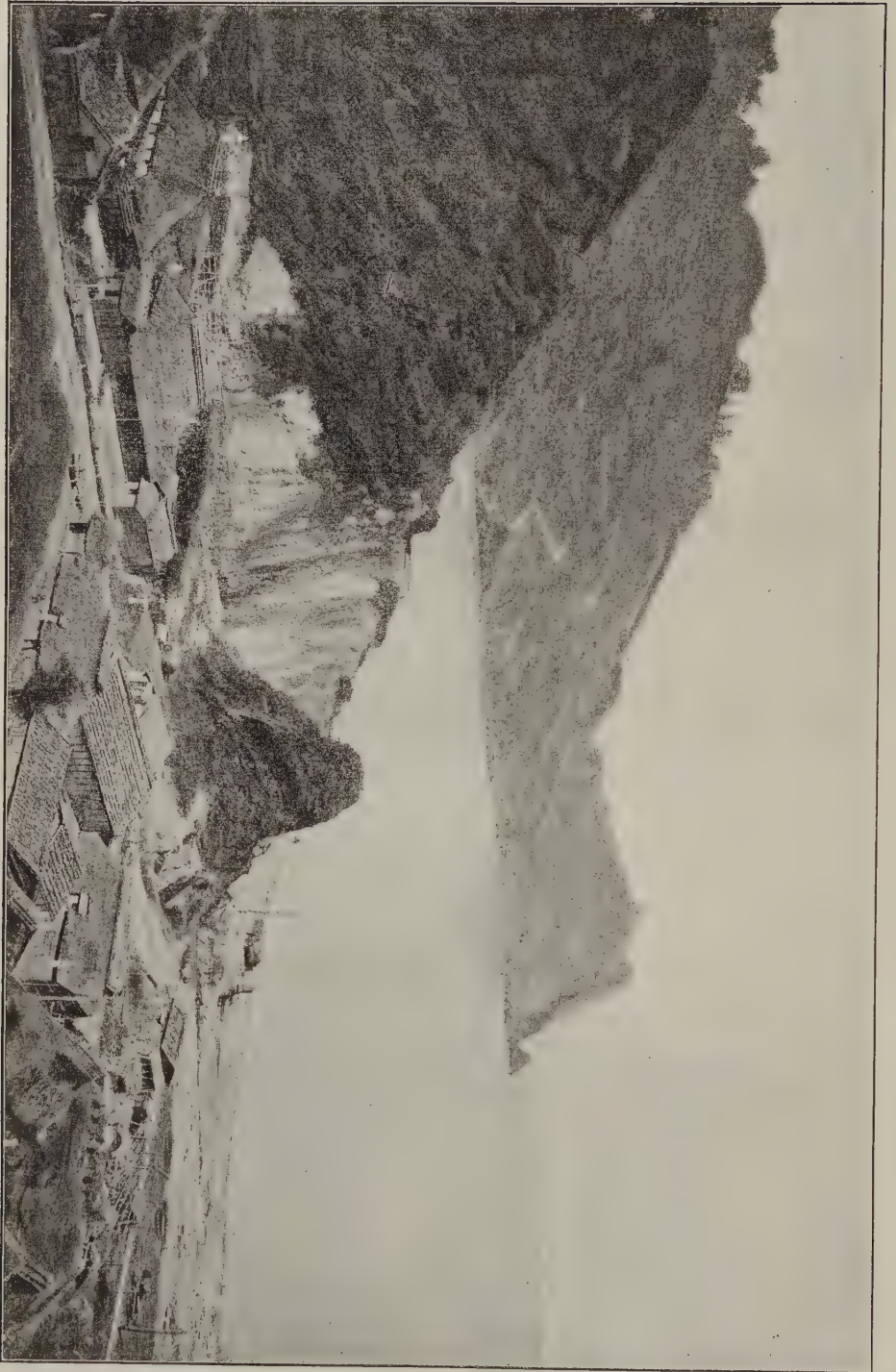
Stadtteil von Tokio.

wachsen zu lassen. Zwei Zonen, die Tropenzone und die gemäßigte, haben Japan mit ihren Erzeugnissen ausgestattet. Neben dem Reisfeld steht man mit freudiger Überraschung ein heimisches Weizenfeld, neben der indischen Palme steht die nordische Kiefer, neben dem schlanken Bambus mit seinem zierlichen Blattwerk der Kirschbaum. Der größte Teil der angebauten Fläche dient dem Reisbau; denn der Reis nimmt in Japan wie in China die Stelle des täglichen Brotes ein. Nur die Armen müssen sich an Hirse oder Kartoffeln genügen lassen. Da der Reis eine Sumpfpflanze ist, so ist ein kunstvolles Verieselungssystem über das ganze Land hin angelegt. Daneben werden Weizen, Hirse, Gerste, Mais, Buchweizen, Gurken und Melonen, Rüben, Bohnen und Kartoffeln gebaut. Unter den Baumfrüchten sind die wichtigsten: Orangen und Citronen, Porsimonen, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen und Mispeln. Die Kirsche wird nur der Blüte wegen angebaut. Die Pflege des Theestrauchs wird wie in China mit besonderer Sorgfalt betrieben. Und welche Fülle der Blumen! Die Japaner sind ja Blumenliebhaber, wie kein anderes Volk. Viele unserer schönsten Blumen stammen aus Japan, wo sie zum Teil wild wachsen, wie z. B. die Kamelien, Hortensien, Azaleen, Päonien, die schönen Lilienarten, das Chrysanthemum, die japanische Quittre und verschiedene andere.

Diese Mannigfaltigkeit der Produkte ist zurückzuführen auf die Eigenart des japanischen Klimas, das im Sommer dem tropischen, im Winter dem gemäßigten gleicht.

Japan hat seinen Winter, trotzdem z. B. die Hauptstadt Tokio im gleichen Breitengrade wie Tunis liegt. Das kommt daher, daß von Oktober bis April der Nordwestwind weht, zum Teil mit großer Heftigkeit. Dieser Wind kommt über die Schnee- und Eisfelder Sibiriens herüber und ist daher von großer Trockenheit und Schärfe, an Wirkung unserem Nordostwinde gleichend. Allerdings kommt er erst vom Januar ab zu voller Geltung. Wenn dann auch die Kälte nicht so groß wird wie bei uns (der niedrigste Kältegrad, den Verfasser in Tokio erlebte, war — 5° C.), so geht doch dieser Wind durch Mark und Bein, vor allem auch durch die Häuser. Dann sitzt wohl

der Deutsche frierend im Zimmer und gedenkt sehnsüchtig der festen Häuser und der guten Ofen der Heimat. Auch starke Schneefälle kommen ab und zu in der zweiten Hälfte des Winters vor. Doch bleibt der Schnee im mittleren Japan selten länger als 24 Stunden liegen. Im nördlichen Japan freilich ist der Winter strenger, aber auch da nicht von langer Dauer. Schon im März kommt die südliche Sonne mächtig zur Geltung. Im April vollends schlägt der Wind um. Von da an weht bis zum September der Südwind, der von der heißen Zone herauf über das Meer streichend viel Feuchtigkeit und Wärme mit sich führt. Mit einem Schlage, über Nacht, ist dann der Frühling da. Aber er dauert nicht lange. Nur zu bald geht er in den Sommer über. Es kommen die Monate mit wahrhaft tropischer Hitze, die eine wunderbare Entfaltung der Pflanzenwelt bewirkt, dem Europäer aber, namentlich zur Regenzeit im Juli oft recht lästig wird. Feuchte Hitze ist viel schwerer zu ertragen, als trockene. Dazu kommt, daß die Hitze dann oft Tag und Nacht in gleicher Stärke anhält, und die heißen Nächte sind es, die den Körper so sehr erschöpfen. Dann bietet der Schlaf keine Erquickung mehr. Unter dem Gesange blutdürstiger Moskitos, gegen die man sich durch über das Bett gespannte Netze schützt, und dem Gezirpe unzähliger Grillen und anderen Getiers im Garten draußen liegt man im Halbschlaf, und wenn der Morgen kommt, ist man noch ebenso ermattet, wie man sich am Abend niedergelegt hatte. Infolge der großen Feuchtigkeit sind dann die Schuhe, die man am Abend vor die Thür stellte, am Morgen weiß von Schimmel; Lederzeug und Kleider modern, und welcher Verdruß, wenn man einen Brief in die Heimat schreibt und findet sämtliche gummierten Briefumschläge fest geschlossen, so daß man sie nicht öffnen kann, ohne sie zu zerreißen! In dieser Zeit eilt, wer es irgend ermöglichen kann, hinauf in die kühleren Berge, sei es in die herrliche Tempelstadt Nikko mit ihren kühlen Wäldern und rauschenden Wassern, sei es in die Hakoneberge, an die Gestade des hoch oben liegenden gleichnamigen Sees. Ende September beginnt dann der Herbst, häufig durch furchtbare Taifune (Drehstürme) eingeleitet, sonst aber



Japanische Landschaft.

die schönste Zeit des Jahres, in welcher Tag für Tag der Himmel in ungetrübter Bläue erstrahlt, die Hitze aber durch kühle Briesen gemildert ist, und die kühlen Nächte wieder Erquickung bringen.

In den Ebenen, die Straßen entlang, und in den Thälern der Berge liegen zahlreiche Städte und Dörfer. Japan ist im Durchschnitt weit dichter bevölkert, als Deutschland. Das kann man schon daraus ersehen, daß Japan nicht viel größer ist, als das Königreich Preußen, an Einwohnerzahl aber dem deutschen Reiche beinahe gleichkommt. Die größte Stadt ist die Haupt- und Residenzstadt Tokyo. Einwohner hat sie nahezu so viel wie Berlin, an Ausdehnung aber ist sie weit größer. Denn die Häuser sind meist einstöckig, nur von einer Familie bewohnt und vielfach von Gärten umgeben. Außerdem liegen ausgedehnte Befestigungswerte, große Exercierplätze und öffentliche Parks mitten in der Stadt. Das Centrum bildet das Shiro, die Burg, innerhalb deren sich auch der Palast des Kaisers befindet. Von hier aus durchschneidet ein gewaltiger Wall und Graben in mehreren Schneckendrehungen die Stadt. Riesige Thore, von wahrhaft cyclopischem Mauerwerke geschützt, führen durch diese Wälle hindurch von einem Stadtteil in den anderen. Unsere Abbildung bietet ein charakteristisches Bild aus Tokyo. Sie zeigt die Überbrückung eines solchen Grabens mit Damm und Holzbrücke. Drüben ein dicht bevölkertes

Viertel, von Kaufleuten und Handwerkern bewohnt, rechts auf einer Anhöhe die Militärakademie, links eine überdachte Wasserleitung, auf den Straßen — unseren Droschken gleich — zahlreiche Jinrikishas haltend, jene zierlichen Wagen für eine Person, die von einem Menschen im Trabe gezogen werden. Die japanischen Dörfer sind fast ausschließlich Langdörfer. Sie ziehen sich meist zu beiden Seiten einer Straße hin. Unsere Abbildungen S. 219 und S. 222 zeigen ein Dorf im Gebirge und eins an der Küste.

Wenn man durch das Häusermeer von Tokyo fährt oder durch die Dörfer kommt, so trifft man gelegentlich schlichte Holzbauten in Hallenform, an denen ein Kreuz über der Thüre oder auf dem Firste anzeigt, daß hier christlicher Gottesdienst mitten im Heidenlande eine Stätte gefunden hat. Wenn man auf der Wanderung im Innern mit japanischen Reisenden in Verkehr tritt, dann trifft man wohl ab und zu einen, der sein Neues Testament in japanischer Sprache als Wanderbuch bei sich führt. Das sind nur einzelne Fälle. Aber ich habe aus dem, was ich in Japan gesehen habe, die feste Zuversicht gewonnen, daß einst die Zeit kommen wird, wo jede Stadt und jedes Dorf in Japan sein christliches Gotteshaus hat, wo alle Bewohner des schönen Landes im fernen Osten bis hinauf in die fernsten Gebirgsthäler vor dem Kreuze ihre Knie beugen und mit uns Jesum Christum als ihren Herrn und Heiland bekennen.

Die Unruhen in China, das Blutbad in Kutscheng.

Vom Herausgeber.

Mit besorgtem Herzen nehmen seit Wochen die Missionsfreunde an jedem Morgen die Zeitung zur Hand; haben neue Unruhen in China stattgefunden? sind weitere Stationen zerstört, mehr Missionare bedroht worden? Daß einige Volksklassen in China alle Ausländer und die Missionare insonderheit hassen, ist längst bekannt. Die sogenannten Litteraten, d. h. diejenigen, welche sich den Studien gewidmet haben, und die aus ihnen herausgewachsene Klasse der Mandarinen oder Staatsbeamten sind mit wenigen Ausnahmen allen Fremden feindlich gesinnt; sie drücken gern ein Auge

zu, wenn sich der Pöbel an den Missionaren und ihrem Eigentum vergreift; oft genug schüren sie selbst den Haß des Volkes und rufen Aufläufe hervor. Das ist schon seit Jahren so, und deshalb haben seit langer Zeit immer je und dann Christenverfolgungen stattgefunden oder sind Missionsstationen zerstört worden. Aber seit einigen Monaten nehmen diese Unruhen in bedrohlicher Weise überhand, und der Fremdenhaß nimmt abschreckende Formen an. Wir können nicht von allen Aufläufen und Unruhen erzählen, von denen uns die Telegraphen und die Missions-

blätter Nachricht gegeben haben; wir begnügen uns mit den beiden wichtigsten Abschnitten dieser traurigen Geschichte.

Die Provinz Sz-tschuen ist die am meisten im Innern gelegene Provinz des chinesischen Reiches. Wenn man im Dampfschiff den gewaltigen Yang-tse-kiang hinauffährt, kommt man nach einer Reise von mehr als 200 geographischen Meilen nach Tschung-king, der Verkehrshauptstadt von Sz-tschuen. Hier haben alle die weitverzweigten Missionsunternehmungen für die Provinz ihren Stützpunkt. Verläßt man hier das Schiff und reist auf der großen Heerstraße nach Nordwesten, so erreicht man nach einer weiteren Reise von etwa 45 Meilen die politische Hauptstadt der Provinz Tschien-tu. Diese große Stadt Tschien-tu war der Hauptschauplatz der ersten Unruhen. Zündstoff war hier genug vorhanden. Der Vizekönig der Provinz Liu war ein ausgesprochener Feind der Weißen und ließ den Wählern vollkommen freie Hand gegen die Missionare. Die Nachrichten von den Niederlagen im Kriege mit Japan trugen eben nicht dazu bei, die Stimmung gegen die Fremden freundlicher zu machen. Zum Überfluß war das Land von einer großen Dürre heimgesucht, und den Fremden wurde die Schuld dafür zugeschrieben. Kurz, es bedurfte nur eines Funken, um alle die vorhandene Unruhe zum Aufruhr auflodern zu lassen. Der 28. Mai war ein großer chinesischer Festtag. Die Feinde der Mission benutzten die Gelegenheit, um Plakate wie das folgende anzuschlagen und zu verbreiten: „Es werde hierdurch kund gemacht, daß die fremden Barbaren schändlicherweise kleine Kinder stehlen, um aus ihnen Del für ihre Zwecke zu bereiten. Ich habe ein Dienstmädchen Namens Li, welches das selbst mit angesehen hat. Ich ermahne deshalb alle guten Bürger, ihre Kinder gut in Obacht zu halten. Wenn weitere Fälle zu unsrer Kenntnis gebracht werden, werden wir sie unnachsichtlich strafen.“

Kein Wunder, daß die leicht erregbare Menge in bedrohlicher Weise unruhig wurde. Am 29. Mai rottete sich das Volk vor einem der evangelischen Missionshäuser von Tschien-tu zusammen. Unvorsichtigerweise traten die beiden darin wohnenden Missionare vor die Thür und schossen ihre Flinten über den Köpfen der Volksmenge

weg in die Luft ab. Dadurch wurde das Volk erst recht wütend, brach in das Missionshaus ein und zerstörte das ganze Haus und das daneben liegende Missionshospital bis auf den Grund. Den Missionaren gelang es glücklicherweise, sich durch eine zerbrochene Hinterthüre auf die Stadtmauer zu flüchten und von dort nach dem Regierungsgebäude, dem Ya-men zu entkommen. Durch diesen einen Erfolg übermütig gemacht und nach weiterer Beute gierig, wälzte sich die entfesselte Volksmenge durch die Straßen der großen Stadt und plünderte und zerstörte ganz systematisch ein Missionsgehöft nach dem andern, bis von allen nicht viel mehr als öde Trümmerhaufen, zerbrochene Scherben und zersägte Balken übrig waren. Am Abend des 30. Mai war das ganze Zerstörungswerk vollbracht, vier evangelische Missionsgehöfte und die große katholische Missionsniederlassung waren vernichtet. Es war wie ein Wunder, daß kein Menschenleben verloren oder auch nur ernstlich in Gefahr gekommen war. Alle Missionare, männliche und weibliche, hatten sich nach dem Regierungsgebäude geflüchtet, wo sie der Mandarin zugleich schützte und bewachte. Auch bei Abgang der letzten Nachrichten aus Tschien-tu war ihnen noch nicht erlaubt, die Stadt zu verlassen. Doch hatte sich der wogende Groll des Volkes bereits einigermaßen beruhigt.

Von der Hauptstadt Tschien-tu aus wälzte sich die fremdenfeindliche Bewegung in die Provinz. Eine Missionsstation nach der andern wurde überfallen und zerstört, Kiating im Süden von Tschien-tu, Tschao, Tschao, Sintu und andere Stationen im Südosten und Osten der Hauptstadt in der Richtung nach dem Yang-tse-kiang zu fielen der Wut des Volkes zum Opfer. Ein Missionar nach dem andern langte flüchtig und seiner Habe beraubt in Tschung-king, dem großen Hafen am Yang-tse-kiang an. Welches Ende diese Bewegung nehmen wird, ist noch nicht abzusehen.

Wir verlassen die Provinz Sz-tschuen und wenden uns nach der 250 Meilen weiter nach Südosten gelegenen, großen und fruchtbaren Provinz Fukien; sie liegt längs des Gestades des Stillen Oceans und der Straße von Formosa. In dieser Provinz unterhält die englische Kirchenmissionsgesellschaft seit dem Jahre 1850

eine weit ausgedehnte Missionsarbeit, vielleicht die geeignetste evangelische Missionsarbeit im ganzen Chinesenreiche. Nicht weniger als 12 984 Gemeindeglieder und Katechumenen gehören zu dieser Mission. Eine der wichtigeren Stationen ist Kutscheng am oberen Min-Flusse, nordwestlich von der Provinzialhauptstadt Futschan. Zu dieser Station allein gehören 2212 Seelen und 56 Dorfschulen. Der erfahrene und beliebte Missionar Stewart stand hier, umgeben von seiner zahlreichen Familie und einem Stabe von unverheirateten Missionarinnen, an der Spitze einer reichgesegneten Arbeit. Aber eine Gefahr drohte der Stadt Kutscheng und der Mission. In der Umgegend hatte sich eine wilde Sekte, die Tsai li oder Vegetarier, zusammengerottet und hatte bereits mehrmals den Bestand der Mission bedroht. Im April dieses Jahres, wo die Vegetarier wieder die Stadt und die vor den Thoren derselben gelegene Missionsstation beunruhigt hatten, gingen die chinesischen Behörden gegen die Rädelsführer vor und setzten einige von ihnen gefangen. Aber ein großer Haufe befreite die Gefangenen und wandte sich gegen die Obrigkeit. Da verlor diese den Mut und ließ die Auführer rat- und machtlos gewähren. Kein Wunder, daß die Zahl der Rebellen in wenigen Monaten auf 12 000 answoll. Die Missionare in Kutscheng wußten, daß ihre Lage nicht gefahrlos war; aber sie hielten es für ihre Pflicht auszuhalten, da sie nicht ohne dringende Not ihre große Gemeinde verlassen durften.

Für die heißeste Zeit des Jahres im Juli hatten sich die englischen Missionare und Missionarinnen aus ihrem weitaußgedehnten Sprengel gesammelt und sich zur Erholung nach der auf lustiger Bergeshöhe nicht weit von Kutscheng gelegenen Gesundheitsstation Hwa-sang d. h. Blumenhügel zurückgezogen. Es war dort eine stattliche Schar von Missionaren versammelt, um in einer kurzen Ruhezeit neue Kraft und Frische für die aufreibende Missionsarbeit zu sammeln. Missionar Stewart war da mit seiner Frau, fünf Kindern und einem irischen Dienstmädchen, außerdem sieben unverheiratete Missionarinnen der englischen Kirchenmissionsgesellschaft und einige Missionare und Missionarinnen von befreundeten Gesellschaften.

In der Frühe des 1. August wurde

die ganze Gesellschaft aus ihrem friedlichen Schlaf durch den Schreckensruf geweckt: die Vegetarier sind da! Ehe sie sich recht besinnen konnten, hatten die wilden Gesellen die lustigen Holzhäuser angesteckt, und die Flammen lohten unaufhaltsam zum Himmel auf. Nun entspann sich eine furchtbare Scene. Die Missionarinnen warfen sich ihren Feinden vor die Füße und versprachen, alle ihre Habe freiwillig auszuliefern, wenn ihnen nur das Leben geschenkt würde; aber der unbarmherzige Räuberhauptmann gab Befehl, niemand zu verschonen. Sie wurden grausam hingenmordet. Mehreren wurde der Kopf abgehakt. Missionar Stewart, seine Frau, das Dienstmädchen und zwei von den Missionarinnen wurden vom Rauch und Feuer erstickt, ehe sie sich aus dem brennenden Hause retten konnten, sie kamen in den Flammen um, ihre verkohlten Leichname wurden fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt unter den rauchenden Trümmern gefunden. Auch diejenigen, welche den Mörderhänden entkamen, hatten fast alle mehr oder weniger schwere Wunden.

Es war ein schmerzlicher Schlag für die Mission, elf Menschenleben ermordet im Verlauf von zwei Stunden, und das ohne jede denkbare Veranlassung, ohne die geringste Herausforderung. Es war, als hätte der Blitz aus heiterm Himmel eingeschlagen und Schrecken und Verheerung um sich verbreitet. Auf's tiefste niedergeschlagen zimmerten die Überlebenden Särge für die teuren Toten, legten sie hinein und fuhren mit ihnen den Min-Fluß hinab nach der Hauptstadt Futschan zu.

Man kann sich denken, welchen Eindruck die Trauerbotschaft in den Missionskreisen Englands, besonders bei allen Verwandten und Freunden der Märtyrer hervorbrachte. Die Kirchenmissionsgesellschaft veranstaltete sogleich auf den 13. August eine große Trauerkundgebung in dem größten Saale Londons, der Exeter Halle; Tausende von Missionsfreunden nahmen daran teil. Es kam ihnen nicht darauf an, Rache für die furchtbare Mordthat zu fordern oder die Regierung zu strengen Schritten in Peking herauszufordern. Sie wollten vielmehr den Tiefgebeugten zeigen, wie allgemein und tief die Teilnahme an ihrem schweren Verluste sei, und sie wollten sich in gemeinsamem Gebet die Hände stärken, um trotz-

dem unverdrossen die Arbeit in China und in der Provinz Fukien fortzuführen. Für Jesus ist kein Opfer zu groß, das war der Eindruck, der die Versammlung beherrschte.

Es ist eine schwere Zeit für die evangelische Mission in China, und die 400 evangelischen Missionare im Lande, besonders auch die 37 deutsch-evangelischen, bedürfen unsrer ernstlichen Fürbitte. D. Warneck hat recht, wenn er sagt: „die

innere Krisis in China beginnt erst sich zu entrollen, und ihr Ausgang ist zur Zeit völlig unberechenbar. Aber die Mission steht unter Allerhöchster Leitung, auch wenn sie Leidens- und Todeswege geht. Sie wird gezüchtigt, aber doch nicht ertötet. Die Werkleute sterben, aber das Werk lebt. Wir gehen jetzt hin und weinen, aber wir wissen, es ist ein edler Same in die Erde gelegt, und zu seiner Zeit wird er viele Frucht bringen.“

Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Kols-Mission.

Von T. Nottrott, Pastor in Spickendorf.

III. Die Arbeit und die Arbeiter.¹⁾

Die Gopnerische Mission unter den Kols legt allen Nachdruck auf die Seelenrettung durch das Evangelium von Jesu Christo. Gewöhnung zur Arbeit, Bildung und Kul-

lurer Arbeit, verwechselt diese Dinge aber nicht mit der eigentlichen Missionsaufgabe. Am wenigsten geht ihr Bestreben dahin, das Volk der Kols zu europäisieren. Es wird den Beschauer unsrer Bilder gewiß



Palankinreise.

tur, Besserung der socialen Zustände begrüßt sie wohl als eine erfreuliche Frucht

¹⁾ Wir hoffen, es wird unsere Leser interessieren, einmal einen Blick in den weitverzweigten Organismus der Missionsarbeit zu thun. Der Herr Verfasser hat sich der Mühe unterzogen, uns an der Hand einer schönen Bilderreihe durch alle Arbeitsgebiete der Missionare hindurchzuführen. Erst wenn man ein Verständnis für die eigentlichen Aufgaben der Mission bekommen hat, gewinnt man zu ihr die rechte innere Stellung. D. H.

wohlthuernd berühren, daß sich die christlichen Eingebornen auf denselben nicht in europäischer Kleidung vorstellen, sondern nach wie vor in ihrer Nationaltracht. Wie mit der Kleidung wirds bei den Kols auch mit der Wohnung, Sitte und ganzen Lebensweise gehalten. Die Eingebornen werden nicht durch Ansiedelung auf den Stationen aus ihrem Volkszusammenhange herausgerissen, sondern bleiben in ihren Dörfern wohnen

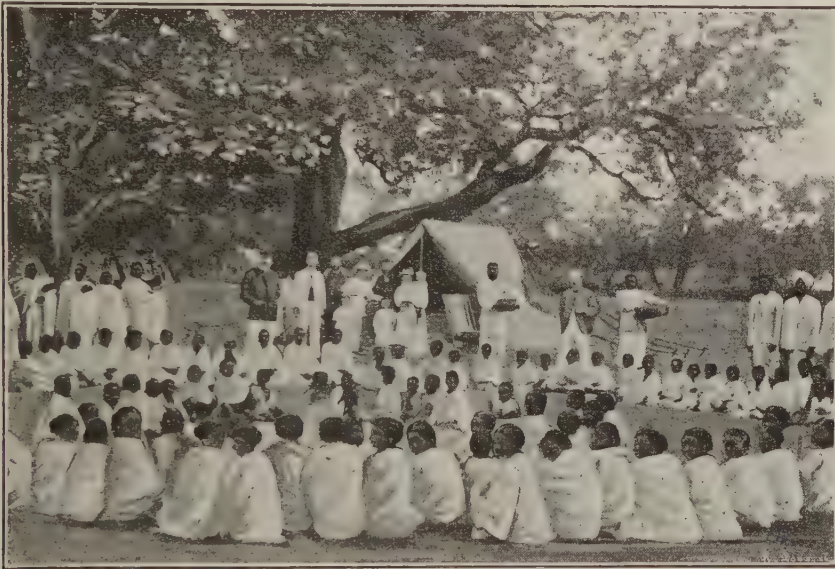
und bauen dort nach väterlicher Weise ihren Acker. Die Mission pflegt das Volkstümliche, soweit es nicht unchristlich ist, sogar mit großem Eifer, und sie thut recht daran.

Sehen wir nun die Missions-Arbeit näher an, so teilt sich dieselbe in eine solche, die auf Reisen und in eine solche, die auf den Stationen ausgerichtet wird.

1.

Das Reisen ist in Tschutia Nagpur ein beschwerliches Ding, denn dieses Gebirgsland hat an der sonstigen Kultur Indiens noch wenig Anteil. Erst seine äußersten

so entschädigt selbst die schönste Gegend nur wenig für die damit verbundenen Beschwerden. Auch in der kalten Zeit, die sich allein zum Reisen eignet, brennt die Sonne gar heiß, abends wird es rasch dunkel und empfindlich kalt, und nachts bleibt dem reisenden Missionar, wenn er nicht eine Dorfstapelle oder die Wohnung eines eingebornen Geistlichen trifft, nichts übrig, als in einem mitgebrachten Zelte zu schlafen. Die Beförderung des Zeltcs und der sonst notwendigen Reisebedürfnisse erfordert aber mehrere Träger. Koch und Pferdeknecht dürfen auch nicht fehlen. So ist denn oft eine kleine Karawane, mit



Beltreiben.

Grenzen werden von der Eisenbahn berührt. Landstraßen verbinden nur die wenigen Städte. Zumeist fehlt es an fahrbaren Wegen ganz. Die Reisen sind daher gewöhnlich nur zu Fuß, zu Pferd oder im Palankin möglich. Das nebenstehende Bild zeigt uns eine Palankin-Reise.

Es scheint ja sehr bequem, sich so von seinen Mitmenschen tragen zu lassen, aber das beständige Schaukeln des Kasten und das fortwährende Stöhnen und Singen der acht sich abwechselnden Träger macht diese Beförderungsweise keineswegs zu einer angenehmen. Auch ist sie nicht überall möglich. Man benutzt deshalb mit Vorliebe das Reitpferd. Wie man aber auch reise,

der ein Missionar durchs Land zieht. Und dieses Land ist zwar in der Mitte ein ebenes Plateau, es wird aber von hohen bewaldeten Bergen umschlossen und von vielen im Sommer wohl ausgetrockneten, nach der Regenzeit und infolge von Gewittergüssen aber wasserreichen, reißenden Flüssen durchschnitten. In den Wäldern haufen Tiger, Bären, Leoparden, Wölfe und Hyänen, wohl auch wilde Elefanten und gefährliche Büffel. Über die Flüsse, die ab und zu riesige Wasserschlängen bergen, kann man höchstens in ausgehöhlten Baumstämmen fahren. Oft gestatten sie tagelang keinen Übergang. Nimmt man noch dazu, daß nicht selten tropische Regengüsse Zelt und

Kleider des Reisenden gründlich durchweichen und die Reisen nicht bloß etliche Tage, sondern mehrere Wochen dauern, so wird man leicht einsehen, daß es sich hier noch um mehr handelt, als um Beschwerden, nämlich um mancherlei Lebensgefahren.

Die Reise gilt sowohl den Heiden, als den bereits gesammelten Gemeindegliedern.

An die Heiden heranzukommen ist nicht allzuschwer. Es hat zwar nicht an Feindseligkeiten derselben gegen die Missionare gefehlt; im allgemeinen begegnet aber sowohl der Hindu, als auch der Kol dem Missionar, in welchem man einen Sahib (Herrn) sieht, mit großer Ehrerbietung

Hindus verhalten sich nur dort entschieden ablehnend, wo sie durch die Bekehrung des von ihnen abhängigen Volkes materiellen Schaden fürchten.

Damit ist freilich eine Annahme der frohen Botschaft noch nicht gegeben, sondern eben nur die Verkündigung derselben ermöglicht. Diese aber dürfen wir uns nicht so vorstellen, als schliege der Missionar mitten unter den Heiden eine Kanzel auf und hielte von derselben herab seine Predigt. Das geschieht höchstens bei Gelegenheit großer Märkte, zu denen die Heiden massenweise herbeiströmen. Bei den gewöhnlichen Evangelisations-Reisen finden diese, in



Dorf-Kapelle in Parigufu (Gemeinde Burju).

und leistet ihm gern Hilfe. Überdies giebt's im ganzen Lande Polizeistationen. Weiter, als für seinen persönlichen Schutz, macht aber der evangelische Missionar von der Herrschaft der Engländer keinen Gebrauch. Bei seinen Werbungen für das Himmelreich benutzt er ausschließlich das Wort der Gnade und Wahrheit, und auch das hören die Heiden meist ganz willig an. Ist es ihnen doch eine Ehre, daß der Sahib sich mit ihnen einläßt. Die meisten Heiden haben jetzt auch schon Kunde vom Evangelium erhalten und kommen von selbst, um Näheres zu hören, ja geradezu mit der Bitte um Aufnahme in die Christenheit. Selbst die bildungsstolzen und selbstgerechten

ihren Wirkungen übrigens bloß gering zu schätzenden Bazar-Predigten nicht statt. Da hat der Missionar seinen Talar völlig ausgezogen. Nicht mit der Thür ins Haus fallend, sondern teilnehmend und gemütlich redet er zunächst mit den Leuten über Dinge, die ihnen nahe liegen. Dabei kommt dann ganz von selbst zu tage, was sie entweder vom Himmelreich zurückhält, oder für dasselbe empfänglich erscheinen läßt, und daran wird dann die Mahnung zur Buße und die Heilsv Verkündigung angeknüpft, nicht in hohen, unverständlichen Worten, sondern anschaulich, kindlich, in Form von Gleichnissen und wohl auch unter Zeigen von Bildern.

Eine außerordentliche Bedeutung haben die Reisen der Missionare für die bereits gesammelten Gemeindeglieder. Die christlichen Kols sind ja zu allermeist noch Anfänger im Glauben und bedürfen daher sehr der Stärkung und Förderung. Diese wird ihnen zwar auch durch die eingebornen Helfer geboten, nichts aber wirkt so gut, als ein fleißiges Besuchen durch die Missionare selbst.

Zu allermeist bereitet der Besuch des Missionars bei seinen Gemeinden große Freude. Schon unterwegs wird er von einzelnen begrüßt und findet Gelegenheit zu manchem seelsorgerlichen Worte. Sobald er aber ein Dorf betreten hat, erscheinen die Frauen, um den Christengruß Jisu sahajj (der Herr sei deine Hilfe) zu sagen und ihm nach morgenländischer Sitte aus blankgeputzten Gefäßen Wasser auf die Hände zu gießen. Hie und da kommt dann auch ein Christ mit Eiern, einem Huhn und wohl gar einem Bockchen zum Geschenk für den geliebten Sahib. Dann gilt es, so bald als möglich von Hütte zu Hütte, oder während der Erntezeit von Tenne zu Tenne zu gehen, denn ein jeder erwartet seinen Besuch. Hier darf nun die Teilnahme für das leibliche Ergehen der Hausgenossen, Ochsen und Schweine mit eingerechnet, nicht fehlen; aber vom Irdischen spinnt sich die Unterhaltung leicht zum Himmlischen hin. Und wie vielerlei giebt es da zu trösten, zu mahnen, oder auch Verfehlungen zu strafen! Sind die Veründigungen schwerer, oder hat das ganze Dorf an ihnen teil, oder handelt es sich etwa um den Bau einer Schule oder Kapelle und dergleichen, so wird Gemeindeversammlung gehalten. Abends findet regelmäßig ein Gottesdienst statt, sei es in der Dorfkapelle, sei's, wo diese fehlt, unter einem schattigen Baume, und zahlreich sind dann die Besucher, welche selbst aus den Nachbardörfern herbeieilen. Nach dem Gottesdienste aber haben es die Christen sehr gern, wenn der Sahib sich noch mit ihnen unter eine Veranda oder auf einen ihrer großen Grabsteine setzt, dort mit ihnen Lieder singt, oder ihnen auch unter dem Rauchen einer sukull (Cigarre) etwas aus seiner „spazigen“ Heimat erzählt. War er mit der Gemeinde zufrieden, so thut er es gern, selbst wenn die anstrengende Tagesarbeit ihn gar sehr nach Ruhe verlangen läßt.

Bei diesem Zusammensein wird dann wohl auch das geschenkte Bockchen geschlachtet und gemeinschaftlich verzehrt.

Solche Besuche des Missionars werden für die Gemeinde zu ganz besonderen Festtagen, wenn auch die Mem-Sahib, die Frau des Missionars, mitgekommen ist, was freilich nur selten geschehen kann. Die muß dann auch in alle Häuser und alles sehen. Und wer wollte den Segen dieser weiblichen Hausbesuche verkennen? Das ist ja der große Vorteil, den verheiratete evangelische Missionare vor den unverheirateten katholischen voraus haben, daß ihre Frauen schon durch ihr Dasein für das weibliche Geschlecht eine lebendige Predigt sind. Reisen sie nur ab und zu mit in den Distrikt, sehen sie dort nach Reinlichkeit und Ordnung im Hauswesen, nach der Erziehung der Kinder, nach dem ehelichen Verhalten der Frauen, so üben sie einen großen Einfluß aus.

Schwerer als selbst die Arbeit an harten Heidenherzen ist die Arbeit an abgefallenen Christen. Denn auch solche giebt es, und die müssen wieder gesucht, ja im buchstäblichen Sinne gesucht werden. Von ihrem Gewissen gestraft, pflegen sie sich nämlich vielfach vor dem Missionar zu verstecken. Sind sie aber gefunden, so gilt's oft einen recht langen Kampf, ehe alle die Ausflüchte, Entschuldigungen und Selbstrechtfertigungen, in denen die Kols ebenso Meister sind wie wir, widerlegt sind. Aber auch hier erhält die Treue ihren Lohn. Wenn nicht bei allen, so gelingt es doch bei vielen, sie aus der Irre wieder auf den rechten Weg zu führen.

Mit zu der Reisetätigkeit der Missionare lassen sich die den Heiden und Christen gleicherweise zu gute kommenden Pratschär-Melas rechnen, die wir am besten als christliche Volksfeste bezeichnen können. Ihre Einführung verdanken sie dem Missionar Dr. Rottrott, welcher dazu während eines Urlaubs in der Heimat durch unsere Volksmissionsfeste angeregt wurde. Auf einem freien, womöglich von dichtbelaubten Mangobäumen beschatteten Plage wird da eine mit Kränzen und Fahnen geschmückte Kanzel errichtet, hinter welcher die Zelte der Missionare stehen, und vor der sich in weitem Bogen die Christen lagern, die unter Gesang, Trommelschlag und wehenden Fahnen in feierlichem Zuge aus ihren

Dörfern herbeigekommen sind. Hinter diesen sitzen oder stehen dann die oft in gleich großer Anzahl erschienenen Heiden. Hat der Ton einer Trommel oder einer Metallscheibe den Anfang des Festes bezeichnet, so wechseln Ansprachen der Missionare und eingeborenen Prediger mit dem Gesang der Gemeinde, für welchen Bhádschans, d. h. nach nationalen Melodien gedichtete und durch einheimische Musikinstrumente begleitete, christliche Lieder besonders beliebt sind. Auch ein Posaunenchor hält wohl den Gesang der großen, oft über 2000 Menschen zählenden Menge in Ordnung.

zu lassen, hier die heilige Taufe zu empfangen und das Abendmahl zu feiern. Das hat sich im Laufe der Zeit etwas geändert. Immerhin ist die Stationsarbeit aber noch eine sehr große. Denn einmal gehört auch gegenwärtig noch zu jeder Station ein recht ansehnlicher Pfarrbezirk, dann aber liegt den Missionaren auf den Stationen so manche Arbeit ob, welche den eingebornen Geistlichen gar nicht überlassen werden kann.

Zunächst gilt es, den Bewohnern des Platzes, den Missionarsfamilien, der Dienerschaft, den Beamten, den Schulkindern,



Posaunenchor in Kantschi.

2.

Wenden wir uns nun zu der Arbeit auf den Stationen. Obgleich diese Stationen nur die Wohnorte der Missionare und die Mittelpunkte ihrer Thätigkeit, so hatten sie doch in der ersten Zeit der Mission eine weit größere Bedeutung, als in der Gegenwart. Damals als es noch wenig Dorfkapellen und gar keine eingebornen Geistlichen gab, sahen sich die Bewohner der Distrikte fast ausschließlich auf diese Stationen angewiesen. Hier hatten alle Gemeindeglieder den Gottesdienst zu besuchen, hier sich unterrichten

sowie den stets recht zahlreich anwesenden und in der dera, dem Fremdenhause, herbergenden Auswärtigen täglich Morgen- und Abendandacht, sonntäglich Predigtgottesdienst und Kindergottesdienst zu halten. Die Predigt ist gerade deshalb nicht leicht, weil sie in einer so fremdartigen Sprache gehalten werden und in ihrem Aufbau außerordentlich einfach sein muß. Geförderte und durch die Schule hindurchgegangene Christen vermögen zwar auch dem Gedankengange einer Predigt, wie sie bei uns gehalten wird, zu folgen, aber zu der Mehrzahl der Christen kann nicht kindlich genug

geredet werden. Schon sie zu der nötigen, noch dazu durch ihre mitgebrachten kleinen Kinder oft gehinderten Aufmerksamkeit zu bringen, hält oft schwer. Deshalb werden wohl mitten in der Predigt Fragen an einzelne oder an alle gerichtet, denen dann auch eine Antwort folgt. Die Sprache aber macht nicht bloß dadurch Schwierigkeiten, daß die Besucher oft verschiedenen Sprachstämmen angehören, sondern auch dadurch, daß der ganze Geist der fremden Sprache dem Europäer doch lange Zeit ein fremder bleibt. Ja, es ist die Frage, ob die Missionare die fremde Volkssprache je so vollkommen beherrschen lernen, daß ihre Worte mit der Vorstellungs- und Redeweise des Volkes wirklich übereinstimmen. Auf der anderen Seite erhebt der Anblick der die Kirche bis auf den letzten Platz füllenden Gemeinde, die nach einem knieend gehaltenen Eingangsgebete sich auf den mattenbedeckten Fußboden niedergelassen hat, ihr begeisterter Gesang und ihr Einstimmen in Sündenbekenntnis, Glauben und Vaterunser den Prediger nicht wenig. Fremde, welche manchmal den Gottesdienst in Rantschi besucht haben, können den Eindruck, den sie von der andächtigen, braunen Gemeinde und besonders von dem wahrhaft künstlerisch gebildeten Chorgefang empfangen haben, nicht genug rühmen.

An die Gottesdienste schließt sich die Feier der Sakramente an. In mancher Stationskirche sind schon ganze Scharen, bis 500 auf einmal getauft worden. Alte und Junge treten dann an den Taufstein heran und beugen ihre Häupter über denselben, während die Mütter gleichzeitig ihre kleinen Kinder über die Taufe halten. Jeder Täufling, auch die Alten, bekommen einen Paten und einen christlichen, aber nicht deutschen Vornamen. Den meisten sieht man es an, wie tief sie durch die heilige Handlung, die ja auch einen so bedeutungsvollen Abschnitt ihres Lebens bezeichnet, ergriffen sind. Aber welche Arbeit hat es auch gemacht, ehe sie als reif für den Empfang der Taufe erklärt werden konnten! Die Beweggründe, welche sie veranlassen, sich zur Taufe zu melden, sind zunächst meist äußerer Art. Tiefe, sittlich-religiöse Gedanken sind von Leuten, die von solchen Dingen nie etwas gehört haben, auch gar nicht zu verlangen. Umfomehr Fleiß muß daher auf den der Taufe vorhergehenden

Unterricht verwendet werden, damit durch denselben in den Herzen ein tieferes Sehnen erweckt werde. Ist dieses gelungen, und haben die Taufbewerber über ihre Kenntnis der zehn Gebote, des Glaubens und des Vaterunfers, sowie der heiligen Taufe die erforderliche Rechenenschaft abgelegt, und ist auch gegen ihr Verhalten nichts einzuwenden, so werden sie zum heiligen Sakramente zugelassen.

Eine ähnliche Vorbereitung erhalten diejenigen Getauften, welche in die engere Gemeinde der Abendmahlsgegessen aufgenommen sein wollen. Sie umfaßt den ganzen lutherischen Katechismus. Die darauf folgende Prüfung geht tiefer, als bei den Taufkandidaten, und richtet sich auch mehr noch, als bei jenen, auf Gesinnung und Wandel. Nach bestandener Prüfung wird nachmittags Beichte gehalten und gewöhnlich an demselben Abend das heilige Mahl gefeiert. Die Zahl der Kommunikanten ist meistens eine so große, daß sie in Trupps von 30 oder 40 vor den Altar treten müssen, woselbst sie dann knieend von den herumgehenden Geistlichen Brot und Kelch empfangen. Diese Feiern sind Höhepunkte im Leben der Christengemeinde.

Unter den übrigen gottesdienstlichen Handlungen macht die Trauung viel Not, weil es schwierig ist, die richtige Stellung gegenüber den im Heidentum geschlossenen Ehen zu finden. Doch wird die Schwierigkeit dadurch erleichtert, daß die Missionare für ihre Gemeindeglieder zugleich Standesbeamte sind. In die christliche Sitte der Toten-Bestattung haben sich die Kols, die als Heiden ihre Leichen verbrannten, leicht hineingefunden. Der in Matten gehüllte Leichnam wird des Klimas wegen gewöhnlich schon am Todestage beerdigt.

Die christlichen Feste feiert die Kols-Kirche wie wir. Weihnachten bringt auf den Stationen für die Schulkinder eine Christbescherung mit einem Lichterbaum. An verschiedenen Orten wird auch eine „Krippe“ aufgebaut, welche nicht bloß von Christen, sondern auch von den Heiden, selbst von vornehmen Hindus mit großem Vergnügen betrachtet wird. Am Osterfest herrscht die schöne Sitte, daß man bei Sonnenaufgang einen Gottesdienst über den Gräbern hält. Das beliebteste Fest ist für die ackerbautreibenden Kols das Erntefest.

Zu den Stationsarbeiten der Missionare



Frau Millionar Motron im Paradieskammer.

gehört nicht am wenigsten der Unterricht der Kinder. Auch in den Missionsgebieten ruht die Zukunft der Kirche auf den Kindern. Leider kann nur unsere Mission dieses Gebiet nicht so bearbeiten, wie sie sollte und auch möchte. Es fehlen ihr dazu die hinreichenden Geldmittel. Mit Hilfe der Eingebornen unterhält sie zwar etwa 61 Dorfschulen, in welchen über 1000 Kinder in den Elementarfächern unterrichtet werden. Ferner hat sie die Versorgung von 18 Regierungsschulen übernommen, in welche außer zahl-

und die Erziehung der Schulmädchen angelegen sein. Ist es doch von der höchsten Bedeutung, daß die Mädchen zu recht tüchtigen, frommen Frauen und Müttern herangebildet werden. Eins unserer Bilder zeigt uns Frau Missionar Nottrott, wie sie den Mädchen Nähunterricht erteilt und ihnen dabei Geschichten erzählt und mit ihnen singt. Man wird an dem Bilde Freude haben.

Die Spitze sämtlicher Schulen ist das Seminar in Rantschi. Es besteht aus drei Abteilungen. Die erste Abteilung, eine



Ausfällige in Tohardagga.

reichen Heidenkindern 300—400 Christenkin-
der gehen. Aber alle diese Dorfschulen
sind bloß für Knaben und reichen bei weitem
nicht aus. Außerdem besitzt jede Station
je eine Kostschule für Knaben und für
Mädchen. Diese Pensionsanstalten üben
selbstverständlich einen ungleich heilsameren
Einfluß aus, als die Dorfschulen. Hier
entfalten auch die Frauen der Missionare
eine segensreiche Thätigkeit. Speisung und
Kleidung der Kinder steht unter ihrer Auf-
sicht, auch lassen sie sich den Unterricht

achtklassige Knabenschule, fördert ihre Schü-
ler so weit, daß sie das englische Mittel-
schul-Examen bestehen und dann auf eine
höhere, zum Eintritt in gewisse Beamten-
stellungen berechtigende Regierungsschule
übergehen können. Sie bereitet aber zu-
gleich auf die zweite und dritte Abteilung
des Seminars vor. In der zweiten Ab-
teilung, der sogenannten Normalschule,
werden die Katechisten und Lehrer für den
Missionsdienst, in der dritten Abteilung
die eingebornen Geistlichen ausgebildet.

Weiter werden auf den Stationen verschiedene Werke christlicher Liebe gepflegt. Station Burulia hat ein Waisenhaus und das größte Aussätzigen-Asyl Indiens. Letzteres ist von Missionar Uffmann mit Hilfe der Gesellschaft für Aussätzige in Edinburgh gegründet, nachdem seine älteste Tochter am Aussatz gestorben war, und umfaßt 300 jener Elendesten der Elenden, die teilweise schon Christen sind.

Ebenfalls ein Asyl für Aussätzige wird in Vohardagga unterhalten. Rantschi besitzt ein Krankenhaus unter einem eingebornen studierten Arzte.

Viel Zeit nehmen die Klagen in An-

nicht die allein sprachkundigen Missionare? Die in Hindi vorhandenen christlichen Bücher können ja von den meisten Kols nicht gelesen werden, weil sie diese Sprache nicht verstehen. Biblische Geschichten, die Perikopen, die Liturgie, ein Gesangbuch, Schul- und Erbauungsbücher und wenigstens einzelne biblische Bücher müssen deshalb in die verschiedenen Kols-Sprachen und Mundarten übersetzt oder in denselben geschrieben werden. Kürzlich sind auch das ganze Neue Testament in Mundari und die vier Evangelien in Urao fertig gestellt. Regelmäßig erscheint für die Christen eine Kirchenzeitung, der Garbhandhu oder Hausfreund.



Der Kirchhof in Rantschi.

spruch, die die Kols wegen ungerechter Behandlung seitens der Grundherrschaft vor die Missionare bringen! Die Untersuchung, wie weit diese Klagen berechtigt sind oder nicht, und in ersterem Falle die Unterstützung derselben bei den maßgebenden Behörden ist oft recht schwierig. Am meisten ist mit diesen Dingen der Stationsleiter von Rantschi geplagt, weil sich dort der oberste Gerichtshof befindet. Wohl drei Stunden müssen täglich diesen Hilfesuchenden gewidmet werden.

Dazu kommt die litterarische Thätigkeit. Wer verfaßt oder übersetzt denn die nötigen Schul-, Andachts- und Gesangbücher, wenn

Und wer zählt noch die sonstigen Aufgaben, welche den Missionaren obliegen? Die heimische Missionsleitung verlangt monatliche Berichte und Beiträge fürs Missionsblatt, die Biene. Eifrige Missionsfreunde sind gar nicht zufrieden, wenn sie nicht ab und zu besondere Mitteilungen erhalten. Die Korrespondenz mit den Verwandten in Deutschland lebendig zu erhalten ist ebenso Pflicht, als Bedürfnis. Der Bau von Kirchen und Häusern will beaufsichtigt, Presse und Buchhandel geleitet sein. Nennen wir noch die Rechnungsführung und die Revision der verschiedenen Kassen, die Anstellung und Beaufsichtigung

der eingebornen Helfer, die abzuhaltenden Visitationen, den geschäftlichen Verkehr mit der englischen Obrigkeit, so werden wir zugeben müssen, daß es einem Missionar an Mühe und Arbeit nicht fehlt.

Ein Missionar schrieb einmal, sie thäten unter den Kols das reine Stümperwerk. Im Blick auf die hohe Aufgabe, die ihnen gestellt ist, muß man dem wohl zustimmen. Denken wir aber an die geringe Zahl der Arbeiter, von denen auf jede Station mit Ausnahme der Hauptstation nur höchstens zwei kommen, und halten wir dem gegenüber die Größe der Stationsbezirke und die

der indischen Glutsonne schnell dahin geschieht ist. Höchst traurig ist die große Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts. Der Fall, daß ein Missions-Ehepaar in Indien seine silberne Hochzeit feiern kann, ist deshalb ein sehr seltener. Aber auch den Männern ist es nicht oft gestattet, es zum 25jährigen Amtsjubiläum zu bringen, wie dem Dr. A. Rottrott, den wir auf dem folgenden Bilde als Jubilar im Kreise seiner Amtsgenossen erblicken.

3.

Wenn sich die Kols-Missionare eingeborne Helfer herangebildet haben, so



Der Präses der Kolmission Dr. Rottrott im Kreise der Missionare.
(Beim 25jährigen Amtsjubiläum Dr. Rottrotts.)

Vielseitigkeit der Arbeit, so müssen wir sagen: Unsere Missionare thun ein Riesenwerk.

Unser Respekt vor der Arbeit unserer Missionare muß aber noch zunehmen, wenn wir das ungemein erschöpfende und gesundheitsgefährliche Klima berücksichtigen, in welchem sie gethan werden muß. Nicht weniger als dreizehn Missionare und achtzehn Missionarsfrauen sind im Verlauf dieses halben Jahrhunderts im Dienst der Mission gestorben, ungerechnet die noch größere Zahl derer, die mit gebrochener Gesundheit das Arbeitsfeld verlassen mußten, und der großen Kinderschar, die unter

stand dabei die Rücksicht auf die eigene Erleichterung nur in zweiter Linie. In erster stand die richtige Erkenntnis, daß das Reich Gottes in ein Volk nur dann wirklich lebenskräftig und bleibend einzudringen vermag, wenn es durch die eigenen Volksgenossen ausgebreitet wird. Der europäische Missionar bleibt bei aller aufgewandten Mühe, wirklich und im guten Sinne populär zu werden, dem Volke doch ein Fremdling. Bei den Kols kam der Heranbildung eingeborner Mithelfer das Verlangen der jungen Christen sehr zu statten, an der Ausbreitung des Wortes Gottes selbst mit

zu helfen. So steht denn den Missionaren jetzt schon eine stattliche Reihe Eingeborner helfend zur Seite.

Wir nennen zuerst die unbesoldeten und auch nicht besonders vorgebildeten Ältesten oder Pratschine. Sie haben die Aufgabe, nicht bloß für die äußeren Angelegenheiten der Gemeinden zu sorgen, sondern auch über deren christliches Leben zu wachen. Dadurch daß dieses Amt seine Wurzeln in der alten Dorfverfassung der Kols hat, ist es von großem Einfluß. Zumeist nämlich werden dazu von den Gemeinden frühere Opferpriester (Bahane), Dorfschulzen (Mundas) oder Glieder der Häuptlingsgeschlechter gewählt.

Ein besoldetes Amt ist das der Katechisten. Die Vorbildung, welche sie zumeist in der Normalschule in Rantschi erlangt haben, ist nicht gerade eine große. Sie können in Hindi und Kol Ansprachen halten und Unterricht erteilen, im eigentlichen Sinne zu predigen sind sie aber nicht imstande. Ihre Aufgabe besteht darin, daß sie Heiden fürs Evangelium werben, dieselben auf die Taufe vorbereiten, in Gemeinschaft mit den Ältesten das Christenleben pflegen und den Missionaren sozusagen als Adjutanten dienen. Sie bekommen dafür ein Gehalt von 60 Rupies (oder 90 Mark) jährlich, das wohl bis 82 Rupies (oder 123 Mark) steigt, aber noch nicht der Besoldung eines indischen Kochs gleichkommt.

Auf etwa gleicher Bildungsstufe stehen die Lehrer. Ihre Methode des Unterrichts ist jedoch noch höchst mangelhaft, und Zucht zu halten fällt ihnen sehr schwer. Tüchtigere werden an den Stationschulen und dem Seminar angestellt.

Diejenigen jungen Leute, welche das Abgangsexamen des Predigerseminars bestanden haben, werden als Kandidaten zunächst probeweise in den Gemeinden beschäftigt und empfangen, sobald sie sich bewährt haben, nach nochmaligem Unterrichtskursus Ordination und Pfarramt. Gegenwärtig zählt die Mission 16 Kandidaten und 19 ordinierte eingeborne Pastoren.

Diese zahlreichen eingebornen Helfer entlasten allerdings die Missionare bei ihrer erdrückenden Arbeit in etwas, verursachen

aber auch neue Mühen. Ganz abgesehen von ihrer Ausbildung bedürfen sie noch durchweg der sorgsamsten Aufsicht und Fortbildung. Darum werden sie nicht nur fleißig visitiert, sondern auch zu Fortbildungskursen herangezogen und, besonders die Lehrer, mit ausführlichen schriftlichen Anweisungen versehen.

Die ganze vielverzweigte Missionsarbeit würde viel schwerer auszurichten sein, wenn sie nicht höchst praktisch organisiert wäre. Jeder Arbeiter bis zu dem geringsten Katechisten herab hat sein ganz bestimmtes Arbeitsgebiet. Alles wird planmäßig getrieben, und die Versuchung, in ein fremdes Amt einzugreifen, ist nach Möglichkeit ausgeschlossen. Das große Arbeitsfeld ist dazu nach den zehn Stationen in ebensoviele Bezirke geteilt. An der Spitze eines jeden Bezirkes steht ein leitender Missionar, ihm zur Seite ein zweiter unordinierter als Gehilfe. Die Bezirke wieder bestehen aus mehreren mit Eingebornen besetzten Pfarrämtern. Die Oberaufsicht über das Ganze hat der Vorstand in Rantschi.

Der knapp zugemessene Raum verbietet uns eine Aufzählung der gegenwärtigen Stationen nebst der zu ihnen gehörenden Zahl von Dörfern und Christen, der Missionare und eingebornen Helfer, wodurch wir erst einen vollen Eindruck von der Großartigkeit der Arbeit unter den Kols bekommen würden. Nur das sei noch bemerkt, daß sich die ganze Arbeit in einer alljährlich auf der Hauptstation Rantschi zusammentretenden General-Synode zusammenfaßt. Zu dieser erscheinen nicht nur sämtliche Missionare, sondern auch die eingebornen Geistlichen, Kandidaten und die von den Gemeinden deputierten Ältesten. Die Beratungsgegenstände bilden die gemeinsamen Angelegenheiten der gesamten evangelischen Kolskirche. Diese Generalsynode hat sich wohl bewährt. Sie knüpft nicht nur unter den zerstreuten Gemeinden das Band brüderlicher Gemeinschaft und stärkt die Arbeitsfreudigkeit, sondern sie giebt auch der Hoffnung Raum, daß das große Werk in dem Falle einer Abberufung oder Vertreibung der deutschen Missionare nicht ins Stocken gerate, sondern durch die Kols selbst weitergetrieben werde.

Die Mission im Lichte der Bibel.¹⁾

Es giebt eine doppelte Art, das Interesse und Verständnis für die Mission zu wecken und zu pflegen. Der eine Weg führt auf das große, weite Missionsfeld hinaus und zeigt die Missionsarbeit, ihre Schwierigkeiten und ihre Erfolge in Einzelschilderungen und Übersichten. Dies ist der Weg, den wir in unserm Blatt versucht haben einzuschlagen. Es kommt uns darauf an, in möglichst objektiver Schilderung den Thatbestand der Mission vor Augen zu führen. Ein so großartiges Werk wie die evangelische Heidenmission bedarf keiner Beschönigung, keiner Verschleierung, sie zeugt für sich selbst mit der unwiderstehlichen Sprache des Geistes und der Kraft. Es ist aber noch ein zweiter Weg da, in das Verständnis der Mission hineinzuführen, ein Weg, den wir nach der Eigenart unsers Blattes nicht betreten, der aber unter gefunden Verhältnissen noch schneller, ficherer und gründlicher zum Ziele führt, das ist der Weg hinein in die Höhen und Tiefen der Bibel. Dieser Weg schließt das Verständnis auf, daß die Mission eng und unauflöslich mit dem göttlichen Heilsratschluß verknüpft ist, daß sie aus derselben Wurzel herauswächst und wachsen muß, wie unser eigener Christenstand; ja, daß ein Wachsen des Reiches Gottes auf die Vollendung zu nur möglich ist in Verbindung mit der Mission. Diese Betrachtungsweise, welche in die Tiefen der Weisheit und Erkenntnis Gottes hineinführt, giebt für das Missionsverständnis die Richtlinien, die großen Gesichtspunkte, sie erschließt unsern Augen den Blick für das Geheimnis der Berufung der Völker,

¹⁾ D. Gust. Warneck, Pastor in Rothenschirmbach, Missionsstunden. Bb. I. Die Mission im Lichte der Bibel. 4. verm. Aufl. 1895. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Broschirt 4,20 M.; geb. 5,20 M.

für das senfkornartige Wachsen des Himmelreichs; sie tröstet uns über die Unvollkommenheiten der Missionsarbeit durch den Hinweis auf den Wert jeder bekehrten Heidenseele und durch die Aussicht auf die endliche Sichtung; sie stärkt unsern Glauben durch die unwandelbare Gewißheit des Sieges — Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wer in der Mission mehr sucht, als eine angenehme Lektüre, wenn sie als ein großes Gotteswerk heilig und teuer geworden ist, dem kann nicht dringend genug empfohlen werden, diese innere Seite der Mission recht gründlich zu erfassen. Alle Schilderungen der Missionsarbeit führen nur in den Vorhof der Mission; hier aber thut sich das Heiligtum auf. Wir haben ein köstliches Buch von D. Warneck, Die Mission im Lichte der Bibel, welches ausschließlich der innerlichsten, heiligsten Seite der Mission gewidmet ist. Es tritt jetzt auch seinen vierten Gang in die Missionskreise unter dem schlechten Titel „Missionsstunden“ an. Es will ein Hilfsbuch sein, um die Geistlichen und alle die, welche von Amtswegen über die Mission zu reden haben, in die Schriftgedanken hineinzuführen. Das Buch leistet aber mehr, die missionsstunden- oder predigt-mäßige Form ist nur ein loses Gewand; niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne reichen Segen für sein inneres Leben empfangen zu haben. Es weht Geistes- und Lebensodem durch das Buch. Auch der Missionsfreund „lebet von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet.“ Die Vertiefung im Verständnis der Missionsaufgaben und Missionswege, wie das Wachstum im lebendigen Liebes-eifer für die Förderung der Missionsarbeit empfängt neues Licht, neue Kraft aus solchem Forschen im Worte Gottes.

Vermischtes.

Unter Menschenfressern. Auf der deutschen Missionsstation Bethesda im unwirtlichen Innern von Australien saß eines Tags nach Tisch der Missionar Reuther ge-

mütlich mit seinen schwarzen Papuas zusammen. Da kam die Rede darauf, wer von ihnen schon einen Menschen ermordet habe. Es war unter den neun, die um den Missio-

nar herum saßen, nur einer, der noch keinen tot geschlagen hatte; der hatte aber mehrmals bei der Ermordung anderer geholfen. Der Missionar erschrak einen Augenblick bei dem Gedanken, mitten unter Mördern zu sitzen, die solche entsetzlich grausamen Mordthaten zu erzählen hatten. Einer berichtete z. B., daß er gemeinsam mit seinem Bruder auf das Geheiß seines Vaters einem andern Schwarzen mit der Keule nacheinander beide Beine, dann einen Arm und darauf erst den Kopf abgehauen habe. So grauenvoll dies auch war, fährt Missionar Reuther fort, so dankten wir unserm Gott umso mehr dafür, daß er diese Unmenschen zu Christen gemacht hat, an denen wir nun unsre Freude haben und die überirdische, göttliche Kraft unsers christlichen Glaubens preisen. Basel. Miss.-Mag.

Einfluß des Missionars. Missionar Hey unternahm im Jahre 1894 eine Reise den Bataviafluß auf der langgestreckten Halbinsel York in Nordaustralien entlang, um den Platz für eine neue Missionsstation auszuwählen. Die Eingebornen waren weit und breit als Menschenfresser berüchtigt. „Während wir,“ erzählt Hey, „eines Tages auf der Fahrt waren, vernahmen wir im Gebüsch ein Geschrei; ich würde es einem Vogel zugeschrieben haben, aber nicht so meine schwarzen Ruderer. Sie gaben sofort in ähnlichem Vogelton Antwort, worauf wieder vom Busch her geantwortet würde. Die einzigen Worte, die ich verstand, waren „Mapoon¹⁾, Missionar“, worauf eine Anzahl Schwarzer zum Vorschein kam. Es stellte sich heraus, daß sie beinahe den ganzen Tag uns nicht aus den Augen verloren und alle unsre Bewegungen beobachtet hatten. Sobald wir eine offene Stelle am Ufer fanden, machten wir uns zum Landen bereit, um womöglich mit den Schwarzen in freundschaftliche Beziehung zu treten. Die Männer kamen ohne Zögern herzu und zeigten nicht das geringste Mißtrauen. Was mir besonders auffiel, war der Umstand, daß, sobald sie hörten, wir kämen von Mapoon, alle Furcht bei ihnen verschwunden war, obgleich sie uns selbst noch nie gesehen hatten. Es ist doch eine höchst erfreuliche Entdeckung, zu vernehmen, daß wir selbst von solchen Stämmen, zu welchen noch nicht der geringste Lichtstrahl des

Evangeliums gedrungen ist, als Boten des Friedens angesehen werden.“

Miss.-Bl. der Brüdergem.

Vor den Thoren von Tibet. Wir erzählten auf S. 21 f. und S. 206 von Miß Annie Taylor und ihrem kühnen, fast abenteuerlichen Versuch, an der Spitze einer starken Missionskolonne von Dardschiling aus in Tibet einzudringen. Während so die englischen Missionare im östlichen Tibet auf eine Thüröffnung warten, ist den Herrnhuter Missionaren im westlichen Tibet ein Vorstoß geglückt. Sie sandten von ihrer Station Poo hoch oben in den Bergthälern des westlichen Himalaya den eingebornen Lehrer Paulus, um in Tibet Bibeln und Traktate zu verkaufen und nach Möglichkeit das Evangelium zu predigen. Ein Gefährte begleitete ihn, ein Esel trug seinen Büchervorrat. Es gelang dem Paulus, die ganze tibetische Provinz Lotso zu durchziehen; an einem Orte fand er einen alten Mann, der vor langen Jahren in Poo das Evangelium gehört hatte und nicht fern vom Reiche Gottes war. Im ganzen ist es ein armes, unwirtliches Land, mehr Feindschaft gegen das Evangelium als freundliche Annahme. In dem letzten Dorfe der Provinz wurde Paulus von den Behörden zu schleuniger Umkehr gezwungen.

Miss.-Bl. der Brüdergem.

Wie gewonnen, so zerronnen. Ein indischer Milchmann in Benares hatte durch den Verkauf starkverwässerter Milch 5000 Rupien (75 M.) erworben. Voll Freude über diesen ungerechten Gewinn brachte er im Tempel ein Opfer dar und begab sich an den Ganges, um seine Sünden abzuwaschen; ob er dazu den betrügerischen Milchverkauf rechnete, bezweifle ich allerdings. Während er im Wasser umherplätscherte, machte sich ein heiliger Affe über seine Kleider her, kletterte damit auf den höchsten Zweig eines über den Strom hängenden Baumes und fing mit aller Gemütsruhe an, ein Geldstück nach dem andern aus der Tasche in den Strom zu werfen. Der Milchmann war in Verzweiflung, aber was konnte er thun? Er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen; ein Trost blieb ihm, „Mutter Ganges“, so rief er dem heiligen Strome zu, „du hast zurückgefordert, was dein ist!“

Child. Rec.

¹⁾ Der Name der Missionsstation der Brüdergemeinde an der Mündung des Bataviaflusses.

Heldenmut eines Missionars. Der amerikanische Missionar Scott sah bei einer Wanderung durch die Bazare einer indischen Stadt fremdartige, wilddreinblickende Heiden und erfuhr auf seine Nachfrage, daß sie einem grausamen Bergstamme im abgelegenen Waldgebiete angehörten. Er fühlte sich getrieben, gerade diesen rohen Menschen mit der Predigt des Evangelii nachzugehen. Er ging nach Hause, rang in ernstem Gebete um Gottes Segen, packte dann sein Ränzelt und seine Geige und wanderte mutig in den pfadlosen Urwald hinaus. Vergeblich versuchten seine Freunde ihn zurückzuhalten, sie erklärten es einfach für Wahnsinn, so schutzlos in die unbekannte Fremde zu ziehen. Zwei Tage mußte er gehen, fast ohne ein menschliches Wesen zu treffen. Da umringten ihn plötzlich die wilden Gestalten, drohend geschwungene Speere in den Händen, er glaubte sein letztes Stünd-

lein gekommen. Mit großer Geistesgegenwart griff er zu seiner Geige, schloß die Augen und hub an, ein Lied zu Ehren des heiligen Jesuſnamens zu singen. Erst beim dritten Verse wagte er die Augen zu öffnen. Eine merkwürdige Änderung war mit den Wilden vorgegangen, die Speere waren ihren Händen entsunken, dicke Thränen rollten über ihre Backen. Die Macht des ungewohnten Gesanges und Spiels hatte es ihnen angethan, Scott war gerettet! Er ließ sich in ihrer Mitte nieder und blieb 2½ Jahre bei ihnen, um sie mit dem Christentum bekannt zu machen. Als er dann mit erschütterter Gesundheit nach Nordamerika zurückkehren mußte, baten sie ihn so flehentlich, sie nicht zu verlassen, daß er sich bald wieder zu ihnen auf den Weg machte. Er hat bald darauf in ihrer Mitte sein Grab gefunden.

Un. Presb. Rec.

Linderung der Hungersnot in Deutsch-Ostafrika.

Die Bevölkerung unsres ostafrikanischen Gebietes ist von furchtbaren Heimsuchungen betroffen worden. Nachdem der Herrschaft der Araber ein Ende gemacht und die verheerenden Züge der Raubstämme beschränkt waren, brach die Rinderpest über das Land herein und hat den größten Teil alles Viehes hinweggerafft.

Jetzt ist eine neue Plage über das Land hereingebrochen. Die Heuschrecken, welche von Zeit zu Zeit hie und da das Land heimsuchen, haben es seit zwei Jahren in ungeheuren Schwärmen überschwemmt und kehren seitdem überall und immer wieder. Was der eine Schwarm an Feldfrüchten übrig ließ, vernichtete der andere; was die fliegenden Schwärme verschonten, fraß die Nachbrut und vertilgte die am Boden kriechenden Scharen. Die Leute konnten sie nicht aus den Häusern fernhalten; selbst Vorräte und Kleiderstoffe wurden zernagt und gefressen. Wiederholt ist die Ernte fast überall vernichtet worden. In vielen Gegenden herrscht schwere Hungersnot. Von allen Teilen unseres Gebietes kommen Berichte, welche uns dieselben Jammerbilder vor die Augen führen. Ab-

gezehnte, hohlhängige Gestalten suchen in der Steppe oder im Busch nach Nahrung, bis sie entkräftet dem Hungertode oder der Gier der Raubtiere zum Opfer fallen. Für Nahrung giebt man alles hin, was man besitzt. Vom Süden des Viktoriasees wird berichtet, daß man dort ein Weib oder Mädchen für zwei Bataten (Süßkartoffeln) kaufen könne; eine Ziege ist jetzt an vielen Orten ein hoher Preis für einen Sklaven. Unsere Hoffnung, daß es endlich gelingen werde, wieder eine Ernte einzubringen, ist leider nach den neuesten Nachrichten wiederum zu schanden geworden. Da thut Hilfe not. Unsere Flagge weht über jenen Ländern, wir nennen sie unsere Interessens-Sphäre, unser Schutzgebiet. Es ist unsere Pflicht, dort helfend einzutreten. Es gilt, den Eingeborenen Afrikas zu zeigen, daß das deutsche Volk für sie ein erbarmend Herz hat. Was bisher geschehen ist, reicht bei weitem nicht hin, dem Elend gründlich zu steuern. Nur wenn es gelingt, den Wohlthätigkeits Sinn in uns allen wachzurufen, kann der Not abgeholfen, der Jammer gestillt werden. Deshalb erbitten wir herzlich eine Gabe der Liebe zur Linderung

der Hungersnot. Helft dem Elend steuern und erbarmt euch der Notleidenden!

Um einen Einblick in die Größe der Not und des Elends zu gewähren, fügen wir einige Auszüge bei aus Briefen von Missionaren, welche in den am meisten heimgesuchten Gebieten reisen und wohnen. Der Archidiaconus Farler wollte nach mehrjähriger Abwesenheit seinem alten Missionsfelde in Usambara einen Besuch abstatten. „Aber“, schreibt er, „die Hungersnot hat mir alle Freude an dem Besuch in Magila verdorben. Viele meiner alten Freunde sind tot, und noch viel mehr sehen so elend aus, als hätten sie nicht mehr lange zu leben. Weite Landstriche fand ich entvölkert, die Felder unbebaut, die Dörfer „tot“.

Ich komme eben von einem Besuche in Makuzi. Dort ist die Luft dick voll fliegender Heuschrecken, der Boden ist ganz schwarz davon. Die jungen, eben aus dem Ei gekrochenen, bedecken den Boden in Millionen und fangen schon an, das bißchen Korn zu fressen, welches die ausgewachsenen übrig gelassen haben. In der Njika, dem unbebauten Landstriche zwischen der Küste und dem Usambara-Berglande, schwärmt die Luft, der Boden und das Gras von Heuschrecken in jeder Entwicklungsstufe. An den Nachmittagen besuchte ich verschiedene Dörfer in der Umgegend. Wo früher die Weiber fröhlich ihr Korn zum Abendbrot in den Mörsern stampften, da schleppen sie jetzt Bündel von Weidenruten heran, pflücken die Blätter ab und kochen sie.

Viele Familien verlassen das Land in

der Hoffnung, anderswo Nahrung zu finden. Leider trägt sie diese Hoffnung gar oft. „Hunger, Hunger,“ das ist der Lagerruf, der jetzt durch die verödeten Gänge hallt. „Hunger“ ruft der Mann, besonders der Träger; gebeugt unter seiner Last schleppt er seine müden Beine über Hügel und Thal, über Fels und Schlucht, bis er endlich vor Hunger und Müdigkeit erschöpft sich im Schatten eines Baumes hinstreckt, um sich nicht wieder zu erheben. Unlängst sind in einer Karawane 137 Mann unterwegs vor Hunger gestorben.

Die beiden englischen Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika haben schon seit Monaten angefangen, Sammlungen für die schwer heimgesuchten Gebiete zu veranstalten. Sie betonen aber nicht mit Unrecht, daß in erster Linie die deutschen Christen berufen seien, ihren sterbenden Schutzbefohlenen zu helfen. Mit einem Zwanzigmarkstück ist es möglich, hundertsechzig Personen einen Tag zu speisen. Sollten sich nicht begüterte Missionsfreunde finden, die dem Herrn an diesen Elenden zu dienen willens wären? „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist.“ — Die Geschäftsstelle der „Evang. Missionen“, C. Bertelsmann in Gütersloh, ist gern bereit, Gaben entgegen zu nehmen.

Quittung.

Bei der Geschäftsstelle der „Evang. Missionen“ sind ferner folgende Liebesgaben eingegangen für **Gohner'sche Mission**: 3. in 3. 3 M.; 3. Fr. in D. 4 M. (zu 368,50 M.) Herzlichen Dank. Gütersloh, 5. Sept. 1895. **C. Bertelsmann.**

Inhalt: Hering: Das Land der aufgehenden Sonne. — Richter: Die Unruhen in China u. das Plutbad von Kutscheng. — Rottrott: Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Kol.-Mission. — Die Mission im Lichte der Bibel. — Vermischtes. —

Aloys Maier in Fulda,

Harmonium-Magazin

(gegr. 1846)

empfiehlt als Specialität:

Tropenländer-

Harmoniums,

speziell für tropisches Klima gebaut, in allen Teilen verschraubt und vernietet, zum Preise von

Mk. 210. 240. 275. 480. 580.

Denkbar größte Widerstandsfähigkeit gegen Hitze, Feuchtigkeit u. Insekten.

In Vorbereitung:

Kleines zerlegbares, leicht transportables Instrument, speziell für Innerafrika.

Ich gewähre der Mission hohen Bar-Rabatt und bitte illustrierte Prospekte gratis zu verlangen.

Für 12 Mark

mit gutem Kasten, Bogen, Stimmpleiße sowie vorzüglicher Schule zum Selbstunterricht u.

Fr. Miether,
Hannover, Steinhofeldstraße 19.

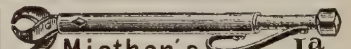
Für Hausfrauen!

Annahme aller Wollsaßen aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- und Mantelstoffen, Damenußen, Putzstoffs, Strickwolle, Portieren, Schlaf- und Teppichdecken, d. den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch

R. Eichmann,
Balkenstedt a. Garz.

Leistungsfähigste Firma.
Must. umgehend franco.

verkaufe meine
feine Stradua-
rins-Bioline
zum Selbst-



Miether's **1a**
Automatischer Kistenöffner.

Kistenschoner, Zeit-, u. Stiftenparer aus feinst. Gußstahl geschmiedet, keine gegoss. Massenware; die amerik. u. engl. Fabrikate an Güte u. Haltbarkeit übertreffend. Anschaff. macht sich nach kurzem Gebrauche bezahlt. Zahlr. Anerkennungschr. liegen vor. Preis per Stück **5,50 M.** inkl. Verpackung. Agenten u. Wiederverkäufer überall gesucht.

D. Miether, Hannover. A. V.

Emmerstraße 5.

Die Mission in der Schule.

Ein Handbuch für den Lehrer von **D. G. Warneck.** 6. Aufl.

2 M., geb. 2,50 M. (Mit der Missions-
karte v. Heilmann 2,70 M., geb. 3,20.)

Herausgegeben von Pastor **Julius Richter** in Rheinsberg (Mark).

Druck und Verlag von **C. Bertelsmann** in Gütersloh.



Erscheint monatlich. Preis jährlich 3 M. (4 Fr.), frei ins Haus 3,20 M.

Nr. 2203 des Post-Zeitungs-Katalogs für 1895.

I. Jahrgang.

1895.

November.

Pastor Fabers Mohammedaner-Mission.

Vom Herausgeber.

Im Sommer 1892 führte den begeisterten Vertreter der Judenmission, Pastor Faber aus Tschirma bei Greiz, sein Weg nach Persien, um dort die zerstreuten Überreste des jüdischen Volkes kennen zu lernen. Im Nordwesten dieses Landes fand er am Ostabhange des Berges Ararat eine herrliche Alpenprovinz, in welcher nach strenger Winterkälte eine entzückend schöne Frühlingszeit und ein kurzer, glühend heißer Sommer folgten. Neben großen, öden Hochsteppen fand er tief eingeschnittene Thäler und von ewigem Schnee bedeckte, unersteigliche Bergriesen. In majestätischer, hehrer Pracht erhebt sich über alle andern Berge der Ararat, ein Berg von unvergleichlicher Schönheit und Großartigkeit. Unmittelbar aus der Hochebene aufsteigend, ragt er, durch eine silberweiße Eis- und Schneefrone geschmückt, in das tiefe

Blau des orientalischen Himmels. Eines Tages kam Pastor Faber zu dem Kurden-scheich Gül Baba bei Sautschbulak, etwa zehn Meilen südlich von dem großen Urumia-See. „Der Scheich ging uns,“ erzählt er, „wie einst Abraham seinen Gästen mit seinem Hofstaat von Derwischen einige Schritte vor die Thür seines Hauses entgegen. Er hieß ein Schaf schlachten und bewirtete uns in seinem schönen Hause aufs beste. Bevor wir zu essen begannen sagte er zu meinem großen Erstaunen: „Ehe wir diese Speise genießen, wollen wir gedenken an Jhren Jesus, von dem ich gelesen habe, daß er immer, ehe er das Brot brach, Gott dankte.“ Meine Überraschung wuchs, als der Scheich nach Beendigung des Mahles, das wir natürlich auf der Erde sitzend mit den Händen eingenommen hatten, sein seidenes Ober-

gewand auseinanderflog und aus seiner Tasche ein zerlesenes persisches Neues Testament holte. Im Laufe des Gespräches merkte ich bald, daß der Scheich das Neue Testament ganz genau und vielleicht besser als mancher Christ kannte.

der mohammedanischen Sekte der Babis gehörten und das Neue Testament eifrig lasen. Diese Erfahrungen weckten in ihm die Überzeugung, daß im nordwestlichen Persien eine offene Thür für das Evangelium sei, und trieben ihn dazu, für eine



Christian Köpfe.

Also mitten in dem fanatisch mohammedanischen Persien fand Pastor Faber einen mächtigen Kurdenscheich, der dem Reich Gottes sehr nahe war, ohne daß er bisher mit irgend welchen Missionaren in Verbindung gestanden hatte. Faber begegnete auch weiter andern Persern, die zu

Mission unter den Mohammedanern Liebe und Verständnis zu wecken. Die deutsche evangelische Christenheit konnte einen solchen Weckruf gar wohl brauchen; denn für die 175 Millionen Mohammedaner, fast den achten Teil aller Erdbewohner, war seitens der deutschen evangelischen Mission



Der Berg Ararat.



Perfergruppe auf dem Bughda meidani (Weizenmarkt in Urumia).
(Nach einer von Chr. Köhler am 14. Febr. 1895 aufgenommenen Photographie.)

noch so gut wie nichts gethan; ja, es war die Meinung weit verbreitet, daß jede Mission unter den Mohammedanern von vornherein aussichtslos sei.

Am 12. November 1893 hatte Pastor

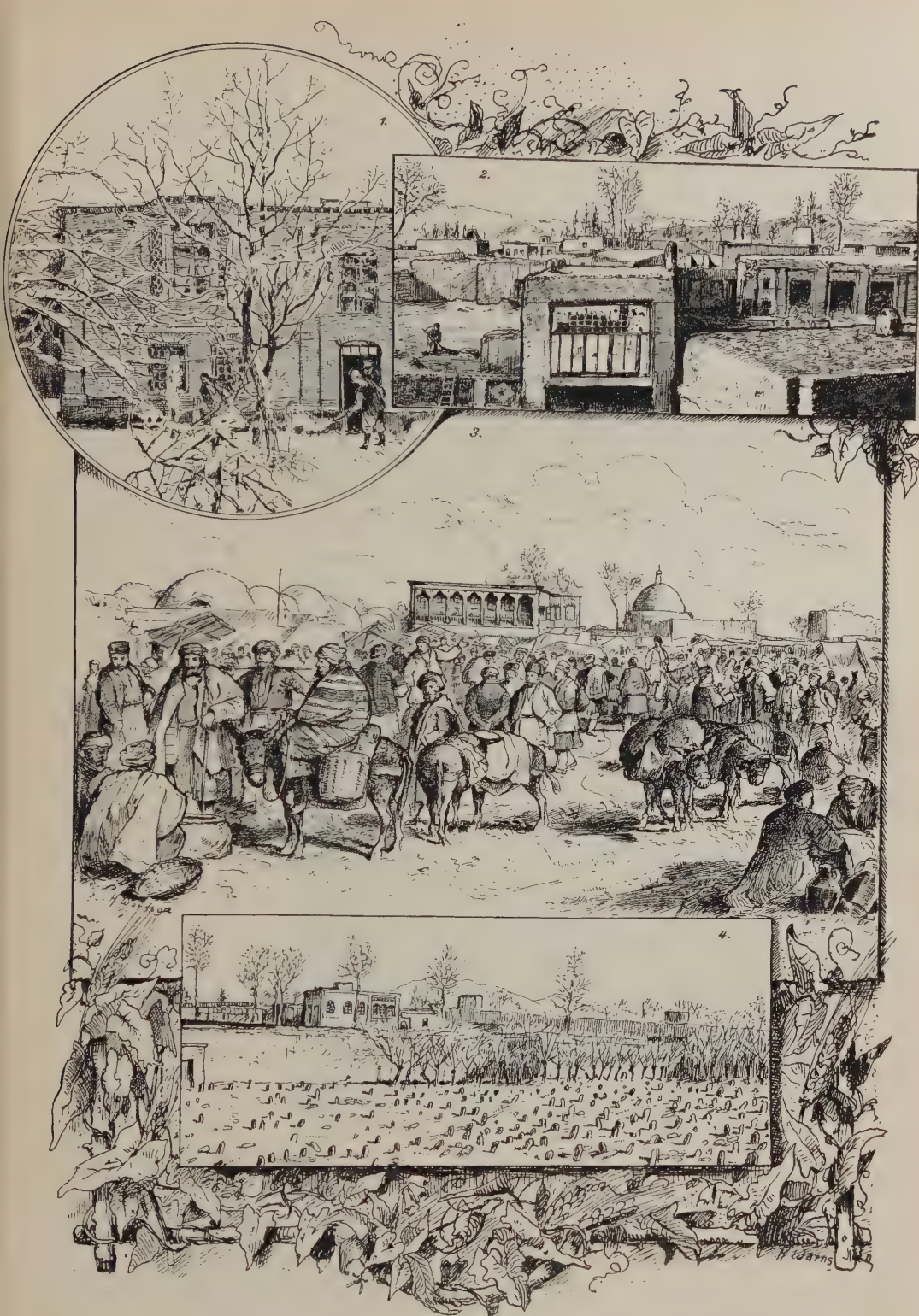
wohlbehalten in der großen Stadt Urumia am Urumia-See an, wo sie vorläufig ihren Aufenthalt nehmen wollten, bis sie Land und Leute, Sprache und Sitten gründlich kennen gelernt hatten. Der Anfang ihrer



Die große Moschee in Urumia. (Nach einer von Chr. Köhle angefertigten Photographie.)

Faber die Freude, die beiden jungen, begabten Theologen Dr. Zerweck und Köhle zu Missionaren für die mohammedanischen Kurden in Persien abzuordern. Sie kamen nach einer langen und beschwerlichen Reise

Missionsarbeit war sehr hoffnungsvoll. Fast von dem Tage ab, wo sie die persische Grenze überschritten hatten, suchten Leute sich ihnen zu nähern, die ein Verlangen nach dem Wort der Wahrheit hat-



Aus Arumia.

1. Köyle's Haus in Arumia. Im Februar 1895, drei Wochen vor seinem Tode, von ihm selbst aufgenommen nach einem in Persien seltenen starken Schneefall. Der in der Thüre stehende Mann ist der treue Arbeitsgenosse Köyle's, Hilfsmitt. David Jemait.
2. Ansicht von Köyle's Haus auf die benachbarten Dächer.
3. Der Weizenmarkt (Baghda melani) in Arumia. Im Hintergrund links die Gewölbe des Bazar's. Mitten das Haus des Vollweizenhändlers. Rechts das Kuppelgebäude die große Moschee (Dschuma Mazdschid).
4. Muhammedanischer Erdbhof in Arumia.

(Nach photographischen Aufnahmen Köyle's gezeichnet von F. Warns.)

ten. Bald lernten sie sogar hochangesehene Mohammedaner kennen, die mit dem Is-lam gänzlich gebrochen hatten und sich nur durch die Furcht vor dem Märtyrertode von dem öffentlichen Übertritt zum Christentum abhalten ließen. Es war und ist leider auch heute noch in Persien durch Gesetz bei Todesstrafe verboten, durch die

den vor dem Fanatismus der mohammedanischen Mollahs oder Religionslehrer sicher zu sein. Aber trotz dieser offiziellen Feindschaft gegen das Christentum fanden Dr. Zerweck und Közle offene Thüren und hatten ein Jahr lang eine sehr befriedigende Wirksamkeit.

Da traf plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel am 11. Februar 1895 ein Schreiben aus Teheran, der Hauptstadt Persiens, bei ihnen ein, welches sie beide des Landes verwies. Binnen vier Wochen hätten sie das Land zu räumen, widrigenfalls sie mit Gewalt hinausbefördert würden. Wie war das zugegangen? Ein wohlmeinender Berliner Kommerzienrat hatte in bester Absicht dem persischen Gesandten in Berlin die Flugblätter Pastor Fabers über die Mohammedaner-Mission übergeben, um ihn auf die evangelische Mission in Persien aufmerksam zu machen. Dieser aber, ein überzeugter Mohammedaner, hatte darin eine Gefährdung d. Staatsreligion seines Heimatlandes erblickt und hatte deshalb in Teheran Lärm geschlagen.

Der Ausweisungsbefehl traf mitten im rauhesten Winter, der ungesundesten Reisezeit, ein; und wenn



Ein kaukasischer Mohammedaner.

Taufe zum Christentum überzutreten. Und alle, die bisher gewagt haben, öffentlich den Namen Jesu zu bekennen, haben es mit dem Tode büßen müssen. Nur der Scheich Gül Baba, der bald nach der oben erzählten Zusammenkunft mit Pastor Faber sich öffentlich als Christ zu erkennen gegeben hatte, schien durch seine Machtposition an der Spitze von 5—6000 Kur-

schon im Sommer bei den schlechten Wegen das Reisen in Persien unbequem ist, so war es jetzt im Winter geradezu gefährlich. Die starke Gesundheit Közles wäre diesen Strapazen gewachsen gewesen, aber der Typhus ergriff ihn vor der Abreise und streckte ihn nach nur zehntägiger Krankheit am 8. März 1895 auf das Totenbette. „Fallen wir,“ so hatte er in einem seiner letzten Briefe

geschrieben, „so werden andere hinter uns aufstehen, und über unsere Leiber hinweg schreitet die siegende Fahne Jesu Christi.“ Er ist wie ein wackerer Streiter auf dem Vorposten gefallen, ein edles Erstlingsopfer für die Sache Persiens!

Pastor Faber gab die Hoffnung, in den religiös angeregten Kreisen Persiens mit der Predigt des Evangeliums festen Fuß zu fassen, noch nicht auf. Er reiste selbst noch einmal nach dem Orient, um in Tiflis mit dem ausgewiesenen Pastor Dr. Zerweck Rat zu halten, wo jetzt am besten der Hebel anzusetzen sei. An geeigneten Missionaren war kein Mangel, die bereit waren, in die durch Rözles Tod gerissene Lücke zu treten. Auch ein Bruder des berühmten Berliner Chirurgen von Bergmann, ein Pastor aus Transkaukasien stellte sich für diese schwere Mission zur Verfügung.

Da traf die junge Mission ein neuer, schwerer Schlag. Der Kurdenscheich Gül Baba, der mächtige Freund und Beschützer der Missionare, erlag dem Stahl eines aus Teheran gesandten Meuchelmörders. Auch er hat trotz seiner hohen Stellung den Übertritt zum Christentum mit dem Tode büßen müssen, ein Streiter für die Sache der Mission in Persien weniger, ein Märtyrer mehr vor dem Throne Gottes.

Solange der Fanatismus der persischen Behörden noch jede Wassertaufe in eine Bluttaufe zu wandeln weiß, solange das Gesetz in Persien nicht aufgehoben ist, welches jeden Übertritt zum Christentum mit dem Tode bestraft, stehen wir leider in Persien trotz aller vorhandenen Bereitwilligkeit, das Evangelium zu hören, vor einer verschlossenen Thür. Fabers Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, der deutsch-evangel. Christenheit die Mohammedaner-Mission auf das Herz und Gewissen gelegt

zu haben. Wenn die rheinische Mission unter den Mohammedanern Sumatras ein überaus hoffnungsvolles Missionsfeld findet, wenn die Missionsarbeit unter den 57 Millionen Mohammedanern Indiens, sowie in Afrika kräftiger aufgenommen wird, so sind das alles Bestrebungen, die von Faber neuen Anstoß empfangen haben: Gott will es! den Mohammedanern das Evangelium!



Gott will es! Den Mohammedanern das Evangelium!
H. Faber.

Anm.: Die Freundlichkeit Pastor Fabers hat uns in den Stand gesetzt, unsern Lesern mit einer Reihe von neuen, schönen Bildern ein anschauliches Bild von Urumia, der Wirkungsstätte seiner Mohammedaner-Mission, zu geben. Die Bilder haben ein doppeltes, schmerzliches Interesse dadurch, daß sie nach Originalphotographien hergestellt sind, die der selige Pastor Rözle kurz vor seinem Tode aufgenommen hat. Gaben für die Mohammedaner-Mission bitten wir entweder an Pastor Faber, Berlin, Wilmersd. Str. Nr. 9 oder an die Geschäftsstelle dieses Blattes zu senden.

Allerlei aus dem Kafferlande.

Von C. Buchner, Missionsdirektor der Brüdergemeine.

Bei der Anzeige meines Reiseberichts: „Acht Monate in Südafrika“ hat der Herausgeber etwas von der Geschichte des braven Elias Mzutu berichtet. Dieser Tembujüngling wurde von seinem Vater, einem „roten“ Heiden, zu Missionar Baudert gebracht, damit er ihn im Christentum unterrichte.

Mzutu besuchte fleißig Schule und Kirche, trotzdem er jedesmal 2—3 Stunden scharf zu reiten hatte, ward getauft und mehr noch, ein lebendiger Zeuge Jesu. Was er am eigenen Herzen erlebt, das predigte er von Kraal zu Kraal, und schon damals, als ich zum Besuch in Baziya war, wirkte er treulich für seinen Herrn. In der Nähe seines Kraals lebte ein heidnischer Mann, der zwar seiner Frau erlaubt hatte, europäische Kleider zu tragen und die „Schule“ (Kirche) zu besuchen, der aber für seine Person „roter“ Heide blieb und bleiben wollte. Als ich nun bei Gelegenheit meines Besuchs zum erstenmal in Baziya predigte, forderte Elias ihn wie manche andere auf, mitzukommen, der „große Lehrer“ aus Europa werde predigen. Mpili — so hieß der Heide — kam, von Neugierde getrieben. Jetzt, vor seiner Taufe, hat er Miss. Baudert folgendes erzählt: Ich kam in meiner roten Decke und hörte zu. „Ich hörte und hörte, und ich fand, daß der Mann wirklich die Wahrheit sagte, die Wahrheit, die ich in meinem Herzen fühlte. Als ich nach Hause kam, ging ich, ohne von jemand gesehen zu werden, an den Fluß und wusch meine rote Decke, nahm die nasse Decke in meine zwei Hände und wand sie aus mit aller Kraft. Die rote Farbe — welche die Kaffern durch Beschmieren mit roter Erde erzeugen — tropfte ins Wasser. Ich aber lachte laut und sagte: Da lauf, du roter Dreck, den Fluß hinunter, du kommst mir nicht mehr auf den Leib. Nachher ging ich mit der weißen Decke nach Hause. Die andern aber fingen an zu lachen und zu spotten: O, du willst dich wohl auch bekehren? Ich antwortete: Nein, aber ein Mensch hat auch seinen Stolz; wenn man neben gekleideten Menschen sitzt und sieht dann so schmutzig aus, das ist häßlich! Ja,

aber den nächsten Sonntag war ich wieder mit Elias in der Kirche, in der weißen Decke. Dann kaufte ich Kleider.“ — Der Umgang mit Elias vollendete das begonnene Gotteswerk, bald war er regelmäßiger Besucher des Taufunterrichts, obgleich er sich für seine im Dienst eines Europäers gethane Arbeit im Wald jedesmal einen Stellvertreter mieten mußte, und nun ist er seit dem 30. Juni ein Glied der christlichen Kirche. Das ist aber nicht die einzige Frucht der Thätigkeit des Elias. Er hat es seinem heidnischen Häuptling Sandili abzurufen verstanden, daß dort auf dem Umyoloberge mitten in der vom Licht des Evangeliums ganz unberührten Umgebung eine Schule steht, in der er Unterricht erteilt. Er ist ganz in den Dienst unserer Kirche als Evangelist getreten, und schon singt dort eine kleine Christengemeine, gesammelt aus dem bisher völlig heidnischen Stamm der Gwati, sonntäglich dem Herrn ihre Loblieder. —

Aber freilich immer geht es auch dort nicht im Sieg und Segen. Elias hat manches recht Schwere durchzukämpfen in seinem persönlichen wie in seinem amtlichen Leben und Wirken. —

Davon erzählt Miss. Baudert:

Elias hatte vor einigen Wochen recht schwere Zeiten durchzumachen, durfte aber auch wunderbare Durchhilfen erfahren. Sein Vater wurde an Fieber todkrank. Da die von uns verabreichten Medizinen nicht sofort halfen, entschlossen sich die heidnischen Verwandten des Elias, eine kaffrische Doktorfrau zu rufen. Sie kam und sagte, der alte Mann sei deswegen so krank, weil sein Urgroßvater, der schon längst tot ist, hungrig sei. Er müsse den von ihr näher bestimmten gelben Ochsen haben, der müsse getötet und ihm dargebracht werden. Geschähe dies nicht, dann würde der Tote den alten Mann zu sich ziehen, und er müsse sterben. Mit diesem Ausspruch kamen nun die Verwandten zu Elias als dem ältesten Sohne, daß er den Ochsen hole und schlachte. Elias sagte zu mir: „Ich erschrak arg, denn ich wußte, wenn ich das thue, kann ich nicht mehr

Evangelist sein, denn das sind heidnische Sachen. Thue ich es aber nicht, und mein Vater stirbt, so werden sie alle sagen, daß ich sein Mörder bin. Daher betete ich sehr viel, daß Gott mir helfen möge, und er hat es gethan.“ Mehrere Tage sprach nun der alte Vater, dem man von jenem Ausspruch der Frau nichts gesagt hatte, kein Wort. Da ließ plötzlich der Alte eines Tages — es war fast noch Nacht, um den ersten Hahnenschrei — seine Kinder in seine Hütte an sein Bett rufen. Als sie alle erschienen, erklärte er ihnen, er ginge jetzt weg, er wolle aber nicht, daß sie ihm sein Grab an der Kraalthür machten, wie es bei heidnischen Kaffern Brauch, und Stöcke hinsteckten, die kein Mensch berühren dürfe; sie sollten ihn irgendwo begraben, und wenn sie über seinen Kraal pflügen wollten, sollten sie es ruhig thun. Diese Worte, die aller Sitte der Kaffern und ihren heidnischen Anschauungen entgegen waren, gaben Elias den Mut, vor seinem Vater und allen seinen Geschwistern ein Zeugnis abzulegen. Er erzählte, was jene Frau gesagt, und betonte, daß er als Christ solche heidnische Dinge nicht thun dürfe und wolle. Dann forderte er seinen Vater auf zu reden. Darauf antwortete der Vater mit vernehmlicher Stimme, daß er dem ganz zustimme, was Elias sage. Elias könne nun, da er Gottes Wort angenommen, solche Dinge nicht mehr treiben, auch wolle er, der Vater, keine Medizin von den Kaffern, sondern nur solche, die Elias von den Lehrern bringe. „Du kannst dir denken,“ sagte Elias zu mir, „wie froh ich war, als ich diese Worte hörte, und wie ich Gott zu danken hatte, daß mein Vater nun vor allen Menschen mich frei machte.“ Der alte Mann ist danach wieder genesen und jetzt ein fleißiger Besucher der Gottesdienste, die sein Sohn hält. —

Auch in der Arbeit fehlt es dem Elias nicht an Hindernissen, doch auch hierbei darf er Gottes Wunderhand und sein Walten sehen. — Wie gern hätten wir neben der Schule bei Sandili auch ein Kirchlein gehabt! Aber zwei hindernde Dinge standen im Weg. Die Mission ist unsers Herrgotts „Bettlerin“ und lebt von den Almosen, die er ihr durch seine Kinder zufließen läßt. Bei den so großen Unkosten unserer Mission überhaupt, und

nicht am wenigsten der afrikanischen, hatten wir nicht den Mut, den vielen notwendigen Ausgaben noch diese hinzuzufügen. Dann aber war es auch sehr zweifelhaft, ob der Häuptling Sandili, dem eigentlich schon die Schule ein Dorn im Auge ist, auch noch den Bau einer Kirche gestatten werde. Heute können wir melden, daß beide Schwierigkeiten — wir können nicht anders sagen als: wunderbar — gehoben sind. Ein lieber Freund in England sandte uns 100 Pfd. Sterl. (2000 M.), die zum sofortigen Bau einer Kirche zu verwenden seien, die „aus allgemeinen Missionsmitteln zu bauen wir Bedenken tragen“. So war die eine Schwierigkeit verschwunden. Nicht so schnell und leicht ließ sich die andere beseitigen.

Wie es damit zuging, lassen wir uns wieder von Miss. Baudert erzählen:

Sandili zeigt einen entschiedenen Widerwillen gegen das Wort Gottes. Er besitzt gar nichts von dem aristokratischen Wesen, das die Tembuhhäuptlinge, Dalyndiebo, Gobinamba u. s. w. haben. Er ist ein grober Klotz, und sein Unwille gegen uns kommt grob und ungeschliffen heraus. So auch hier wieder. — Als ich von der Si-Loer Konferenz zurück kam, erzählte ich Elias von der Gabe von 100 Pfd. Sterl. zum Bau der Kirche. Du hättest das vergnügte Gesicht und die blitzenden Augen sehen sollen! Wir sandten zu Sandili Botschaft, daß wir am 16. Mai zu ihm kommen würden. Elias und Paulus (ein anderer Christ) waren auch geladen, Sandilis Söhne ebenfalls, doch kamen sie nicht. Sandili saß allein in seinem Kraal mit einem Ratzmann. Ich teilte ihm diese große Sache mit, aber sie machte gar keinen Eindruck auf ihn; mit bösem und brummigem Gesicht hörte er alles an, und als ich ihn schließlich bat, da er den Platz für die Schule gegeben, doch nun auch den Platz uns zu zeigen, wo die Kirche stehen solle, antwortete er: „Nein, meine Männer, meine Söhne sind nicht da, ohne ihre Zustimmung kann ich nichts thun. Geht nach Hause, ich werde euch wissen lassen, was beschlossen ist.“ Auf den Einwand, daß der Geber wünsche, der Bau möge sofort begonnen werden, antwortete er gar nichts. Auch die Bemühungen des Elias und Paulus waren vergeblich, wir wurden alle sehr ungnädig entlassen, und ich ging

recht betrübt nach Hause. Nicht gerade zum Troste gereichte es, was Elias mir nach einiger Zeit erzählte, daß Sandili seinen Leuten gesagt habe, er glaube kein Wort von dem, was ich ihm berichtet habe; es sei eine Falle, die ich ihm stelle; wenn er die Erlaubnis zum Kirchbau gegeben habe, würde ich dann die Kosten dafür von ihm fordern; auch den Worten des Elias und Paulus glaube er nicht.

Was nun? Ohne Sandilis Erlaubnis konnte ich keinen Schritt weiter thun, und wie war dieselbe zu erlangen? Da kam mir in den Sinn an Thomas Poswano in Engcobo zu schreiben und ihn um Hilfe zu bitten. Dieser Mann, ein Kaffer, ist die rechte Hand des dortigen Magistrats und von ihm über alle Häuptlinge der Swati gesetzt. Die Swati, als Rebellen im letzten Krieg, stehen unter besonderer Aufsicht. Zugleich ist Thomas ein treuer Christ und ein sehr geschätzter Helfer des Rev. Waters. An ihn also schrieb ich. Ohne daß ich davon Kenntnis hatte, verhandelte er in der Sache eingehend mit Sandili und seinen Söhnen. Ich aber wartete von einem Tage zum andern auf einen Bescheid von Sandili. Da — es war der 29. Juni — finde ich ganz früh, als die Sonne eben aufgegangen war, in unserer Küche einen Kaffernjungen sitzen, in ein Schaffell eingewickelt, der nichts sagt als: „Du bist gerufen heute an den Kentu (einen Fluß am Umholo), Poswano ist da — er sendet mich!“ Es paßte mir herzlich schlecht; ich hatte Unterricht für die auf den nächsten Tag anberaumte Taufe, dazu sollte die Predigt noch präpariert werden, doch ich verschob alle diese Arbeiten auf den Abend und machte mich sofort auf den Weg nach dem Kentu. Die Lösung hieß: „Siehe, ich habe dich auch in diesem Stücke angesehen,“ und dies Wort erfüllte sich herrlich.

Als ich ankam, traf ich schon Poswano und alle unsre lieben Gläubigen mit Frauen und Kindern, auch hatte Poswano mehrere andere Swatihäuptlinge mitgebracht. Zunächst hatte ich eine angenehme Unterredung mit Poswano, Elias, Paulus und unserm Lehrer Ben Mazwi, der mich begleitet hatte, dann begrüßten wir Sandili, der in der Nähe mit seinen Leuten saß. Dann gingen wir — es mochten etwa 40—50 Menschen sein — hinüber zur Schule.

Hier hielt Poswano eine herrliche Rede, wie der wunderbare Gott die Herzen regiere, daß jemand in England, den man gar nicht kenne, solch ein Geschenk an Sandili gäbe. Heute sei er, Poswano, das Auge Sandilis, seine Hand und sein Mund und gebe an diesem Tage im Namen Sandilis der Moravian Church — der Brüdergemeinde — dies Stück Land neben der Schule, 80 Schritt lang und 80 Schritt breit, und er hoffe, daß der Segen Gottes dies Werk begleiten werde. Nach ihm sprach Sandili sich dahin aus, daß das, was Poswano gesagt habe, wahr sei, daß er aber kein Geld geben werde, um den Bau auszuführen. Nun war die Reihe zu sprechen an mir. Ich dankte natürlich so ausführlich als möglich, wie es bei solchen Gelegenheiten unter Kaffern üblich ist; in meinem Herzen aber pries und lobte ich den Herrn, der alles so schön geleitet und uns wirklich in diesem Stücke angesehen hatte. Danach sprachen noch einige Häuptlinge auch Ben Mazwi. Wir waren alle sehr vergnügt. Den Schluß machte ich mit einem Gebete. Nachher versammelten sich viele in Paulus' Haus, wo die Frauen des Elias und Paulus ein Mittagsmahl bereitet hatten, aus Kartoffeln und gekochtem Fleisch bestehend, dazu tranken wir den von mir mitgebrachten Thee und waren überaus fröhlich. Poswano aber sagte zu Sandili: „Wenn das Haus eingeweiht wird, gebe ich einen Ochsen, und du mußt auch einen geben, damit wir vergnügt essen können.“ Viele Häuptlinge versprachen zur Einweihung zu erscheinen. Der Bau soll sofort begonnen werden.

Auch in der Heidenwelt hat der allmächtige Gott „Weg allerwegen“, Macht, Hindernisse hinwegzuräumen, das sehen wir auch aus dieser Erzählung. Es fehlt an solchen Schwierigkeiten niemals auf dem Missionsgebiet, Gott Lob, daß wir einen solchen starken Heiland haben! An den wollen wir in der Brüdergemeinde uns halten bei der Schwierigkeit, die uns der hohe Fehlbetrag von 109 000 Mk. bereitet, in dieser Zeit zumal, da der Herr uns so viele Thüren aufthut und so viele unabweisbare Anforderungen an uns herantreten, wie z. B. die: für jene Kaffern eine höhere Schule zur Ausbildung eingeborner Lehrer und

Geistlichen zu errichten, ein sehr kostspieliges Unternehmen. — Gehst du aber in dein Kämmerlein und denkst dort auch der Missionsarbeit, so lege bei unserm Herrn

auch ein gutes Wort ein für Elias und seine Arbeit am Kentu auf dem Umyoloberge, sowie für unsere gesante Arbeit im Tembu- und Hlubilande.

Ein afrikanischer Krieg.¹⁾

Von Missionar Hermann Schloemann in Malokong (Transvaal).

I. Die Veranlassung zum Kriege.

Es war an einem Sonnabend Nachmittage im April des Jahres 1883. Die junge Missionarsfrau war erst vor wenigen Tagen aus Deutschland auf der Missionsstation eingetroffen. Es galt, sie sobald

so stellte er sie damit unter seinen persönlichen Schutz, und sie konnte im wilden Heidenlande ebenso sicher leben als in der fernen Heimat. So fuhren wir denn im Ochsenwagen, begleitet von einer Schar Christen unserer Station Malokong, zur



Die Kirche zu Malokong.

Davor die eben aus der Kirche heraustretende Gemeinde: Ganz vorne Schulkinder, dahinter die Frauen und erwachsenen Mädchen, im Hintergrund die Männer. Rechts und links Oleander- und Maulbeerbüsche. — Links oben die Schule.

als möglich dem Oberhäuptlinge des Landes vorzustellen. So verlangte es die Volkssitte. Empfang der Gewaltige sie gnädig,

¹⁾ Nicht die Bedeutung der politischen Ereignisse ist es, um deren willen uns der nachfolgende Aufsatz interessiert. Die Geschichte ist über sie längst zur Tagesordnung übergegangen. Aber es liegt uns daran, aus den Gebieten unserer größten Missionsgesellschaften anschauliche Schilderungen von Land und Leuten zu bringen, und zwar nicht in der Form langatmiger Aufzählungen, sondern im kurzgeschürzten Gewande geschichtlicher

Hauptstadt Thutloane, um dem Matebelenfürsten Massebe unsern Besuch zu machen. Er war einer der mächtigsten und gefürch-

Erzählungen. Unser Aufsatz führt uns nach der südafrikanischen Republik (Transvaal) in den Wirkungskreis der Berliner (1) und der Hermannsbürger Mission. Möchte es gelingen sein, unsern Lesern ein anschauliches Bild von den verworrenen Verhältnissen dieser heidnischen Gebiete vor die Augen zu führen und dadurch ihre Teilnahme für diese gesegneten Missionsarbeiten von neuem zu beleben.

tetsten Raffernhäuptlinge Nordtransvaals und wohnte auf einem steilen Felskegel, da, wo der Mohalaloenafluß die Waterberge durchbricht, um in trägem Laufe seine Fluten durch die dürre nordtransvaalische Tiefebene dem Limpopo zuzuführen.

„Koloi! Koloi!“ (ein Wagen!) so klang es uns aus frischen Kinderkehlen melodisch entgegen, als wir uns dem steilen Häuptlingsberge näherten. Bald erblickten wir hier und da auf Felsvorsprüngen kleine, nackte Gestalten, welche uns diesen Gruß zuriefen. Die Ankunft eines Wagens war ihnen ein seltenes und darum erwünschtes Schauspiel. Am Fuße des Berges verließen wir den Wagen und machten uns an den nicht leichten Aufstieg.

Als wir oben ankamen und die schmale, zwischen runden Raffernhütten sich hindurchwindende Straße der Hauptstadt erreichten, verbreitete sich die Nachricht von unserer Ankunft wie ein Lauffeuer. Christen und heidnische Kirchgänger kamen zur Begrüßung auf uns zugelassen. Die kleinen Matebelenkinder tanzten vor Freuden um uns herum, und Heidenfrauen reckten neugierig ihre Köpfe über die Rohrzäunungen ihrer Hütten. Man sah, daß vielen eine weiße Frau eine neue und ungewohnte Erscheinung war. So zogen wir zur Hofhaltung des Häuptlings Massebe, welche am Ende der Hauptstadt, am Fuße einer steilen Bergkuppe lag. Er empfing uns in Gegenwart seiner großen Frau, der Mutter des jetzigen Häuptlings Bacheberg, und mehrerer Vornehmer des Volkes. War er sonst oft finster und mürrisch, heute war er die Freundlichkeit selbst. Noch mehr seine große Frau. Wieder und wieder fragte sie: „Bist du wirklich gekommen? Sehen wir dich mit unsern Augen? Herrin! Frau des Lehrers! Mutter der Gemeinde!“ und wie die Ehrentitel sonst lauteten. Dann wurde der neue Ankömmling von oben bis unten gemustert. Nase, Ohren, Anzug, alles wurde von den Leuten besprochen. Von der Fahrt auf dem großen Wasser und der langen Landreise mußten wir erzählen.

Wir überreichten unsere für den Häuptling mitgebrachten Geschenke und wurden von ihm mit etwas zu stark geratenem Kaffee bewirtet. Dann verabschiedeten wir uns von ihm, um die Nacht beim Wagen am Fuße des Berges zuzubringen. Doch

daraus wurde nichts. „Dort übernachten nur Fremde,“ sagte er, „ihr gehört zu den Unsern und seid hier zu Hause.“ Damit wies er uns einen Raum seines mehrzimmrigen, viereckigen Hauses als Quartier an. Dasselbe bot freilich nur eine mangelhafte Herberge. Wir mußten uns für die Nacht mit einigen Decken so gut einrichten, als es eben ging. Doch thaten wir das gern, war uns doch die Einladung zum Bleiben ein neuer Beweis der Huld und Gewogenheit unseres schwarzen Gebieters.

Wir ahnten nicht, daß sich wenige Minuten vorher eine wilde, verhängnisvolle Scene in der Hofhaltung Massebes abgespielt, und daß unser jetzt so freundlicher Wirt sich noch vor wenigen Augenblicken wie ein Rasender gebärdet hatte. Mit uns zugleich war nämlich eine Gesandtschaft des benachbarten Matebelenhäuptlings Makapan auf der Hauptstadt eingetroffen. Sie überbrachte die Nachricht, daß Maliffela, der älteste Sohn Massebes, welcher kürzlich zu Makapan geflohen war, von dort weiter in das Land der Weißen gewandert sei. Diese Mitteilung versetzte den Häuptling, welcher leider in diesen Tagen eine neue Sendung Branntwein von einem europäischen Händler erhalten hatte, in leidenschaftliche Wut. Er vergaß sich soweit, daß er sich an der Gesandtschaft vergriff. „Ihr seid Zauberer und Giftnischer,“ schrie er, „wäre Makapan ein Mensch, dann würde er mir meinen Sohn zurückgeschickt haben, anstatt ihn weiterziehen zu lassen. Diese Botschaft ist nichts als Hohn.“ Dabei ergriff er große Feldsteine, welche auf seiner Feuerstätte als Topfuntersätze dienten, und schleuderte sie auf die erschreckten Gesandten. Als diese unter Zurücklassung ihrer Waffen flohen, sandte er Krieger hinter ihnen drein, sie zu töten. Doch zum Glück entkamen sie.

Schon lange bestand ein gespanntes Verhältnis zwischen den beiden Matebelenhäuptlingen Massebe und Makapan. Doch bisher gelang es immer noch, Massebe von feindlichem Vorgehen zurückzuhalten. Um so bedauerlicher war es, daß er sich nun diesen Verstoß gegen alles Raffernrecht zu schulden kommen ließ, nach welchem jeder Gesandte völlig unverleßlich ist.

An einem der folgenden Sonntage ritt ich zu dem 3 Stunden südlich von Malosong wohnenden Volke von Machope und

verkündete in der Hauptstadt des Unterhäuptlings Isoro den Heiden Gottes Wort. Nach der Predigt versammelte ich in einer der Hütten eine Anzahl Heidenkinder, um mit ihnen einen Choral zu üben. Eine Geige, welche mir einer meiner Christen von Malokong nachgetragen hatte, unterstützte mich bei dieser nicht leichten Arbeit. Mitten im Unterricht trat ein Glied meiner Gemeinde, Paulus, herein und begrüßte mich. Da er verstört und aufgeregt aussah, fragte ich nach seinem Begehren. Da erzählte er, er sei mit seinen Genossen im nahen Gebirge von einer Schar Makapan-scher Krieger umzingelt und beschossen worden. Einer seiner Gefährten sei niedergeschossen. Das war die Antwort Makapans auf die Herausforderung Massebes.

Man sah, daß Makapan Sühne forderte für die schmachvolle Behandlung seiner Gefandten. Es wäre Massebe ein leichtes gewesen, seinen Gegner zu versöhnen. Er brauchte ihm nur einen Ochsen zu schicken. Seinem Häuptlingsstolze lag jedoch nichts ferner als dies. Im Gegenteil, er sann auf Krieg, um seinen Ruhm und sein Ansehen zu mehren; giebt es doch für einen afrikanischen Fürsten nichts Süßeres, als von den Kriegern und jungen Mädchen, wenn sie des Abends im Mondschein tanzen, als Sieger und Held besungen zu werden. Aber er wollte den Krieg nicht ohne die allgemeine Billigung seines Volkes beginnen; darum nahm er die Miene eines unschuldig Leidenden und großmütig Verzeihenden an. Er wußte gut, daß er seinen Gegner dadurch zu immer neuen Angriffen reizte und so die Erbitterung seines Volkes aufs höchste steigerte.

II. Die Kriegserklärung.

Als ich Ende Mai auf der benachbarten Station Matlale zu Besuch war, kamen eines Morgens reitende Boten meines Häuptlings dort an, welche mich zu ihm beriefen. Ich brach sofort auf und traf noch am selben Abend bei ihm ein. Ausgestellte Wachtposten und mehr als sonst im Hofe des Häuptlings herumstehende Waffen kündeten mir an, daß der Krieg beschlossene Sache sei. Am andern Morgen hörte ich von den Räten des Häuptlings, es sei für heute eine große Volksversammlung berufen. Von der Veranda aus sah

ich auch bereits die Krieger der nächsten Ortschaften unter Gefang anrücken.

Der weite Versammlungsplatz der Hauptstadt hatte sich mit einigen Tausenden wild aussehender Krieger gefüllt. Aus allen Teilen des weiten Reiches waren sie herbeigeströmt, Matebelen sowohl wie Bassuto. Ein Bruder des Häuptlings kam und kündigte ihm an, daß die Männer des Landes versammelt seien und seiner harreten. Der Häuptling ging mit mir hinab zum Versammlungsplatze. Es war ein eigenartiges, aber fesselndes Bild, welches sich mir darbot. Kopf an Kopf hockten die Krieger. Viele waren mit Gewehren bewaffnet. Andere trugen die landesüblichen Waffen, Speer, Schild und Streitart. Aus den Augen der Meisten sprühte wildes Kriegsfeuer.

Als Massebe unter seine Krieger trat, wurde er mit begeisterten Zurufen von ihnen begrüßt. „Wildes Tier! Zerbrecher der Menschen! Elephant! Herr aller Länder!“ und ähnlich klang es ihm von allen Seiten entgegen. Dann trat tiefe Stille ein. Aller Blicke waren auf den Gewaltigen gerichtet, und man lauschte, was er ihnen zu sagen hätte. Er erhob sich, rief einen Großen auf und teilte diesem mit, was er dem versammelten Volke wiederzagen sollte. Der Inhalt seiner Rede war ungefähr folgender: Der Häuptling Makapan wolle sich sein Land aneignen und ihn zu seinem Vasallen machen, wie man aus den Ereignissen der letzten Wochen sehen könne. „So habe ich, Massebe, beschlossen, dem Makapan zu huldigen und ihm Ochsen als Tribut zu zahlen; denn ich sehe, in meinem Reiche giebt es nur Weiber und keine Männer. Ich bin zu schwach, dem Feinde Widerstand zu leisten.“

Aus diesen Worten hörte man es heraus, daß sie nur dazu bestimmt waren, die Kampfeslust der Krieger anzuspornen. In Wirklichkeit ist Massebes Volk viel stärker als dasjenige Makapans. Von diesem Bewußtsein waren denn auch die Auslassungen der Versammelten getragen. „Ja, sende nur Ochsen,“ hieß es da; „aber glaube nicht, Häuptling, daß sie bei Makapan ankommen; wir werden sie unterwegs in Stücke hacken.“ — „Was bedeutet denn Makapan, er gebietet ja nur über ein kleines Dörflein. Wenn wir des Morgens von hier aufbrechen, dann haben

wir dasselbe mittags schon niedergebrannt.“ — „Gieb uns nur Gelegenheit dazu, dann fressen wir Makapan, daß nichts von ihm übrig bleibt.“ So und ähnlich lauteten die Übertreibungen der sich immer mehr in Begeisterung und Wut hineinredenden Menge. Während einer noch blutdürstiger sprach, als der andere, tanzten im Hintergrunde die Jünglinge ihre Kriegstänze.

Das war die Stimmung, welche der Häuptling für seine Kriegspläne brauchte. Als er sah, daß man allgemein für den

längst war man der langen Friedenszeit überdrüssig. Nun endlich war wieder Aussicht, reiche Beute zu machen und frohe Siegesfeste zu feiern. Und vor allem hatte man jetzt mal wieder Gelegenheit, sich durch Todesverachtung und Tapferkeit Ruhm und Ansehn beim Häuptling zu erwerben. Die Waffen wurden hervorgeholt, auf ihre Kriegsbrauchbarkeit hin gemustert, in stand gesetzt und geschärft. Die Mapela, jenes vom Zambesi her eingewanderte Völkchen der Waffenschmiede, hatten eine gute Zeit.



Kaffernkrieger.

Krieg war, gebot er Schweigen und sagte: „Haltet euch bereit; an einem der nächsten Tage will ich euch rufen.“ Ein Gebrüll wilder Freude folgte diesen Worten. Die junge Mannschaft sprang auf und durchmaß mit dem Rufe: „Makapan o kae?“ (Wo ist Makapan?) in wilden Sprüngen, Speere und Streitärzte schwingend, den Versammlungsplatz.

III. Der Krieg und seine Folgen.

Die Kriegserklärung rief im ganzen Lande Freude und Jubel hervor. Schon

Sie konnten die Aufträge zur Anfertigung von Speeren nicht alle befriedigen. Diejenigen Krieger, welche Gewehre besaßen, wurden abteilungsweise zur Hauptstadt befohlen, woselbst Massebe eigenhändig tagelang Zündhütchen, Pulver und Blei unter aufmunternden Worten an sie verteilte. Während man so für die Bewaffnung der Krieger sorgte, vergaß man auch die Befestigung der Städte und Dörfer nicht. Man fällte Dornbäume und schleifte sie nach Hause. Dort hieb man die Äste ab und stellte diese rings um das

Dorf her zu einem undurchdringlichen Walle zusammen, hinter dem oft nicht einmal die Dächer der Hütten zu sehen waren.

Auch die Grenze selbst wurde besetzt. Nicht etwa durch Wall und Graben, sondern durch gefürchtete Zauberzeichen. Die dämonischen Mächte der Zauberei und des finsternen Aberglaubens machten sich mehr als sonst bemerkbar. Die angesehensten Zauberer des Landes boten ihre ganze Kraft auf, um solche Zaubermittel zu ersinnen, welche stärker und wirksamer waren als diejenigen des Feindes. In Begleitung einer auserlesenen Schar Krieger trieben sie sich des Nachts an der Grenze herum oder versuchten bis zu den Dörfern der Feinde vorzudringen, um dort ihre Mittel niederzulegen. Und die im Aberglauben befangenen Eingebornen fürchten solchen heimlich zugetragenen Zaubertram, so lächerlich er auch erscheinen mag, mehr als Speer und Streitart. So fingen die hiesigen Zauberer eine Schildkröte, stachen ihr die Augen aus, zogen die Beine hervor und banden sie zusammen, sodaß das Tier außer Stande war, sich fortzubewegen. Dann versteckten sie es in der Umzäunung eines feindlichen Dorfes. Welch ein Schreck erfaßte die Bewohner bei der Entdeckung dieser Zauberei! Nun waren sie ja unfehlbar mit Blindheit und Hilflosigkeit geschlagen, falls es ihren Zauberern nicht gelang, ein noch wirksameres Zaubermittel herzustellen und ins feindliche Gebiet zu tragen. Die beiden wichtigsten Zauberszeichen befanden sich an der Grenze beider Reiche dicht bei einander. Die Leute Massebes hatten eine lange, dünne Stange in die Erde gepflanzt. Sie war mit Menschenfett bestrichen, an ihrer Spitze flatterte die Feder eines Aasgeiers im Winde und verkündigte den Feinden, daß ihre Leichname unfehlbar diesen gefräßigen Tieren zum Raube werden würden. Die Makapanschen hatten eine ähnliche Stange zwischen zwei Reihen kleiner Pflöcke quer über den Weg gelegt. Wer sie überschritt, sollte das feindliche Gebiet nicht lebend verlassen können.

Nun fehlte nur noch eins, nämlich die Waffenweihe und Starkmachung der Krieger. Zu dieser wichtigen Feier bestimmte Massebe einen der nächsten Tage, an welchem alle Krieger seines Reiches sich in der

Hauptstadt versammeln mußten. Die Abteilungen der einzelnen Unterhäuptlinge brachen in frühester Morgenstunde dorthin auf. Unterwegs bliesen die Mannschaften unablässig auf ihren kleinen, knöchernen Kriegspfeifen und Palasala-Hörnern. Dazwischen sangen sie ihre eintönigen, dumpfen Kriegsgefänge.

Der Jüngling ist wie ein Stier im Versammlungsplatze; seine Brust begehrt im Felde zu sterben.

Ihr Jünglinge haltet eure Totenlage, solange ihr noch lebt; wenn ihr fallt, ist niemand da, der euch beweinen kann."

Dabei führten sie beständig allerlei Manöver auf. Einzelne Krieger trennten sich von dem marschierenden Haufen, stürmten mit Windeseile unter wunderlichen Sprüngen, voran oder zur Seite, auf irgend einen Baumstamm oder Grasbüschel los. In einiger Entfernung von diesen Gegenständen standen sie plötzlich still und stuzten, als seien sie auf den Feind gestoßen. Dann duckten sie sich, sprangen wieder auf, fixierten den angeblichen Feind und stürzten sich mit erhobenem Speere ungestüm auf ihn. Oder sie wichen auch wohl aus, als wollten sie einen Hieb oder Stich parieren, stachen dann kräftig zu und machten dem Gegner durch einige Luftstreiche mit dem Kriegsheil den Garaus. Im Nu waren sie dann wieder in der Mitte ihrer Genossen.

Den Höhepunkt erreichte diese Darstellung des Kampfes bei der Ankunft in der Hauptstadt. Unter betäubendem Kriegslärm nahm schließlich der ganze Heerhaufen vom Versammlungsplatze Besitz. Dann trat Ruhe ein. Die Krieger ordneten sich zu einer dicht geschlossenen Abtheilung, indem sie mit den Waffen in der Hand an der Erde hockten. Zauberer trieben einen jungen Ochsen auf den Versammlungsplatz. Sofort fiel ein Teil der Mannschaft ohne Waffen über das geängstete Tier her und bearbeitete es so lange mit den Fäusten, bis es zusammenbrach. Es wurde geschlachtet und ein Teil des Fleisches zusammen mit Menschenfleisch gekocht. Ein Stück dieses Zauberbratens unwickelte man dann mit Dornzweigen, und der tapferste Mann des Landes hob es vermittelt einer Stange in die Höhe. Nun galt es, nach dem Zauberspeise zu springen und es, ohne die Stange zu berühren, aus der stacheligen Umhüllung herauszuholen. Mancher ritzte sich erst die Hände wund, bevor es einem glücklichen Springer gelang,

das Fleisch zu ergreifen. Während er daselbe noch zum Munde führte, fielen die andern auch schon über ihn her, und im wüsten Durcheinander versuchte jeder ein Stückchen dieser Mut und Kraft wirkenden Speise zu erhaschen. Alsdann hockte man wieder nieder. Der Zauberer ergriff mehrere mit Fett und Zaubersäften getränkte Grasfackeln, setzte sie in Brand und schwang sie so dicht über den Häuptern der Krieger, daß es ohne Brandblasen nicht abging. Niemand durfte sich rühren. Zum Schluß besprengte er die Menge noch mit einer mit Ruhmist vermengten heizenden Flüssigkeit und murmelte dabei seine Zaubersprüche. Das war das Ende der Waffenweihe. Die Menge wurde entlassen und ging still nach Hause.

Nun erscholl durchs ganze Land hin der Kriegekruf. Jedermann ließ seine Feldarbeit liegen, eilte nach Hause, legte seinen Waffenschmuck an und rannte ohne Gruß und Abschiedswort in Windeseile zum Heerhaufen. Es ist ein seltsamer Anblick, solch eine Schar Bassuto- und Matebelenkrieger. Das rennt und springt, stampft und brüllt, fliegt und flattert, daß man erschrecken möchte. Die harmlosesten Heiden, welche monatelang still und bescheiden auf der Missionsstation ihren Dienst thaten, kannte man nicht wieder, so wild und furchtbar sahen sie aus, wenn sie ihren vollen Kriegefschmuck angelegt hatten. Den Kopf zierte ein Büschel Federn, an Stirn und Schläfe baumelte allerlei Perlenfchmuck, Arme und Beine umflatterten Schwänze wilder Tiere, die Unterschenkel waren durch Beinschienen aus Zebrafellen geschützt und der Körper mit weißer Farbe bemalt. So zogen sie einher. Ein schwarz-weißer Schild, eine Streitaxt und eine Anzahl auserlesener Speere vollendete die Ausrüstung. Viele besaßen jedoch auch Gewehre. Die verschiedensten Modelle waren da vertreten, von den neusten, kostbarsten englischen Hinterladern bis herab zu den ältesten Feuersteinflinten, die wer weiß auf welchem europäischen Kriegefschauplatz des vorigen Jahrhunderts schon Dienste geleistet haben.

Der Berg Fotane, nahe der feindlichen Grenze, war der vom Häuptling bestimmte Sammelplatz. Dort scharten sich die Heerhaufen der Unterhäuptlinge um Massebe und bezogen Bivack. Mächtige Lagerfeuer flammten auf, und mehrere Ochsen wurden

geschlachtet und daran gebraten. An den Lagerfeuern erzählten sich die wild aussehenden Krieger ihre Heldenthaten, solche, die sie verrichtet hatten oder noch vollbringen wollten. Das junge Volk bewegte sich lachend und scherzend im Lager hin und her und umstand die Sänger, welche bald hier bald dort den Ruhm des Herrschers priesen und Spottlieder auf den Häuptling Makapan sangen. Erst als das Kreuz des Südens sich zum Untergange neigte, wurde es nach und nach stiller im Lager. Die Krieger stärkten sich durch einen kurzen Schlummer für die Arbeit des kommenden Tages.

Schon beim ersten Morgengrauen wurde es im Lager Massebes lebendig; hatte man doch noch viele Stunden zu marschieren, bevor man das erste feindliche Dorf erreichte. Frisch und behende zog das Heer in gedrängtem, breiten Haufen durchs Buschfeld. An der Spitze schritt ein Zauberer mit der „Tupa“, einer Zauberrute, welche Unheil und Verderben von der Truppe fernhalten sollte. Dieselbe hält man für so wichtig, daß man den Kampf aufgibt und heimkehrt, wenn sie unterwegs etwa zerbricht und verloren geht. Beim Überschreiten der Grenze hielt das Heer kurze Rast. Angesichts der feindlichen Ortschaften hielt der Häuptling eine Ansprache an seine Leute, welche mit den Worten schloß: „Jeden, welcher flieht, lasse ich töten.“ Dann teilte er sein Heer in zwei Abteilungen. Die eine erhielt die Aufgabe, die Dörfer jenseits des Mohalafoenaflusses anzugreifen.

Als das Heer sich in Bewegung setzte, stieg auf einem der nahen Makapanschen Berge eine Rauchsäule empor; ein Signal, durch welches die ausgestellten Wachen ihren Landsleuten den Einfall des Feindes anzeigten. Bald darauf ertönte aus den nächsten Orten das Kriegsgeschrei, und von Ort zu Ort wurden diese gellenden Laute weitergegeben, sodaß in kurzer Zeit das ganze Land alarmiert war. So fand man den Feind wohl vorbereitet. Als der eine Heerhaufen Massebes gegen den Mohalafoenafluß vordrang, stieß er bald auf feindliche Abteilungen, welche ihm den Flußübergang freitig machten. Es kam zu einem wilden Kampfe. Schüsse krachten und Speere blitzten durch die Luft. Das Jauchzen der siegreich Vordringenden und

zornige Zurufe der Zurückweichenden erfüllten das Flußthal. Nur mit Mühe erzwang man sich endlich den Durchgang durch den Fluß.

Hier fiel auch der erste Feind unter den Speeren der Massebeschen Krieger. Ein dreimaliges, weithintönendes, tiefes

Leichenteilen daheim beim Verteilen des Kampfpriees als Sieger auszuweisen. So gebietet es die Sitte.

Inzwischen drang man in die nächsten Dörfer ein. Frauen und Kinder sowie die Herden waren aber schon in Sicherheit gebracht. Vom steilen Gebirge her, aus



Makapana Stadt.

Neue Hauptstadt des Häuptlings Malapan. Mitten im Vordergrunde (mit der Uhrkette) er selbst. Rechts neben ihm seine Brüder. Das europäische Haus ist Malapans Wohnung. Im Hintergrunde ein Teil der Hauptstadt, das Mohalaoenathal und die Waterberge.

„Ho, Ho, Ho!“ der dabei beteiligten Mannschaften verkündete diesen Erfolg dem übrigen Heere und spornete die Männer zu äußerster Tapferkeit an. Man fiel über den Erschlagenen her, schnitt ihm ein Stück der Stirnhaut vom Kopfe ab und nahm seine rechte Hand mit, um sich mit diesen

gedeckter Stellung beschossen die Makapanischen Krieger die andringenden Feinde, sodaß dieselben am Vordringen verhindert wurden. Unter empfindlichen Verlusten mußten sie sich darauf beschränken, die Dörfer in Brand zu stecken. Inzwischen neigte sich die Sonne zum Untergange.

Die Anführer gaben das Zeichen zum Rückzuge, weil man diese gefährliche Stellung zwischen Fluß und Gebirge vor Einbruch der Dunkelheit aufgeben mußte. Da fiel ihnen plötzlich ein anderer Heerhaufen Makapans in den Rücken. Es entstand eine heillose Verwirrung. Es gab für die Massebesen nur eine Furt, um wieder durch den Mohalakoenafluß hindurchzukommen. Von dieser wurden sie durch die nachfolgenden Feinde bald abgedrängt. So galt es, das jenseitige Ufer schwimmend zu erreichen. Wem dies gelang, der war gerettet. Jedoch manche ertranken bei dem verzweifelten Versuche, durchzuwaten und wurden eine Speise der Krokodile. Andere irrten noch lange im hohen Röhricht umher, vergeblich nach einem Durchgange suchend, und fielen hier den feindlichen Speeren zum Opfer. Eine wilde Panik ergriff das ganze Heer Massebes; jeder suchte sein Heil in der Flucht. Als ich einige Tage später über den Kampfplatz ritt, zeigte die Menge der in den Lüften kreisenden Aasgeier, wie reiche Beute ihnen dieser Kampf gebracht hatte.

An einem der nächsten Tage wurde in unserer Hauptstadt Thutloane das Kampfgericht gehalten. Es war ein graufiger Anblick, als die Krieger zur Hauptstadt zogen. Voran trug man auf langen Stangen die Hände der Erschlagenen. Kinder und junge Frauen begleiteten den Haufen, singend, tanzend und die Tapferkeit des Siegers preisend. In der Hauptstadt empfing man sie mit Jubel und geleitete sie auf den Versammlungsplatz. Hier saß der Häuptling in der Mitte seiner Räte und ließ sich von jedem Krieger umständlich erzählen, wie und wo der Feind erschlagen war. Die rechte Hand desselben wurde dem Herrscher ausgeliefert, und der Krieger erhielt die Erlaubnis, in die nahen Viehhürden desselben zu gehen und sich den schönsten Ochsen auszusuchen. Unter dem Jubel der Angehörigen zog der Glückliche dann seiner Heimat zu, woselbst man den Ochsen schlachtete und in Saus und Braus ein frohes Siegesfest feierte. Als Auszeichnung darf er fortan einen eisernen Halsring tragen. Wenn es wieder in den Kampf geht, dann erkennt ihn Freund und Feind als einen „Helden“ an dem aus Schafalschwänzen bereiteten Kopfschmuck, welchen er vorn an der Stirn als einen

aufrechtstehenden Wedel mit großem Stolz trägt.

Dem ersten Kampfe folgten bald andere blutige Zusammenstöße beider Völker und zwar mit wechselndem Glück. Und weil man im offenen Kampfe nur wenig ausgerichtete, so legte man sich auf die Wegelagerei, Viehraub und Niedermeglung Wehrloser. Das Glend im Lande, die Unsicherheit der Zustände und die Verwilderung der Leute nahmen mehr und mehr zu. Die Dörfer an der feindlichen Grenze verödeten, sonst belebte Straßen bewuchsen mit Gras, und Korngärten blieben unbebaut. Es schien, als sei die Kultur des Landes in kurzer Zeit um Jahrzehnte zurückgegangen. Wir Missionarsleute waren von der Verbindung mit der Außenwelt fast gänzlich abgeschlossen. Weil auch in den umliegenden Ländern des Kriegsfeuer entbrannt war, fand man nicht mal mehr einen Boten, um ihn zu der zwei Tagesreisen entfernten Poststation zu senden. Als ein solcher es dennoch wagte, sich durchzuschleichen, wurde er vom feindlichen Streikorpis gefangen genommen. Man wollte ihn als einen vermeintlichen Spion ermorden. Der Ärmste verzweifelte schon an seiner Rettung. Zornig und erregt warf er dem Anführer der Truppe die Postsachen vor die Füße mit den Worten: „Wenn ihr mich tötet, dann wisset, daß ich kein Spion bin; hier sind die Briefe!“ Da er sich somit als Boten eines Missionars ausweisen konnte, schenkte man ihm die Freiheit, mit den Worten: „Mit den Lehrern führen wir keinen Krieg. Die eigentliche Missionsarbeit war in dieser Kriegszeit aufs höchste erschwert. Aller Gedanken waren auf die Kriegsereignisse gerichtet, und für die Friedensbotschaft des Evangeliums hatte man keine Ohren. Sprachen wir mit den Leuten über ihr Seelenheil, dann hieß es: „Wenn wir Makapan getötet haben, dann werden wir uns befehlen.“

IV. Friedensarbeit.

Dennoch fehlte es uns auch in diesen Kriegsjahren nicht an Friedensarbeit. Nach jedem Kampfe gab es Verwundete mit zum Teil furchtbaren Verletzungen. Diese Leute kamen dann meistens zu uns auf die Station, und wir ergriffen die Gelegenheit mit Freuden, ihnen Samariterdienste zu leisten. Da gab es Kugeln aus dem Körper zu

entfernen, klaffende Wunden zu nähen und arg vernachlässigte Wunden vor Brand zu bewahren. Ein tüchtiger Arzt hätte hier vollauf Arbeit gehabt. Unsere Laienkenntnisse wollten oft nicht zureichen. Es war uns selbst mitunter wunderbar, wie Gott selbst in ganz verzweifeltsten Fällen unsere Bemühungen mit Erfolg segnete. Diese Samariterarbeit bahnte uns aber den Weg zu manchem Heidenherzen. Es entstanden Beziehungen und Freundschaften zu allerlei Familien des Landes, die nie wieder gestört wurden, sodaß auch die eigentliche Missionsarbeit Förderung dadurch erfuhr.

Nachdem das gegenseitige Morden und Rauben jahrelang gedauert hatte, sehnten wir uns doch sehr danach, daß endlich wieder friedliche Zeiten bei uns eintreten möchten. Auch die beiden Völker waren es herzlich müde, beständig durch Kriegsgeschrei aufgeschreckt zu werden. Die Bewohner mehrerer Dörfer an der Grenze waren schon ins Ausland verzogen. Nur die beiden Häuptlinge mit ihrem Anhang wollten von einem Friedensschlusse nichts wissen. Einen Krieg zu beginnen, das macht ihnen wenig Schwierigkeit und Bedenken, aber ein Ende können sie dann gewöhnlich nicht finden. Daran hindert sie ihr Stolz. Ich hatte den Häuptling

Massebe oft darum gebeten, sich mit seinem Feinde zu versöhnen, war auch zu seinem Gegner Makapan geritten, um zu vermitteln; doch blieb leider alles vergeblich. Jeder sagte: „Wenn mein Feind Ochsen schicken will, dann bin ich zum Frieden bereit.“

Endlich legte sich der Präsident von Transvaal Paul Krüger ins Mittel, ließ die beiden Gegner Makapan und Massebe vor sich kommen und ließ nicht nach, bis er sie soweit hatte, daß sie einander die Hand zum Friedensbunde reichten und zugleich versprachen, zur Bestätigung der Versöhnung einander einen Ochsen zu senden.

So kam der Friede endlich zustande. Die Waffen ruhten. Man griff wieder zu Pflug und Hacke. Verödete Felder wurden wieder bebaut und verfallene Ortschaften wieder errichtet. Verwandte Familien beider Völker wagten es, sich zu besuchen, und Handel und Wandel blühten wieder auf. Die kleine Christengemeinde aber feierte in ihrem Kirchlein ein Friedens- und Dankesfest in der frohen Hoffnung, daß nun nach Jahren der Unruhe und des Krieges die Botschaft des Friedens offene Ohren und willige Herzen finden und die Missionsarbeit einen neuen Aufschwung nehmen werde.

Vermischtes.

Ein fünfzigjähriges Missions-Jubiläum. Am 21. Mai dieses Jahres hat der Berliner Missionar Dr. theol. Kropf sein fünfzigjähriges Missions-Jubiläum in großer Frische und Arbeitsfreudigkeit gefeiert, ein seltenes Fest. Denn da der Beruf eines Missionars an die Spannkraft des Leibes und Geistes ungewöhnliche Anforderungen stellt, ist es nur wenigen vergönnt, eine so lange Reihe von Jahren im aktiven Missionsdienst zu bleiben. D. Kropf hat mit wenigen Unterbrechungen das ganze halbe Jahrhundert inmitten seines geliebten Kaffernvolkes zugebracht und hat sich in die Eigenart dieses Volkes, in seine Sprache und seine Sitten so eingelebt wie vielleicht kein Missionar vor ihm. Hauptsächlich seiner gründlichen Sprachkenntnis verdanken die christlichen Kaffern ihre vortreffliche Bibelübersetzung. Wie wir hören, ist D. Kropf jetzt in seinem hohen

Alter noch eifrig beschäftigt, ein großes, gelehrtes kaffrisches Wörterbuch abzufassen.

Seindesliebe. In der chinesischen Stadt Sungpu waren im Jahre 1893 die beiden schwedischen Missionare Johannsen und Bitholm ermordet worden. Eine Chinesin hatte davon gehört und hatte sich nach einer Nachbarstadt auf den Weg gemacht, um sich zu erkundigen, was das für eine Religion sei, die ihre Anhänger so todesmutig mache. Sie wurde im Missionshaus so achtungsvoll aufgenommen, als sei sie eine alte Freundin. Das war ihr ein neues Wunder und sie fragte: „Was macht euch Jesusleute so verschieden von uns? Wir schelten euch „fremde Teufel“; unser Volk hat zwei eurer Lehrer ermordet, die uns nur Gutes erwiesen; und ihr rächt euch nicht und nehmt mich wie eine Freundin auf?“

„Jesus lehrt uns unsre Feinde zu lie-

ben, er starb für seine Feinde," wurde ihr erklärt. Die Frau blieb vierzehn Tage im Missionshaus und kehrte dann zu ihren Bekannten mit der Botschaft zurück: „Die Jesusleute verstehen auch ihre Feinde zu lieben.“

Leins in Christo. Zwischen der Insel Formosa und dem chinesischen Festlande liegen die kleinen Pescadores oder Fischer-Inseln. Die eingebornen Christen auf Formosa haben auf ihnen eine kleine Missionsarbeit begonnen, die sie ganz von ihrer Armut unterhalten. In der Stadt Makung, am Süden der größten Insel, hat sich eine kleine Gemeinde gebildet, die auch vor den Stadthoren eine kleine Kapelle besitzt. Als nun nach dem letzten chinesisch-japanischen Kriege diese Inseln an Japan abgetreten und von den Japanern besetzt wurden, flüchteten sich ihre erschrockenen Bewohner in die Berge. Auch die Christen räumten alle Geräte ihrer Kapelle beiseite und entflohen. Als der erste Schrecken vorüber war, wagten sie nach Makung zurückzukehren und baten darum, daß ihnen auch ihre Kapelle wieder eingeräumt werde. Die japanische Behörde willigte sofort ein. So konnten die Gottesdienste wieder in der gewohnten Weise anfangen. Da zeigten sich fremde Gesichter in der Kapelle. Wer waren sie? Unter der japanischen Besatzung waren einige Christen, und kaum hatten diese gehört, daß sich auch auf der Insel ein kleines Christenhäuflein und eine Kapelle befänden, als sie sich auf den Weg machten, um an den Gottesdiensten teil zu nehmen. Die gegenseitige Verständigung war allerdings schwierig, die Japaner verstanden kein Chinesisch und die armen Fischer kein Japanisch. Aber es fand sich eine Brücke, Chinesen und Japaner hatten dieselbe Schrift und konnten ohne Schwierigkeit aus denselben Bibeln und Gesangbüchern lesen. So schlang sich um die feindlichen Brüder ein Band der Gemeinschaft, die Unterworfenen fanden in ihren Siegern „Brüder in Christo“ wieder.

Un. Pr. M. Rec.

Petri Verleugnung. In einem kleinen Dorfe in der Mantschurei wohnt ein Mann Namens Tang, der mit den Missionaren in Berührung getreten war; das Lernen wurde ihm aber herzlich sauer, zumal er schlecht lesen konnte und fast

stodttau war. Dieser Tang wurde kürzlich von übermütigen Soldaten überfallen, nackt ausgezogen und an Händen und Füßen gebunden. Dann wurde ihm ein Schwert an die Kehle gesetzt und er gefragt: „Bist du ein Jesusgläubiger?“ „Ja,“ antwortete er kühn, „ich bin ein Christ.“ Die Soldaten gingen zu ihrem Offizier und fragten ihn, was sie mit dem Menschen machen sollten; der war klug genug, ihnen zu raten, daß sie ihn laufen ließen. So konnte Tang am nächsten Sonntag wieder in die Kirche kommen. Der Missionar fragte ihn: „Sag an, Tang, wie bist du zu einem solchen Bekennermute gekommen, da du doch erst so wenig vom Christentum weißt?“ „Herr“, erwiderte Tang bescheiden, „ich hatte eben vorher die Geschichte von Petri Verleugnung gelesen, und daß Petrus hinausgegangen war und bitterlich geweint hatte. Wie konnte ich da meinen Herrn verleugnen?“

Von bösen Geistern gequält. Der treffliche Missionar Stewart, welcher in dem schrecklichen Blutbad von Kutscheng ermordet ist, erzählt in seinem letzten Bericht folgende lehrreiche Geschichte. „Unter den Taufbewerbern, welche mir zur Prüfung vorgestellt wurden, war ein achtzehn- oder neunzehnjähriger Jüngling, der bald durch seine klugen und verständigen Antworten meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Allmählich erfuhr ich aus seinen Antworten seine merkwürdige Geschichte. Er wohnte in einem Bergdorfe, zehn (engl.) Meilen (= zwei deutsche) von der nächsten Kapelle. „Wie hast du denn die Wahrheit gehört?“ fragte ich. Er erwiderte, sein Vater, seine Mutter und er seien jahrelang von bösen Geistern geplagt worden; sie hatten 30 Mark für Gözenopfer in der Hoffnung auf Besserung ausgegeben, aber es half nichts. Nachdem sie so lange Zeit gelitten hatten, kam das Gerücht in das Dorf, der Christengott könne die bösen Geister austreiben, und in einem Dorfe, sechs Meilen über den Bergen, lebe ein alter Christ. Es handelte sich um einen alten, treuen Katechisten, der sich nach seiner Pensionierung dorthin zurückgezogen hatte. „Was thatest du nun?“ fragte ich weiter. Er antwortete: „Ich ging zu dem alten Christen und bat ihn zu kommen und zu helfen; er kam und betete und lehrte uns beten und sagte, wir

müßten Sonntags nach der Kapelle in Ding-daiß zur Kirche gehen.“ — „Hast du das gethan?“ — „Ja, wir brechen seither jeden Sonntag ganz früh morgens auf und kommen spät abends wieder.“ — „Und seid ihr noch weiter von den bösen Geistern belästigt worden?“ — „Kann je, und wenn sie kommen, beten wir zu Gott, dann verlassen sie uns stets.“ — Des Burschen Antworten, als ich ihn nach seinem Glauben fragte, setzten mich in Erstaunen; denn er kannte kein chinesisches Schriftzeichen und hatte deshalb nichts aus Büchern gelernt. Meine letzten Fragen waren: „Liebt dich Jesus, und woher weißt du das?“ Er antwortete ohne Zögern: „Er starb am Kreuz und vergoß für mich sein teures Blut, das ist der Beweis.“ „Und was hast du zu thun?“ Sogleich antwortete er mit leuchtenden Augen: „Dioh hiong ciong sing keuk J“ „Ich muß mich ihm ganz und gar hingeben.“ Intell. 1895.

Missionsdirektor Gensichen. Der Posten eines leitenden Missionsdirektors gehört zu den schwierigsten und verantwortungsvollsten in der christlichen Kirche. Sein Inhaber soll nicht nur mehrerer Sprachen kundig und in allen Fächern der Theologie gründlich bewandert sein, um die Missionszöglinge auf ihren Beruf draußen in der Heidenwelt vorbereiten zu können. Er soll auch mit einem hervorragenden Organisations-talent ausgerüstet sein, um jeden Missionsarbeiter an die rechte Stelle zu senden und auf die ungezählten schwierigen Fragen des Missionsbetriebs die richtige Antwort zu finden und so den Missionaren die Überzeugung einzufloßen, daß sie von einer festen, aber sachverständigen und wohlwollenden Hand geleitet werden. Endlich soll seine Persönlichkeit ein Brennpunkt sein, an dem sich das Feuer der Missionsliebe in den Kreisen der heimischen Christenheit immer

neu entzündet, und ein Anziehungspunkt, um den sich alle Missionsfreunde gern zu gemeinschaftlicher Arbeit scharen. Kein Wunder, daß es für ein Missionskomitee eine brennende Frage ist, wenn ein leitender Missionsdirektor oder Inspektor gesucht wird, und daß Monate vergehen, ehe der rechte Mann gefunden wird. Durch den Tod D. Wangemann's am 18. Juni 1894 war der Direktorposten der Berliner (I) Mis-



Missionsdirektor Gensichen.

sionsgesellschaft erledigt. Nachdem an mehreren Thüren vergeblich angeklopft war, richtete sich die Aufmerksamkeit des Komitees auf den Superintendenten Gensichen in Belgard. Dieser fand im Gebet Freude, dem großen Rufe zu folgen und hat im April ds. Jahres die Geschäfte übernommen. Der Herr setze ihn zum Segen für viele, daß durch seiner Hände Werk das Reich Gottes gebaut und gefördert werde daheim und draußen.

Stokes. In den Zeitungen macht die Hinrichtung des Elfenbeinhändlers Stokes durch den Kommandanten Lothaire im oberen Kongostaate viel von sich reden. Da es bekannt ist, daß Stokes früher mit der Mission in Verbindung gestanden hat, werden unsere Freunde erwarten, daß wir auf das traurige Ereignis eingehen. Stokes trat als junger Mann in den Dienst der englischen Universitäten-Mission; es war aber die Zeit der schwersten Krise dieser Mission, als Bischof Mackenzie gestorben war und Bischof Tozer mutlos die Stationen im Schirehochlande aufhob und sich nach Sansibar zurückzog. Die meisten Missionare verließen damals den Dienst dieser Mission. Auch Stokes kehrte in seine Heimat nach Liverpool zurück. Ein Jahrzehnt später ließ er sich zum zweitenmal für den Missionsdienst in Afrika anwerben und zog 1879 mit einem der kühnen Missions-Karawanenzüge durch das damals noch unbekannte und unwirtliche Deutsch-Ostafrika nach Uganda. Auch hier war seine Missionsthätigkeit nicht von Dauer; es war gerade in jenem Frühjahr 1879, wo Mtesa, der König von Uganda, zum erstenmal die englischen Missionare das ganze Gewicht seiner Ungnade fühlen ließ; sieben der neun Missionare mußten das Land verlassen, Stokes war unter ihnen. Er zog mit einem andern Missionar sei-

ner Gesellschaft nach Ujui in Deutsch-Ostafrika und legte dort eine neue Station an. Es zeigte sich, daß er ein besonderes Geschick hatte mit den eingebornen Trägern zu verkehren und Trägerkarawanen zu leiten. Die Missionsgesellschaft stellte ihn deshalb als Generalagenten und Karawanenführer an. In dieser Eigenschaft hat er mehrere Karawanen von der Küste nach dem Viktoria See geführt. Im Jahre 1883 verheiratete er sich mit einer Missionarin der Universitäten-Mission und ließ sich mit ihr in Ujui nieder. Als aber seine Frau schon 1884 starb, verließ er den Dienst der Mission, heiratete die Tochter des heidnischen Waniamwesi-Häuptlings Mtinginja und gewann durch diese Ehe so vielen Einfluß bei den Häuptlingen Ostafrikas, daß er wagen konnte, im Elfenbeinhandel mit den arabischen Händlern in Wettbewerb zu treten. Er dehnte seine Kaufzüge bis an den oberen Kongo aus und tauschte überall Elfenbein gegen Waffen und Munition ein. Da aber diese Tauschmittel im ganzen Innern Afrikas durch internationale Abkommen verboten sind, konnte es nicht fehlen, daß er früher oder später mit den Kolonialbehörden in Konflikt kam. Besonders waren die Belgier am Kongo eifersüchtig auf seine Handelserfolge, weil sie den ganzen Elfenbeinhandel in ihre Hände zu bekommen trachteten. Dieser Eifersucht ist er zum Opfer gefallen.

Bücherbesprechungen.

Nochus Schmidt, Deutschlands Kolonien. Bd. I. Ost-Afrika. Bd. II. West-Afrika und Südsee. Berlin, Schall u. Grund. Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 10 M., geb. 12 M.

Neben den umfangreichen Werken über die einzelnen Kolonien oder Teile derselben, deren in

jedem Jahre eine größere Anzahl erscheint, haben auch die zusammenfassenden Übersichten über alle unsere Kolonien ihre Bedeutung. Die ersteren sind mehr für den engeren Kreis der Kolonialfreunde, die letzteren mehr für den weiteren Kreis des deutschen Volkes bestimmt. Unter diesen letz-

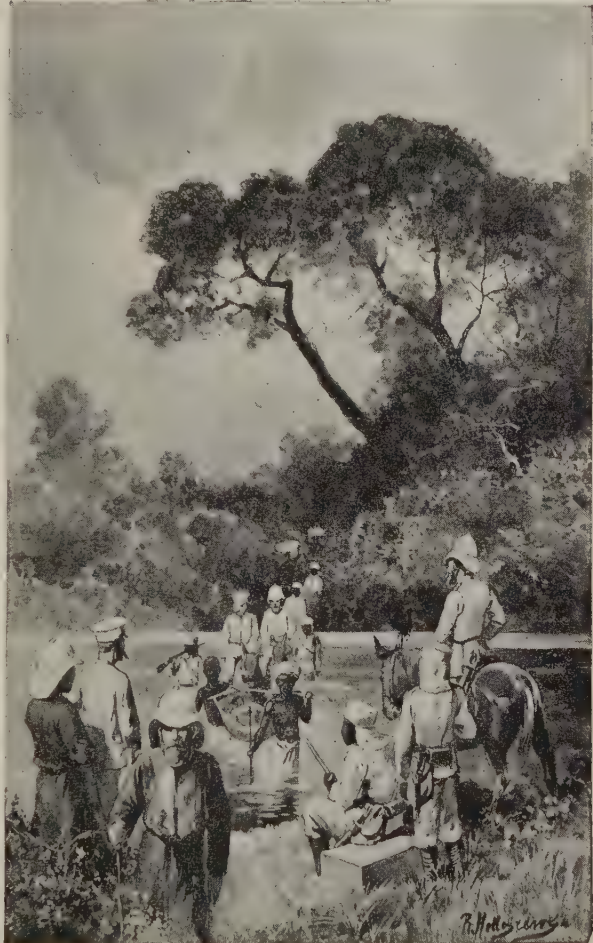


Einzug einer Wanyamwesi-Karawane in Bagamoyo. (Aus Schmidt, Deutschlands Kolonien, Verlag von Schall & Grund, Berlin.)

teren wird sich das vorliegende Werk von Rochus Schmidt schnell einen ehrenvollen Platz erobern. Es unterrichtet mit großer Sachkenntnis und auf Grund von umfassenden Studien über Land und Leute, die Besitzergreifung und die seitherige Geschichte jeder einzelnen Kolonie, über den Handel, die wirtschaftlichen Unternehmungen, die Verwaltung und andere einschlagende Fragen. Zahlreiche Bilder schmücken das Buch. Von besonderem Interesse ist der erste Band über Deutsch-Ostafrika; hier redet Rochus Schmidt aus eigener Erfahrung, hat er doch in der Geschichte dieser Kolonie eine hervorragende Rolle gespielt. Wichtig ist uns gewesen, daß auch der Mission in dem Werke gedacht wird; die Kenntnis der Mission ist ja leider in den kolonialen Kreisen noch ziemlich gering und von vielen Vorurteilen überwuchert. So finden wir auch hier die alte Voreingenommenheit gegen den englischen Missionsbetrieb, die fast ausschließlich auf mangelnder Information beruht. Die englischen Missionen haben gerade in Ostafrika Großes, Epochenmachendes geleistet! Auch die Nachrichten über die deutschen Missionen sind weder vollständig noch ganz zuverlässig. Aber es ist doch der Versuch gemacht, der Missionsarbeit ihren ehrenvollen Platz unter den Faktoren zur Erschließung unserer Kolonien anzuweisen. Um unsern Lesern einen Eindruck von der Illustrierung des Werkes zu geben, bringen wir zwei Bilder aus dem Karawanenleben Deutsch-Ostafrikas zum Abdruck. Das eine „Einzug einer Bagamawesi-Karawane in Bagamoyo“ zeigt uns eine große Elfenbeinkarawane voll Jubel am Ende der langen, mühseligen Reise. Das andere versteht uns in die berühmte Expedition Stanleys zur Befreiung Emin Paschas. Ein flaches Gewässer wird überschritten, von den Europäern zu Esel, von den Negern zu Fuß.

Kleinere Missionschriften: der Berliner Mission, zu beziehen durch die Missionsbuchhandlung, Berlin NO, Friedenstr. 9. **Kleine Erzählungen aus der Mission in Afrika und China** (60 Pf.). Eine Sammlung von 10 Geschichten, die alle auch einzeln (à 5 Pf.) unter den Missionschriften für Kinder erschienen sind. 8 dieser Geschichten sind von Missionsinspektor Merensky geschrieben, dessen hervorragendes Erzählertalent bekannt ist. Das Büchlein wird sich gut zum Geschenk für Kinder oder für Schulbibliotheken eignen. Daraus einzeln (à 5 Pf.) **Die Heuschrecken in Afrika** — **Wie die Menschenfresser auf Tongoa Christen wurden** — **Dalana, der Sululasser** — **Nuth Mampatsche**, alle vier von Merensky verfaßt. — Es kann unter Missionsfreunden kein Zweifel sein, daß das Missionsinteresse in Deutschland noch einer lebhaften Steigerung fähig ist, und

daß wir an dieser Verbreitung und Vertiefung mit arbeiten müssen, wenn nicht die Missionsarbeit unserer Gesellschaften behindert werden oder ins Stocken geraten soll. Ein besonders wichtiger Zweig dieser Pflege des Missionsinteresses ist die Arbeit an den Kindern. Es sind in den letzten Jahren verschiedene neue Versuche gemacht, in den Kindern Liebe zur Mission zu erwecken. Auf dem Wege der Schule haben das D. Warned und Seminardirektor Dr. Heilmann in mustergültiger Weise erstrebt (D. Warned, Die



Übersehen der Expedition über den Kidefessfluß.
(Aus Schmidt, Deutschlands Kolonien, Verlag von Schall & Grund, Berlin.)

Mission in der Schule. 6. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann, und Heilmann, Der Missionsunterricht nach Theorie und Praxis. Breslau, Hirt. Nun versucht Superintendent Meinhold dasselbe Ziel auf dem Wege der Kirche zu erreichen. Er veröffentlicht im Verlag der Berliner Missionsbuchhandlung: **Sechs Proben für Missions-Kindergottesdienste** mit einer Einleitung. Das nur 30 Pf. kostende Büchlein ist „den Brüdern im Amt dargeboten“ und möchte

sie dazu veranlassen, denselben Weg katechetischer Besprechung der Missionsstoffe in Rindergottesdiensten zu versuchen. — Ein nach Inhalt und Form gleich vorzüglicher Traktat ist endlich „**Missionsvater Wangemann**“ von Sup. H. Petrich (20 Pf.), ein mit 15 schönen Bildern geschmücktes Büchlein. Es sei allen Freunden der Berliner Mission auf das angelegentlichste empfohlen.

Quittung.

Bei der Geschäftsstelle der „Evang. Missionen“ sind ferner folgende Liebesgaben eingegangen für **Sohnersche Mission**: v. d. H. 25 M.; P. Kobts-Treuenbrieken 2,50 M.; Frl. L. Schroeder-Hamburg 30 M.; R. N. 3 M. (zus. 429 M.)

Für die **Hungernden in Ostafrika**: v. d. H. 25 M.; J. Moog in Baden-Baden 10 M.; von R. N. 100 M.; durch P. Bungeroth-M.-Gladbach aus e. Sammelbüchse 8,54 M. u. vom Ev. Jünglingsverein 20,67 M.; von D. in B. 10 M.; von R. N. 5 M.; von zwei Dankbaren 15 M.; von P. D. in Sch. 3 M.; von L. B. G. 20 M.; P. Heinrich-Gardelegen 20 M.; Sup. Augener-Murich 5 M.; Hollenberg-Bonn 10 M.; A. R. N. b. Egin 20 M.; P. Hofius-Weberich 20 M.; R. N. in Ribau 20 M.; B. in B. 5 M.; Kol-

lekten am Erntedankfest: Brumby 11,50 M.; Ruffow 17 M.; Petershagen, Ostpr. 8,16 M.; Fr. M. Hagn-Hamburg 40 M.; aus Waldginner 115,65 M.; aus Raunheim 61 M.; P. Kobts-Treuenbrieken 2,50 M.; E. S. Bielefeld 10 M.; H. v. B. Berlin 20 M.; P. K. in R. 3 M.; J. in B. 20 M.; J. M. Brendel-Dresden 20 M.; R. N. in Bernigerode 20 M.; Gräfin Egloffstein 20 M.; Fr. u. E. Seidel 4 M.; Rother-Berlin 20 M.; R. N. 3 M.; im Verein z. Bl. Kreuz in Bosen ges. 8,50 M.; Liebesgabe, nicht von Begütem 20 M. (zus. 761,52 M.)

Herzlichen Dank.

Gütersloh, 15. Okt. 1895. **C. Bertelsmann.**

Briefkasten.

Auf mehrfache Anfrage. Dem Wunsche, es möchten zu unserm Blatte auch **Einbanddecken** geliefert werden, haben wir gern entsprochen, wie die dieser Nummer beigelegte Abbildung einer solchen zeigt. — Den andern Wunsch, den Hefen einen **Umichlag** zu geben, werden wir mit dem neuen Jahrgang erfüllen. — Die Beigabe von **Kärtchen** zur Orientierung der Leser wird nur in einzelnen bes. nötigen Fällen erfolgen können, doch werden wir uns bemühen, die Lage der Gegend so zu beschreiben, daß man sich auf einer leicht guten Karte zurecht findet. — Wie wir die Wünsche unserer Freunde gern nach Möglichkeit berücksichtigen, so dürfen wir wohl auch bitten, daß jeder in seinem Kreise für die **Verbreitung** der Evang. Missionen thätig ist.

Inhalt: Richter: Pastor Fabers Mohammedaner-Mission. — Buchner: Allerlei aus dem Kafferlande. — Schloemann: Ein afrikanischer Krieg. — Vermischtes. — Bücherbesprechungen.

Inseraten-Preis: Die dreispaltige Nonpareilleseite 30 Pf., bei 30 Zeilen 10 Prozent Rabatt, bei zweimaliger Aufnahme sowie bei 50 Zeilen 20 Prozent Rabatt.

Billige Buckskinreste

Die in unserer Versand-Abteilung täglich entstehenden und daher stets in großer Menge vorrätigen Reste von Anzug- und Paletotstoffen in den verschiedensten Längen und Qualitäten werden ganz enorm billig abgegeben. Darauf reflektierend verlange man die franco Zusendung von „**Resteproben**.“ Ebenso versenden wir franco an Jedermann unsere großartige und prachtvolle Musterkollektion von regulären Stückenwaren enthaltend über 500 verschiedene Dessins in Neuheiten für Anzug- und Paletotstoffe, sowie

unsere neuesten Cheviot- und Kammgarn-Cheviot-Fabrikate

welche überall die vollsten Auszeichnungen erhielten und so auch jetzt wieder auf der von unserm Stammhause (der Jeteier Weberei Oldenburg i. Großh. C. 40.) besuchten Deutsch-nordischen Ausstellung den **glänzendsten Sieg über die ganze Konkurrenz** errangen, indem ihnen die

einzigste goldene Medaille

welche in der ganzen Tuch- und Buckskinbranche vergeben ward, zuerkannt wurde. Gegenüber einem solchen Vorurtheile einer, aus anerkannten Autoritäten der Tuchbranche gebildeten Prüfungskommission, bedarf es wohl keiner weiteren Andeutung und beschränken wir daher auf die Mitteilung, daß wir, um jede weitere Vertiefung durch den Zwischenhandel zu vermeiden, von unsern oben gedachten Fabrikaten jedes Maß zu konkurrenzlos billigen Fabrikpreisen auch an Private abgeben.

Janssen & Co. Tuchfabrik, Oldenburg i. Gr. C. 45.
Mit 10 Medaillen u. Ehrenpreisen prämiert. Lieferanten versch. Staatsbehörden.

Missionsbilder mit Versen für Kinder.

Neu: Heft 7. Westindien. 8. Die Kols.

Vorrätig H. 3-8. 100 Ex. = 4 M., bei portofr. Send. exkl. Nachnahme.
Bis 15. Dezember Vorzugspreise: 200 = 7,50 M., 350 = 12,50 M.,
1000 = 32 M.

Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft
Berlin NO. 43, Friedenstr. 9.

Für Hausfrauen!

Annahme aller Wollstoffe aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- und Mantelstoffen, Damentüchern, Putz- und Strichwolle, Portieren, Schläfen- und Teppichdecken, in den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch

R. Eichmann,
Ballenstedt a. Harz.
Leistungsfähigste Firma.
Mustern umgehend franko.

Neu! Patent-Zithern (neu verbeß.)

! Thatsächl. von Jed. in 1 Stunde nach d. vorzüglichen Schule * ohne Lehrer u. ohne Notenkenntnisse * erlernb. Größe 56x36 cm, 22 Saiten, hochf. und haltbar gearbeitet, Ton wundervoll. (Prachtinstrument.) Preis nur 6 M. mit Schule und allem Zubehör. Umtausch gestattet. Garantieschein wird beigelegt. **O. C. F. Miether.** Hannov. Harmonika- u. Musikinstr.-Fabrik in Hannover II, Steinthorfeldstraße 19.

NB. Allen werthen Bestellern gebe noch 1 M. Musikinstr. umsonst, nur damit Sie sich von d. Güte u. Preiswürdigkeit meiner Fabrikate überzeugen sollen. **D. D.**

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Arnold, J. M., Der Islam nach Geschichte, Charakter u. Beziehung zum Christentum. Aus dem Englischen. Ermäß. Preis 2 M.

Lüttke, M., Der Islam u. seine Völker. Eine religions-, kultur- und zeitgeschichtliche Skizze. Ermäß. Pr. 1 M.



Erscheint monatlich. Preis jährlich 3 M. (4 Fr.), frei ins Haus 3,20 M.

Nr. 2203 des Post-Zeitungs-Katalogs für 1895.

I. Jahrgang.

1895.

Dezember.

Advent.

O komm, Herr Jesu Christ!
In Winterdunkel liegt die Erde,
Doch mitten in der tiefsten Nacht
Erlöset eine mächtig, göttlich Werde,
Blüht einer Himmelsrose Pracht;
O Heil, das uns gegeben ist,
Herr Jesu Christ!

O komm, Herr Jesu Christ!
Mit deines Morgensterns Gefunkel,
Der neues Leben rings verheißt,
Komm auch in aller Heiden Dunkel,
Durchleuchte sie mit deinem Geist,
Komm, der du unser Leben bist,
Herr Jesu Christ!

O komm, Herr Jesu Christ!
Wir sollen deine Tämmer weiden,
Du selber sandtest einst uns aus,
So führe uns, du Trost der Heiden,
Aus Angst und Finsternis hinaus,
Bewahre uns vor Satans List,
Herr Jesu Christ!

O komm, Herr Jesu Christ!
Es naht die Zeit, da du geboren,
Du Gottessohn, als Menschenkind,
So nah' auch denen, die verloren,
Noch in des Todes Schatten sind,
Daß du auch ihr Erlöser bist,
Herr Jesu Christ!

O komm, Herr Jesu Christ!
Wir heben gläubig Haupt und Hände
Zu dir in dieser heil'gen Zeit.
Du führst zum Sieg und sel'gen Ende
Uns aus des Tages Kampf und Streit.
Wer iß's, der deine Gnad' ermisset,
Herr Jesu Christ?!

O komm, Herr Jesu Christ!
Schon will den sehnsuchtsvollen Drinen
Die schönste Freud' und Hoffnung nah'n,
Schon schauen sie des Sternes Scheinen,
Schon bricht der neue Morgen an,
Da alles du in Allen bist,
Herr Jesu Christ!

R. Pfannschmidt-Beutner.

Bei den Buddhisten Japans.

Von Pastor Dr. Hering in Oberroßla.

Als der Freund Loyola's Franz Xaver ums Jahr 1549 als Missionar nach Japan kam und den buddhistischen Gottesdienst sah, meinte er, der Teufel zaubere ihm ein Zerrbild des Katholizismus vor die Augen. Der französische Missionar Abbé Huc, der in der Beschreibung einer „Reise in Tibet“ (1844) in harmloser Weise auf die Ähnlichkeiten in den Ceremonien der Katholiken und der Buddhisten aufmerksam machte, mußte die Überraschung erleben, daß sein Buch auf den Index, das Verzeichnis der vom Papste als glaubensgefährlich verbotenen Bücher, gesetzt wurde. Umgekehrt rief ein junger japanischer Student, als er in Würzburg zum ersten Male eine katholische Prozession sah, immer wieder aus: „ganz wie bei uns! ganz wie bei uns!“ In der That ist die Ähnlichkeit zwischen katholischem und buddhistischem Gottesdienste eine ganz auffallende. Nicht allein, daß der Buddhismus wie der Katholizismus seine Tempel mit allen Mitteln der Kunst ausstattet und durch einen prunkvollen Gottesdienst auf die Sinne des Volkes zu wirken sucht, die Ähnlichkeit geht weiter! Auch die Buddhisten haben ihre Heiligenbilder mit dem Heiligenschein, auch sie verwenden Kerzenglanz und Weihrauchduft im Gottesdienste, auch sie haben Prozessionen und Klöster, auch die buddhistischen Priester kleiden sich in prächtige, buntseidene Gewänder, sind mit der Tonsur versehen, tragen Rosenkränze und leben im Eölibat. Doch ist die Ähnlichkeit auf diese äußerlichkeiten beschränkt. In Bezug auf die Lehre ist der Buddhismus nicht bloß vom Katholizismus, sondern überhaupt von jeglicher Form des Christentums himmelweit verschieden. Der Buddhismus ist, streng genommen, Atheismus. Er kennt keinen Gott, keinen Schöpfer; das Allumfassende ist das Nirwana, das Aufhören des Seins, das Nichts. Er bedarf keines Erlösers. Aus eigener Kraft, durch Selbstvervollkommenng, ist es dem Menschen möglich, zur Heiligung zu gelangen. Wissen, Erleuchtung steht an Stelle des Glaubens. Das gegenwärtige Leben ist nicht ein Gnadengeschenk aus der Hand Gottes, sondern ein Übel, aus der doppelten Wurzel der Unwissenheit

und der Leidenschaften herrührend. Das Letzte ist nicht das ewige Leben. Das höchste Ziel, das die Seele nach längerer oder kürzerer Wanderung durch verschiedene Kreaturen hindurch zu erreichen vermag, ist das buddhagleiche Eingehen in das Nirwana, das Nichts. Allerdings ist von diesen tieferen Ideen im heutigen japanischen Buddhismus nicht viel mehr zu spüren. Auch hat sein Atheismus ihn nicht abgehalten, eine ganze Legion von Göttern aufzunehmen, die theils vergötterte Menschen, obenan der Königssohn Buddha, auf den verschiedenen Stufen der Heiligung, theils personifizierte Kräfte und Ideen darstellen, theils aus den vom Buddhismus überwundenen Religionen — so auch aus der altjapanischen — herübergenommen sind.

In einem Punkte unterscheidet sich der Buddhismus besonders vom Katholizismus, das ist in seiner Duldsamkeit. Der Buddhismus ist die toleranteste Religion der Welt. Als er ums Jahr 552 n. Chr. auf dem Wege über China und Korea nach Japan kam, hatte er zuerst gegenüber den Vertretern der altjapanischen Religion, des Schintoismus, einen harten Stand. Gleichwohl gelang es ihm schon nach wenigen Jahrzehnten infolge seines friedlichen Wesens und hauptsächlich dadurch, daß er die altjapanischen Götter und Helden in sein System mit aufnahm, festen Fuß zu fassen und sich rasch im Lande auszubreiten, ohne aber die alte Religion zu verdrängen. Seit dieser Zeit leben beide Religionen in Japan in friedlichem Neben- oder richtiger Durcheinander. Das letztere ist der richtigere Ausdruck, da beide Religionen nicht etwa geschieden sind wie Protestantismus und Katholizismus in Deutschland. Der einzelne Japaner befolgt bald die Sitten der einen, bald die der andern Religion. Um die einzelnen Tempel schart sich wohl ein engerer oder loserer Kreis von Anhängern und Freunden, aber die Zahl derselben läßt sich nicht feststellen, da weder die einzelnen durch Geburt oder Ceremonien in die religiöse Gemeinschaft aufgenommen, noch Listen über die Befenner geführt werden. Daher ist die Frage nach der Zahl der Schintoisten oder der Buddhisten in



Aus der Umgebung des Hakuin-Tempels in Tokyo.

Japan eine ganz müßige. Um ein Bild von der Verbreitung beider Religionen in Japan zu geben, kann man höchstens die Zahl der Tempel und der Priester anführen. Nach der uns vorliegenden offiziellen japanischen Statistik zählte am 31. Dezember 1886 der Schintoismus 191 968 Tempel und 14 849 Priester, der Buddhismus 72 039 Tempel und 56 266 Priester. Den Haupteinfluß namentlich in den breiteren Schichten des Volkes hat entschieden der Buddhismus.

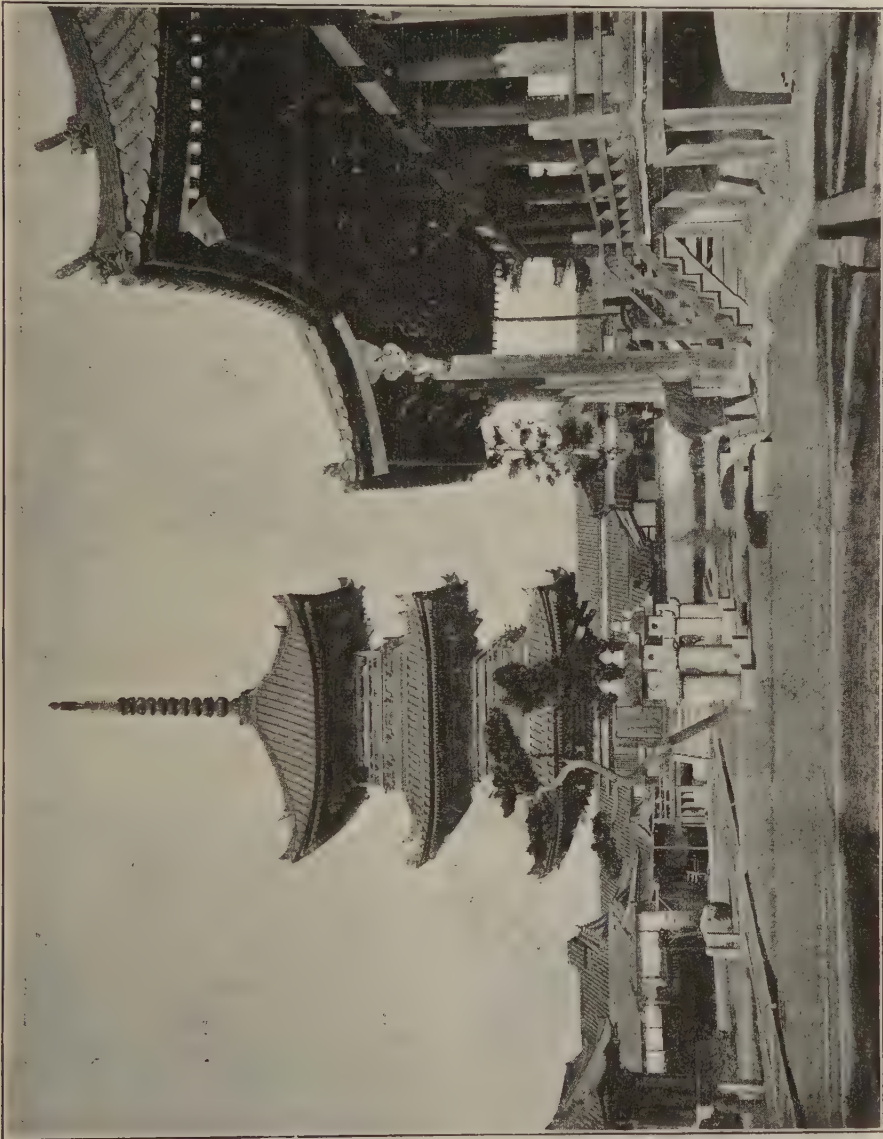
Während der Schintoismus an seinen Tempeln jeglichen Schmuck, sogar den der Farbe, verschmäh't und das Holz daher nur in der Naturfarbe verwendet und beläß't, sind die buddhistischen Tempel mit allen Mitteln der Kunst verschwenderisch ausgestattet. Trotzdem ausschließlich Holz als Baumaterial verwendet wird, haben japanische Architekten, Holzschneider, Maler und Metallarbeiter zusammengewirkt, um in den buddhistischen Tempeln Bauwerke zu schaffen, die sich getrost dem Schönsten, was die Baukunst des Abend- und des Morgenlandes hervorgebracht, an die Seite stellen lassen. Wie die Schintotempel liegen auch die Buddhatempel meist inmitten wohlgepflegter, schattiger Gaine und kunstvoller Gartenanlagen. Da wechseln dichte Baumgruppen mit Rasenplätzen. Zwischen künstlichen Felsgebilden ziehen sich verschlungene Wasserläufe hin, über die kühn geschwungene Brücken hinwegführen. In Bezug auf Blumen hat fast jeder Tempel seine besondere Spezialität. Bei dem einen wird die japanische Kirsche, beim anderen die Lotosblume, die Schwertlilie, die Wistaria chinensis u. a. m. in besonderer Schönheit und Vollkommenheit gezogen. Zur Zeit der Blüte strömen dann in der Hauptstadt Tokio Tausende zu den betreffenden Tempeln, um sich der Blütenpracht zu freuen und einen angenehmen Tag zu verleben. Der Farbenreichtum der Blüten, der in seltsamem Kontraste zu den düsteren Nadelhölzern der Tempelhaine steht; die reich verzierten, prächtigen Tempel; der dazwischen hinflutende Strom fröhlich lachender und schwagender Menschenkinder in farbigen, seidenen Gewändern und das alles überstrahlt vom Glanze der südlichen Sonne — das ist ein Bild, das der, der es einmal gesehen hat, nie wieder vergiß't. Eine besondere Sehenswürdigkeit in dieser Beziehung sind die Asakusatempel in Tokyo,

deren Umgebung Tag für Tag das Bild eines großen Volksfestes bietet. Den Zugang bildet eine lange Straße, deren beide Seiten durch lange Reihen von Verkaufsbuden eingenommen werden, in welchen namentlich Spielzeuge, Photographien u. dgl. ausgestellt sind. Weiterhin kommen Theehäuser, aus denen Saitenspiel und Gesang herausschallt. Märchen- und Sagen erzähler haben dort Aufstellung genommen und finden für ihre lebendigen, fast dramatischen Erzählungen immer ein zahlreiches, dankbares Publikum. Da finden wir Schaustellungen von wilden Tieren und anderen Sehenswürdigkeiten wie auf einer europäischen Messe, auch die „Moritath“ und die Riesendame nicht ausgenommen. Einmal sah ich, als etwas in Japan noch Unbekanntes, in einer besonderen Bude einen Esel zur Schau gestellt.

Tiefer Glockenton und regelmäßige Trommelschläge, mit denen die Priester ihre Liturgie begleiten, zeigen uns, daß wir uns dem Heiligtume nähern. Wir betreten den inneren Tempelhof, welcher von dem großen und einer Anzahl kleinerer Tempel, von Priesterwohnungen und Schatzhäusern eingenommen wird. Unsere Abbildung läßt uns einen Blick in die Umgebung der Asakusatempel thun. Links über dem Teich erblicken wir den buddhistischen Turm, die Pagode, im vorliegenden Falle eine fünfstöckige, welche stets getrennt von dem Haupttempel steht. Gegen ein Eintrittsgeld von drei Pfennigen dürfen wir das Innere der Pagode betreten. Unten befindet sich ein Altar mit fünf Buddhastatuen. Von hier führt eine Stiege zur Spitze hinauf, von wo wir einen schönen Rundblick über die Stadt und die fernen Berge haben. Rechts auf dem Bilde sehen wir einen überdachten Glockenstuhl mit großer Glocke. Diese wird dadurch zum Tönen gebracht, daß man einen nach Art eines Sturmbockes davorhängenden, metallbeschlagenen Balken zurückzieht und dann losläßt, worauf er zurückschwingend gegen die Glocke stöß't. Das Bild S. 269 stellt einen Tempelhof aus der alten Kaiserstadt Kyoto dar. Vor den im Hintergrunde sichtbaren Nebengebäuden steht die dreistöckige Pagode. Rechts erblicken wir den Eingang zum Tempel, dessen Vor- und Hauptdach auf Säulen ruhen. Vor dem Tempel steht zu beiden Seiten des gepflasterten Weges je ein Paar Steinlaternen, wie sie auf

allen Tempelhöfen, oft in langen Reihen aufgestellt sind. Das Bild S. 270 gewährt uns einen Blick in einen der Vorhöfe der herrlichen Tempel der Bergstadt Nikko. Der mit schönen Platten belegte Weg führt im Zickzack hindurch. Auf beiden

des Gottes bereit steht. Weiterhin beschattet ein auf Säulen ruhendes Dach einen granitenen Brunnen, der so sorgfältig behauen und aufgestellt ist, daß das Wasser auf allen Seiten ganz gleichmäßig über den Rand herunterläuft, und das



Tempelhof in Kyoto

Seiten erblicken wir Laternen, links aus Bronze, rechts aus Stein. Links vom Wege steht inmitten einer steinernen Umzäunung ein riesiges Exemplar der Schirmtanne. (*Sciadopitys verticillata*). Das dahinter stehende Gebäude ist der Stall für ein weißes Pferd, das hier zum Dienste

Ganze wie ein massiver Wassermüchel aussieht. Das nächstfolgende Gebäude birgt eine sämtliche heilige Schriften des Buddhismus umfassende Bibliothek. Das Gebäude rechts im Vordergrund ist eines der Schatzhäuser, berühmt wegen der beiden am Giebelfelde angebrachten aus Holz geschnitzten Elefanten.

Doch wir kehren zurück zum Asakusatempel. Durch einen zweistöckigen rotgemalten Thorweg, so wie er vor jedem Buddhatempel errichtet ist, nähern wir uns

zwei kühnen, goldenen Könige," und sind wahrscheinlich ursprünglich brahmanische Gottheiten gewesen. Der japanische Volksmund nennt sie pietätlos den roten und

Tempelhof in Nikko.



dem Tempel. Der Unterbau des Thorwegs trägt links und rechts zwei riesige Gestalten mit wildem Gesichtsausdruck, die eine rot, die andere grün bemalt, die als Thorwächter gelten. Sie heißen Niofongo, „die

den grünen Teufel. Wir schreiten nun die Stufen zu der Haupthalle des großen Kuwannon¹⁾ (sprich Kannon-)Tempels hin-

¹⁾ Kuwannon ist die Gottheit der Gnade.

auf. Während beim Schintotempel ein Gitter vor dem Eingange den Eintritt verhindert, steht der Buddhatempel dem Besucher offen. Die Haupthalle ist stets sehr geräumig, da sie oft eine große Gemeinde in sich aufnehmen hat. Hier mißt sie 102 Fuß im Geviert. Über dem Eingange hängt das Kolossalgemälde eines neueren Künstlers, welches zwei schlafende Männer, einen schlafenden Tiger und einen buddhistischen Priester darstellt. Es will dem Besucher sagen, daß das Leben nicht mehr ist als ein Traum, das einzig Wirkliche, Lebendige in ihm die Macht der Religion. Wir treten ein in den weiten, hohen Raum, in dem ein eigentümliches Halbdunkel herrscht; nur spärlich fällt das Licht durch die engen Gitterfenster, und die Kerzen auf den Altären brennen trübe. Die darin herrschende Luft, vom übelriechenden Qualm der Kerzen, von Weihrauchdämpfen und vom Duft des Moschus, mit dem die Japaner sich gern parfümieren, geschwängert, ist imstande, die Sinne zu umnebeln. Ein Geschwirre von Tönen umfängt uns, aus dem wir nach und nach die Töne der Glocken, die Tempeltrommeln, das Murmeln betender Priester und Laien, das Lachen und Scherzen der Volksmenge, das Klappern ihrer hölzernen Stöckelschuhe, das Flattern der Tauben heraushören, die wie auf dem Markusplatz in Venedig gehet und gepflegt, in Scharen in und am Tempel nisten. An Decke, Wänden und Säulen sind unzählige, dem Tempel gestiftete Papierlaternen und Motivbilder angebracht, auf denen gewöhnlich die Gefahren und Notlagen dargestellt sind, aus denen der Stifter durch die Gnade Kuwannons errettet worden ist. Gleich rechts vor einer der riesigen Säulen erblicken wir ein seltsam verstümmeltes Gözenbild in sitzender Stellung, an welchem fortwährend Besucher sich zu schaffen machen. Es ist der die Krankheiten heilende Gott Binzuru. Der Kranke reibt den Körperteil, an welchem er leidet, erst am Bilde des Gottes, dann am eigenen Körper. Von dem jahrhundertelangen Reiben sind Augen, Nase, Ohren des Gottes vollständig weggeschliffen, Brust, Arme und Beine stark mitgenommen. Die Hauptaltäre sind durch Gitter abgeschlossen, doch werden diese auf unsere an einen der Priester gerichtete, von klingender Münze unterstützte Bitte bereitwillig aufgethan. Der Hauptaltar trägt eine

Menge von Leuchtern, Vasen mit Blumen, aus Gold gearbeitet, und anderen heiligen Gefäßen, in ihrem edlen einfachen Stile herrliche Muster japanischer Kunst. Auf ihm erhebt sich ein mächtiger Schrein, der das Bild Kuwannons birgt, umgeben von einer ganzen Menge anderer Gözenbilder. Zu beiden Seiten befinden sich kleinere Altäre der Götter Fudo und Nizen-mio-o, der ständigen Begleiter Kuwannons. Innerhalb dieser Umzäunungen hocken vor kleinen mit Schriftrollen bedeckten Tischen die Priester, fahl geworden und in bunt seidene Gewänder gehüllt, ihre Gebete murmelnd oder verschiedene Gegenstände verkaufend, als da sind: Bilder der Gottheit, Abkloßzettel, beschriebene Papierstreifen, welche Glück, Heilung von Krankheiten, Hilfe in Geburtsnöten ins Haus bringen, ferner Amulette, Rosenkränze, Weihrauchstangen und anderes. Die Betenden rufen zunächst den Gott durch Klatschen mit den Händen oder durch Ziehen an einer Schelle oder durch Schlagen einer Trommel. Dann beten sie, die Hände flach aneinandergelegt, die einen stehend mit gesenktem Haupte, die andern auf die Kniee fallend. Das Gebet besteht aus den Wiederholungen der Worte: Namu amida buzū („Heil dem ewigen Lichtglanz Buddha“). Manche sind schnell fertig und wenden sich den Zerstreungen des Tempels zu, bei anderen offenbaren Haltung und Mienenspiel ein wirkliches, inbrünstiges Gebetsringen, das Dürsten einer Heidenseele nach dem lebendigen Gott, dem Geahnten und doch Unbekannten. Noch andere machen es sich leichter. Abseits steht ein mit einem Drahtgitter verschlossener Schrein mit einem Kuwannonbild. Der Betende schreibt sein Anliegen auf einen Zettel, oder läßt es vom Priester schreiben, zerkaut das Papier im Munde und spuckt den Ballen gegen das Gözenbild. Gelingt es, ihn durch die Maschen des Drahtnetzes so zu dirigieren, daß er am Bilde hängen bleibt, so gilt die Bitte als gewährt, andernfalls als abgelehnt. Das Gözenbild ist daher über und über wie mit weißen Pflastern bedeckt.

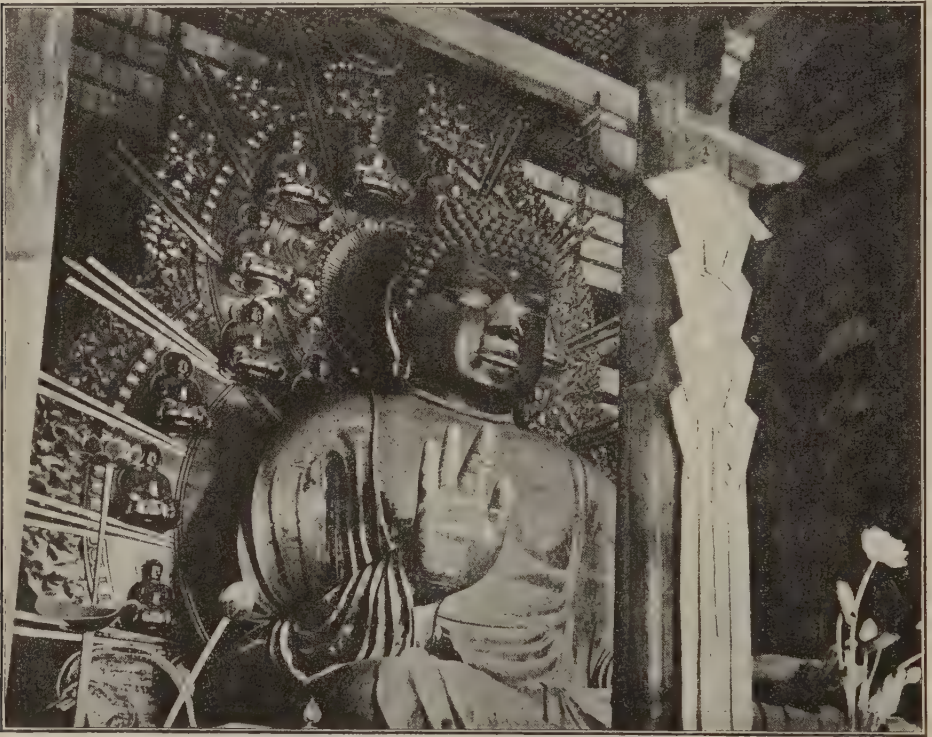
Am häufigsten wird natürlich von der buddhistischen Kunst Buddha selbst in verschiedenen Stellungen, Formen und Stufen der Seligkeit dargestellt. Berühmt sind die zahlreichen Kolossalstatuen Buddhas, die meist unter freiem Himmel errichtet sind.

Wir geben Abbildungen von den beiden berühmtesten, dem zu Nara und dem zu Kamakura.

Der Daibutsu von Nara¹⁾ steht in einem riesigen Tempel und ist 53 Fuß hoch. Das Bild ist aus Bronzeplatten zusammen-genietet. Der Guß des Bildes ist nach mehreren mißlungenen Versuchen im Jahre 749 n. Chr. ausgeführt worden, das Haupt ist jedoch später erneuert worden. Es ist ausnehmend häßlich. Buddha ist sitzend dargestellt, mit gekreuzten Beinen. Die rechte Hand ist erhoben, die linke ruht auf dem

vorgewachsen ist, ihre Blätter und Blüten in strahlender Reinheit erhebt, so soll der Mensch sich aus seiner natürlichen Sündhaftigkeit zur Reinheit Buddhas erheben.

Der Daibutsu von Kamakura²⁾ (S. 273) ist 49 Fuß hoch, und ist ebenfalls aus einzeln gegossenen Bronzeplatten zusammen-gesetzt, die nachher mit dem Meißel bearbeitet worden sind. Das Bild steht im Freien und macht, wenn es zwischen den dasselbe umgebenden, hohen Bäumen auftaucht, einen mächtigen Eindruck. Das Antlitz trägt den edlen, aus Indien über-



Daibutsu (großer Buddha) in Nara.

Knie. Den Hintergrund bildet ein großer goldener Glorienschein, in dessen Fächern sitzende Buddhas abgebildet sind. Der Gott sitzt, wie gewöhnlich, auf einer ausgebreiteten Lotosblume. Goldene Nachbildungen dieser Blume sind auch zu beiden Seiten aufgestellt. Die Lotosblume ist die heilige Blume der Buddhisten. Schön ist ihre Symbolik: Wie die Lotosblume, obwohl sie aus dem schmutzigen Sumpfwasser her-

kommenen Typus, in welchem sich erhabene Ruhe und Leidenschaftslosigkeit ausspricht. Die Augen sind von reinem Golde und 3 Fuß 11½ Zoll lang, die Augenbrauen über 4 Fuß. Der Umfang der Daumen beträgt 3 Fuß. Wie die Abbildung zeigt, ist es erlaubt, den unteren Teil des Bildes zu besteigen. Der daneben wohnende Priester hat das Photographieren gelernt und betreibt nun ein einträgliches Geschäft da-

¹⁾ Nara war von 709 bis 784 n. Chr. Residenz der japanischen Kaiser.

²⁾ Sitz der Regierung im östlichen Japan vom 12.—15. Jahrh., südwestlich von Yokohama gelegen.

mit, die Besucher in verschiedenen Stellungen, meist auf dem Daumen des Buddha sitzend, zu photographieren.

Nun noch ein Wort über die buddhistische Priesterschaft. Unsere Abbildung S. 274 zeigt einen Priester, auf dem Boden sitzend, kahl geschoren und in bunt seidnem, goldgestickten Ornate. In den Händen trägt er ein Weihrauchgefäß und einen Rosenkranz. Das japanische Volk hat keine hohe Meinung von der buddhi-

stischen Priesterschaft. Man macht ihr dasselbe zum Vorwurf, was man den katholischen Priestern in der Zeit vor der Reformation zum Vorwurf machte: Unwissenheit, Roheit und Unsitlichkeit, letztere hier wie dort eine Folge des Cölibats. Ich habe häufig mit buddhistischen Priestern verkehrt. Den zweimonatlichen Sommerurlaub, dessen ich mich in meiner japanischen Lehrstellung erfreute, habe ich mehrere Jahre in der herrlich in den Bergen gelegenen Tempelstadt Nikko verlebt. Die zahlreich dort ihre Sommerfrische haltenden Europäer mieteten sich kleine Tempel oder Priesterwohnungen, und die Priester betrachteten dies als ein höchst willkommenes, einträgliches Geschäft. Das eine Jahr wohnte ich in einem kleinen Tempel, an dessen Eingang ein Anschlag die Pilger belehrte, daß der Tempel für zwei Monate geschlossen sei. Der Hauptraum, wo sonst die Pilger ihre Andacht verrichteten, in dessen Hintergrunde ein großer Schrank mit Götzenbildern stand, diente am Tage als Empfangs- und Wohnzimmer, in der Nacht als Schlafzimmer. Die als Bett dienenden Mattdecken stellte der hilfsbereite Hauswirt. Sein sonstiges Wohnzimmer diente als Esszimmer, in Küche und Nebenräumen hausten die japanischen Diener. Die Wohnräume boten eine entzückende Aussicht auf einen kleinen, aber wohlgepflegten Ziergarten und eine unmittelbar

dahinter sich aufthuende Schlucht, deren Wände dicht belaubt waren, und aus der das Rauschen des Tagagawa heraufstönte. Ich hatte gehofft, von meinem Hauswirt mancherlei zu erfahren, aber vergeblich. Er war zwar stets gern bereit, mich in die Tempel mitzunehmen und mir die Schätze derselben, die sonst verschlossen waren, zu zeigen, konnte auch alles Mögliche über die Geschichte seiner Tempel und der darin aufbewahrten Kostbarkeiten mitteilen, aber



Daibutsu (großer Buddha) in Kamakura.

über Lehre und Einrichtungen seiner Religion war so gut wie nichts zu erfahren. Dabei war Zurückhaltung etwa aus begreiflicher Scheu dem Andersgläubigen gegenüber als Beweggrund seines Schweigens ausgeschlossen. Er besuchte mich häufig, um über das Wetter und andere gleich wichtige Dinge mit mir zu reden. Als Buddhist beobachtete er natürlich streng das Gebot, nichts vom Tiere zu genießen. Ich werde nie den Ausdruck des Entsetzens vergessen, mit dem er ein Stück Kuchen wieder auf

den Teller fallen ließ, als ihn meine Frau zum Nachmittagskaffee eingeladen hatte und ihm auf seine neugierige Frage unter den Bestandteilen des Kuchens „ein wenig Ei“ genannt hatte. Freilich hielt ihn dies nicht ab, sehr zum Mißfallen der deutschen Hausfrau, häufig den japanischen Koch in der Küche zu besuchen und in die Töpfe

an der Küste in frischem, im Inneren in getrocknetem Zustande. Hühner werden der Eier wegen im ganzen Lande gehalten, und Wildbret wird gegessen, wo es zu haben ist. In den großen Städten verbreitet sich auch der Genuß von Rindfleisch immer mehr. Daß aber das Verbot in nicht weit zurückliegender Zeit als solches noch em-



Buddhistischer Priester.

zu gucken, um sich über die Geheimnisse europäischer Kochkunst zu unterrichten. Das japanische Volk — das sei nebenbei bemerkt — enthält sich des Fleischgenusses weniger in bewußter Einhaltung des religiösen Verbotes, als infolge jahrhundertelanger Gewöhnung und wegen des Mangels an Fleisch. Fische werden überall gegessen,

pfunden wurde, zeigt ein Beispiel. Man findet auch jetzt noch ab und zu an japanischen Speisehäusern, in welchen Wildbret zubereitet wird, ein Schild mit der Aufschrift: Bergwalfisch. Das Wildbret wird hier im Gegensatz zum Seefisch als Bergwalfisch, in gewisser Übertreibung als Bergwalfisch bezeichnet und sein Genuß daher

als erlaubt hingestellt. Auf das buddhistische Verbot, Tiere zu töten, ist wohl auch der grausame Gebrauch zurückzuführen, Pferde dadurch zu töten, daß man sie an einen Baum bindet und ihnen die Rüstern fest mit Gras verstopft. Da das Pferd nur durch die Rüstern atmet, muß es ersticken. Man hält dies wohl nicht für eine direkte Tötung, ähnlich wie man sich in Ceylon damit entschuldigt, daß man die Fische ja gar nicht töte, sondern sie nur aus dem Wasser nehme.

Der Buddhismus hat unverkennbar einen mächtigen, erziehenden Einfluß auf das japanische Volk ausgeübt, und seine Macht im Volke ist auch jetzt noch groß, namentlich im Innern des Landes, trotzdem er in mehrere, zum Teil in Gegensatz stehende Sekten gespalten ist, und trotzdem er dadurch einen schweren Schlag erlitt, daß nach dem Jahre der Restauration (1868) die Regierung ihm viele Tempel nahm, um sie Schintoistenpriestern auszuhändigen, den anderen ihre staatlichen Geldbezüge abschchnitt, so daß sie nunmehr allein auf Sporteln, namentlich bei Begräbnissen, und milde Gaben ihrer Anhänger angewiesen sind. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, hat der Buddhismus neuerdings eine immer regere Thätigkeit entfaltet. Er sammelt seinen Anhang im Volke, sucht seinen Einfluß in immer weitere Kreise zu tragen, und daß er solchen Einfluß noch hat, zeigt die Opferwilligkeit für buddhistische Zwecke. Als bei dem Bau eines großen Tempels in Kyoto sich mit den Jahren ein Deficit von ca. 1½ Millionen Yen (à ca. 2,50 M.) herausgestellt hatte, beschloß im vorigen Jahre die Priesterschaft in ihrer Verlegenheit, eine Sammlung unter den Bekennern ihrer Sekte zu veranstalten. Diese hatte den für die Veranstalter selbst überraschenden Erfolg, daß in kurzer Zeit 1 Million Yen zusammenkamen. Seinen heftigsten Feind erblickt der Buddhismus im Christentum, dessen zunehmender Einfluß seine Vertreter mit Bestürzung erfüllt. Diesem Gegner gegenüber hat der Buddhismus seine oben erwähnte Toleranz

aufgegeben, und es entspinnt sich ein Kampf auf Leben und Tod, ein Kampf, bei dem auf buddhistischer Seite alle Mittel als erlaubt gelten. Wenn man dem Treiben der Buddhisten in den letzten Jahren zusieht, fühlt man sich in die Zeiten eines Julian zurückversetzt, in denen ebenfalls das unterliegende Heidentum die niedrigsten Kampfmittel nicht verschmähte, auf der anderen Seite aber auch die Waffen der siegreich vordringenden Religion sich anzueignen suchte. Da wird das Christentum verdächtigt, seine Sittenlehre herabgesetzt, wobei besonders das Alte Testament erhalten muß. Man wirkt durch Vorträge, durch Flugschriften, durch die Zeitungen. Man verbindet sich mit denjenigen politischen Parteien, welche den Ausländern das Recht der freien Ansiedlung im Lande nicht einräumen wollen. Man entlehnt dem Christentum seine mächtigsten Waffen, die Gemeindebildung und die Werke der Menschenliebe. So suchen die Buddhisten Gemeinden zu sammeln. Sie gründen Jünglings- und andere Vereine, sie errichten Krankenhäuser, Freischulen u. s. w. Sie haben dabei manchen Erfolg gehabt, namentlich den, daß mancher Feind der Ausländer unter den europäisch gebildeten Japanern sich auf ihre Seite gestellt hat. Es muß in Deutschland interessieren, daß einer der glühendsten Vorkämpfer des Buddhismus und der fremdenfeindlichen Richtung, Inouye, eine Reihe von Jahren Professor am orientalischen Seminare in Berlin gewesen ist. Zur besonderen Genugthuung gereicht es den Buddhisten, zu hören, daß die Zahl der Anhänger Buddhas in Europa im Wachsen begriffen ist. Das Christentum braucht den Kampf nicht zu fürchten. Gerade feindseligen Mächten gegenüber hat es stets seine Kraft am glänzendsten bewährt. Wohl mag es noch manchen Strauß geben, aber die Tage des Buddhismus in Japan sind gezählt: An die Stelle Buddhas wird der treten, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.

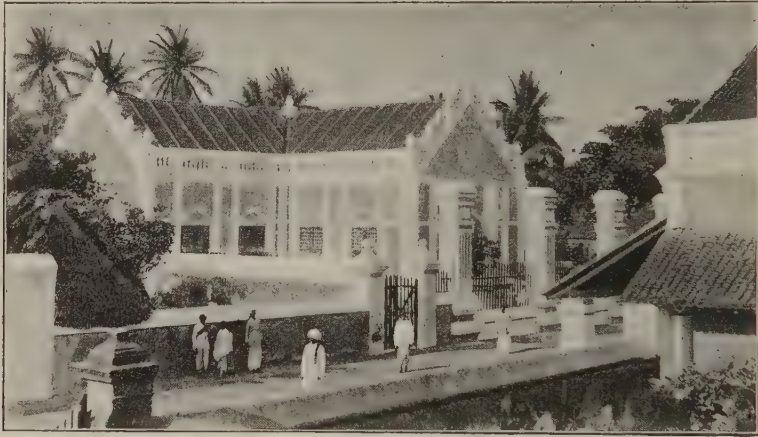
Weihnachten in Trankebar.

Von Helene Stosch.

„Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammen kommen soll.“ Dies Wort des 122. Psalm lag dem ersten evangelischen Missionar der neueren Zeit, Ziegenbalg, im Sinn, als er seine neu-erbaute Kirche in Trankebar „Jerusalemskirche“ nannte.

Wie die Jahreszahl über ihrem Haupteingang berichtet, ward sie im Jahre 1718 vollendet. Zwölf Jahre heißer Arbeit lagen hinter Ziegenbalg, und nur wenige Monate nach Einweihung dieser Kirche bettete man seinen müden Leib darin zur Ruhe. Aber er hatte auch eine reiche Garbe einbringen dürfen, 250 Heiden waren bei seinem Tode getauft. Diese

Zum Weihnachtsfest besonders strömten die auswärtigen Christen in Scharen nach ihrem Jerusalem. Konnten nicht alle Unterkunft bei den einheimischen Christen finden, so wohnten sie in Laubhütten wie dereinst die Kinder Israhel; ein Blätterdach über einigen in den Boden gerammten Pfählen genügte zu ihrer Unterkunft. Die Jahreszeit war für diese Zusammenkünfte um Weihnachten besonders geeignet. Die starken Regengüsse des Monsun waren vorüber, die Saaten reiften der Ernte entgegen, ringsum war grünes und blühendes Leben, die Nächte warm genug, daß auch die Kinder des heißen Landes im Freien bleiben konnten, die Tage nicht



Jerusalemskirche in Trankebar.

gehörten zum großen Teil zur dänischen Kolonie Trankebar. Doch war der Same des Wortes auch darüber hinaus geflogen und hatte aus weiter entlegenen Ortschaften Hörer angelockt. So sammelten sich hie und da im Heidenlande kleine Christengemeindlein, obgleich der König von Tanjore, westlich landeinwärts von Trankebar, den europäischen Missionaren den Eintritt in sein Land verwehrt hatte. Eingeborne Lehrer nährten diese schwachen Lichtlein inmitten der dicken Finsternis. Nahten sich aber die hohen Feste, so machten sich diese fernen Gemeinden auf, um in Trankebar die schönen Gottesdienste mitzufeiern und durch Wort und Sakrament neue Stärkung zu empfangen.

so heiß, daß alle Lebenskraft vertrocknete. Die sonst weit voneinander entfernt wie eine zerstreute Herde lebten, freuten sich nun ihrer Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit.

Als Heiden waren sie um dieselbe Zeit nach Majaweram gepilgert, das etwa sechs Stunden von Trankebar entfernt an dem heiligen Flusse Kaveri liegt. Zu dem großen Badefeste strömten dort noch jetzt alljährlich Tausende, ja Zehntausende von Menschen. Früher haben viele der Festgäste bei dem großen Gedränge in dem angeschwollenen Strom ihren Tod gefunden und wurden von ihren Angehörigen glücklich gepriesen, daß sie sofort zur Seligkeit eingegangen seien. Jetzt wird auf Anordnung der

englischen Regierung vor Beginn des Festes das Wasser des Kaweri abgelassen, und es bleibt nur noch ein großer Sumpf mit einigen Tümpeln übrig. Darin drängt sich nun die Menge Kopf an Kopf voll Erwartung auf den Augenblick, wenn die Götzen zum Bade in das Wasser getaucht werden, um dann sogleich sich selbst mit Wasser zu besprengen und dadurch Vergeltung zu erlangen. Glückliche sind diejenigen, die dem Tempel elephants nahe genug kommen, um von ihm bespritzt zu werden. Nach allen Seiten streckt er seinen Rüssel aus, um Geld zu sammeln, das

erhalten, und für diejenigen, die auch nicht einmal über Pfennige verfügen, veranstalten die Reichen Speisungen. Das ganze Fest könnte man für eine fröhliche Volksvereinigung, verbunden mit einem Jahrmarkt, halten. Denn überall werden in Veranden der Häuser Kleiderstoffe, Schmuckfachen, Messinggefäße, Fächer und anderes feilgeboten. Wer aber am Abend die immer lauter und rasender werdende Musik, das Schreien und Johlen der Menge hört, der wird inne, daß dies Badefest ein Sumpf ist, und daß das arme Volk, anstatt von Sünden rein zu werden, sich recht



Schwingfest in Madura.

er an seinen Treiber abgibt, bis er nach einiger Zeit wieder den Rüssel voll Wasser zieht und die Menge benetzt.

Hie und da ragen die Gestalten von Brahminen über den Wald von Köpfen hinaus. Sie haben sich unter mächtigen Sonnenschirmen auf Tischen niedergelassen und verkaufen für wenige Pfennige Büschel heiligen Grases, das zu allerlei Ceremonien bei verschiedenen Familienereignissen gebraucht wird. Überhaupt ist es auch dem Ärmsten möglich, an einem solchen Feste teilzunehmen. Für wenige Pfennige kann er Reis und Bananen zu seiner Nahrung

eigentlich mit dem Schlamm derselben bedeckt.

In früheren Zeiten fanden sich auch in dieser Jahreszeit öfters große Menschenmassen zusammen, um Schwingfeste zu feiern. Die Marter, die dabei ein Volksgenosse auf sich nahm, sollte die Götter rühren, namentlich wenn der Regen unzureichend war, noch mehr Himmelsfegen von ihnen erzwingen. Viele Jahre hatte man von dieser Art Götzendienst nichts mehr gehört und glaubte, daß er unter englischer Regierung überhaupt nicht mehr gestattet werden würde. Aber mehrere Jahre hatte

die Regenzeit nicht genügt, die Flüsse zu füllen, die Reisfelder konnten nicht bewässert werden, und große Stücke Landes mußten ohne Saat und Ernte bleiben. Da stellte sich ein jugendlicher, kräftiger Mann den Priestern in Madura in Südindien vor und erklärte sich bereit, durch ein Schwingfest den Zorn der Götter zu besänftigen. Fanatische Priester bohrten ihrem blumengeschmückten Opfer einen doppelten eisernen Haken in den Rücken ein. Der Jüngling wurde an einem beweglichen Baumstamm befestigt, der auf einem Götzwagen ruhend vor einer schaulustigen Menge von den Priestern auf- und niedergezogen ward. Und dies geschah nicht nur einmal, sondern an einer Reihe von auf einander folgenden Tagen ließ sich derselbe Mann wieder und wieder schwingen.

Wem graut es nicht vor den finstern, nach Blut lebenden Göttern, und wem blutet nicht das Herz bei dem Opfermut dieses Heiden!

Was für fröhliche, selige Feste feiern dagegen die zum Christentum übergetretenen Kinder desselben Volkes!

Zwei Monate vor Weihnachten trafen wir in Trankebar ein. Fremd war uns das Tamulenvolk mit seiner Sprache und seinen Sitten. Fremd mutete uns auch die Natur Indiens an. Denn während im deutschen Vaterland um diese Jahreszeit die Herbststürme die Blätter von den Bäumen wehen und die Natur mit den Menschen zu ahnen und zu warten scheint, blieb es in Indien so heiß wie hier im Hochsommer. Wohl umwölkte sich manchmal der Himmel, seine Schleißen öffneten sich, und wolkenbruchartiger Regen strömte herab; doch eine merkliche Abkühlung war kaum zu spüren. Nicht der Winter, sondern der Frühling trat ein, Gras bekleidete das dürre Erdreich, die Büsche und Bäume trieben neue Zweige und Blüten, Monatsrosen brachen auf, und der gewaltige, von Ziegenbalg gepflanzte Weinstock setzte Trauben an. So war unserm natürlichen Gefühl nach Weihnachten fern. Und in dem Herzen regte sich ein Bangen: wie sollten wir ein fröhliches Christfest feiern, nachdem wir erst vor wenigen Monaten unsere drei ältesten Kinder verlassen hatten? Die beiden Kleinen aber, die wir nach Indien hatten mitnehmen können, hatten ein Anrecht auf eine deutsche Weihnachtsfeier,

auch wurden wir gebeten, die Beschierung der Schulmädchen zu übernehmen. So erkundigte ich mich, wo man etwas Spielzeug kaufen könne. „Haben Sie denn nichts aus Deutschland für Weihnachten mitgebracht?“ lautete die verwunderte Gegenfrage. „In Trankebar kann man wohl die Kleider für die Diener kaufen, für die Kinder nur etwa kleine Thontöpfchen und Tellerchen, wie sie der braune Töpfer für die einheimische Jugend macht.“ Das war freilich niederschlagend, denn die deutschen Spielsachen waren schon auf dem Schiff verschwunden, teils von den braunen Dienern weggenommen, wenn die Kleinen sie aus der Hand legten, teils von einem mutwilligen kleinen Engländer über Bord geworfen. Doch fand sich ein Ausweg; nicht weit von Trankebar hat unsre Mission eine Industrieschule, in der Tamulen zu Tischlern und Schlossern ausgebildet werden. Der deutsche Vorsteher derselben versprach, einen kleinen Baukasten und eine Holzschaukel für das Spiel am Meeresstrand anfertigen zu lassen; ja auch einen Christbaum versprach er am heiligen Abend mitzuschicken. Gern wollte ich diesen wie in Deutschland mit Rosen und Lilien schmücken, aber wie viel Mühe machte es, daß der Diener ein wenig Draht auftrieb, um die Papierblumen zu befestigen, von leeren Selterswasserflaschen konnte er schließlich etwas bekommen.

Inzwischen war der heilige Abend herangekommen, und die unserm Hause gegenüberliegende Jerusalemskirche wurde mit Eifer von Jung und Alt geschmückt. Die Schulknaben hatten lange Papierguirlanden gefertigt, indem sie Streifen bunten Seiden-Papiers auf Schnüre gezogen hatten, so daß die Farben in bestimmten Abschnitten wechselten. Diese Guirlanden befestigten sie an den Lampen, die die vier Arme der Jerusalemskirche erhellen, und leiteten sie dann von allen vier Seiten nach dem in der Mitte schwebenden Kronleuchter. Während die kleinsten Schulknaben Blüten und Blätter durch die Kirche zerstreuten, befestigten die größeren an jeder Kirchenbank ein Sträußchen. Die ältesten Schüler brachten Zweige der Kokospalmen. Diese Blätter sind so lang und breit, daß der Knabe, der eins, über seinen Kopf gelegt, hinter sich her zog, fast nicht zu sehen war.

Diese mächtigen Palmenzweige wurden an der Eingangsthür befestigt und auch an den Säulen unsers Hauses angebracht. Sogar die Straße wurde mit Binsen überstreut. Auch unser Christbaum traf ein, zwar war es kein Nadelbaum, er hatte Blätter wie etwa ein Oleander, aber seine Form war der eines Tannenbaums nicht unähnlich. Besonders freute es mich zu hören, daß er nur die obere Spitze eines großen Baumes gebildet hatte, der bis zum nächsten Jahr einen neuen Christbaum treiben könne. Ein großer Thonkübel mit Erde gefüllt, wurde hereingebracht, der Baum eingepflanzt und begossen, damit er doch einige Tage frisch

Gewand bezeichnet den Witwenstand. Die reicheren tragen seidene Kleider, alle haben mehr oder weniger Schmuck angelegt an Ohren, Nasen, Hals, Armen, Fingern, Füßen und Zehen. Paarweise ziehen die Schüler mit ihren Lehrern heran, während die kleineren Kinder auf der Hüfte der Mutter reitend oder neben ihr her trippelnd zur Kirche kommen. „Gelobt sei Gott,“ tönt der Gruß von allen Seiten, die Glocken erklingen, der Organist hebt an zu spielen: „Nun singet und seid froh,“ und bald ist das geräumige, hell erleuchtete Gotteshaus dicht gefüllt. Die alten, heimischen Weihnachtslieder, von der Versammlung mit herzlichster Begeisterung ge-



Mädchenschule in Trankebar.

bleibe. Bald war er mit Rosen und Lilien übersät, umsomehr Mühe bereitete an den dünnen Zweigen das Befestigen der Lichter. Diese waren fingerstarke Wachskerzen, etwa einen viertel Meter lang, als Wallfahrtsopfer für Katholiken gegossen und mußten nun halbiert unsern Christbaum zieren.

Als die Dämmerung anbrach, flammten auf der Straße und an den Eingängen zur Kirche Fackeln auf, die hin- und herflackernd ein wechselndes Licht auf die von allen Seiten herzufließenden Kirchgänger warfen. Die Männer tragen blendendes Weiß als Festgewand, die Frauen dagegen haben sich in alle erdenklichen bunten, meist leuchtenden Farben gekleidet, denn das weiße

schwarze Gewand bezeichnet den Witwenstand. Die reicheren tragen seidene Kleider, alle haben mehr oder weniger Schmuck angelegt an Ohren, Nasen, Hals, Armen, Fingern, Füßen und Zehen. Paarweise ziehen die Schüler mit ihren Lehrern heran, während die kleineren Kinder auf der Hüfte der Mutter reitend oder neben ihr her trippelnd zur Kirche kommen. „Gelobt sei Gott,“ tönt der Gruß von allen Seiten, die Glocken erklingen, der Organist hebt an zu spielen: „Nun singet und seid froh,“ und bald ist das geräumige, hell erleuchtete Gotteshaus dicht gefüllt. Die alten, heimischen Weihnachtslieder, von der Versammlung mit herzlichster Begeisterung ge-

lungen, verbinden uns mit den braunen Christen zu einer feiernden Gemeinde. Der eingeborne Pastor besteigt die Kanzel, mit freudiger Beredsamkeit redet er über das Wort: „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben.“ Man merkt ihm an, daß er mit seiner ganzen Person zu Freude und Dank aufrufen möchte. Vielleicht, weil er besonders die Kinder anredete und somit seine Rede einfacher gestaltete, gelang es mir zum erstenmal, den Zusammenhang einer tamilischen Predigt zu verstehen und selbst einen Segen daraus zu schöpfen.

Zutraulich drängten sich beim Verlassen der Kirche die Frauen heran, um ihren Salam zu machen und in unser Haus zu

folgen, wo der Christbaum schnell erleuchtet ward. Unterdessen wurden auf der Straße bengalische Flammen und anderes Feuerwerk abgebrannt, denn ohne dasselbe ist nach indischen Begriffen ein Fest nicht vollständig. Dann zerstreute sich die Menge eilig, um den verschiedenen Bescherungen in den Häusern der Missionare beizuwohnen. Lehrer und Lehrerinnen führten die Schulkinder, etwa 60 an der Zahl, darunter auch viele Heidenkinder, in unser größtes Zimmer. Mütter und Verwandte drängten nach, so daß bald kein Platz mehr zum Treten, beinahe keine Luft mehr zum Atmen übrig blieb. Ungeteilte Bewunderung wurde dem „Blütenbaum“ zu teil. Nachdem ein Lied gesungen worden, versuchte mein Mann zum erstenmal eine Ansprache in tamilischer Sprache zu halten. Er sagte den Kindern: „Als unsere ersten Eltern im Paradiese sündigten, meinten sie, Gott sieht uns nicht, Gott ist ferne. Wenn wir Sünde thun, so ist es, als ob uns eine Stimme beruhigte, Gott ist nicht hier, er weiß nicht, was du thust. Die Heiden, die von ihren Sünden nicht lassen und sich zu dem einen wahren Gott nicht bekehren wollen, thun es in der Meinung, Gott ist ferne, er sieht und kennt uns nicht. Zu Weihnachten aber sehen

wir: Gott ist nahe. Er ist ein Mensch geworden wie wir, ein Kindlein wie unsre Kinder. Und doch ist er der heilige Gott, der Feind aller Sünde. Wer zu ihm kommt, kann die Sünde nicht lieb haben. Darum laßt uns uns abwenden von allem, was dies heilige Kindlein betrübt, vergeßt es nie, Gott ist uns nahe.“ Die Kinder hatten die Anrede gut verstanden, das zeigten ihre Antworten, als der Lehrer sie nach dem Gehörten in den gewöhnlicheren Ausdruck der Volkssprache fragte. Dann erhielt jedes Christenmädchen ein Röckchen und ein Jäckchen, das aus Deutschland für sie gekommen war, dazu wurden Bildchen, Bleistifte und Federhalter verteilt. Aber auch die Heidenkinder erhielten eine Kleinigkeit, damit ihnen das Weihnachtsfest lieb werde. Unsre Kleinen freuten sich der Hölzchen und Tellerchen, die für sie unter dem Christbaum standen, die Diener mit ihren Familien bewunderten die neuen Kleider. Als unsre Gäste mit vielen Salams und Danksgungen sich entfernten, durften wir danken für einen fröhlichen und gesegneten Christabend, der uns mit dem fremden Volke zu einer Gemeinde verbunden hatte, die nach der himmlischen Heimat wallt, nach dem Jerusalem, das droben ist.

Ein wackeres Kind.

Nachtrag zu dem Blutbad von Kutscheng.

Es war am ersten August dieses Jahres; die Sonne schien schon heiß und blendend, obgleich sie kaum eine Stunde aufgegangen war; da verließen drei glückliche Kinder Mildred, Kathlin und Herbert ihr Haus, um am nahen Hügelabhang Blumen zu suchen. Es war Herberts Geburtstag, und sie wollten den Frühstückstisch zu Ehren des kleinen sechsjährigen Geburtstagskinds mit Blumen schmücken. Er war stolz auf seine sechs Jahre, und seine Schwestern, die mehrere Jahre älter waren, waren stolz auf ihn. Ihre Eltern waren Missionare der englischen Kirchen-Missionsgesellschaft und setzten ihr Leben, ihre Liebe und alle ihre Kraft daran, die Chinesen zur Erkenntnis Jesu Christi des Heilandes zu bringen. Sie wohnten in Kutscheng, nicht sehr weit von Futschau und waren dort glücklich in ihrer Arbeit.

Als die Kinder an jenem Morgen Blumen pflückten, hörten sie Hörner- und Trompetenklänge und sahen eine Abteilung Chinesen aus der Richtung der Stadt Kutscheng her mit Fahnen anmarschieren. Sie fürchteten sich vor den Chinesen nicht, denn sie hatten den größten Teil ihres jungen Lebens in ihrer Mitte zugebracht und waren ganz vertraut mit ihnen. So liefen sie hin, um die Prozession an sich vorüberziehen zu lassen. Plötzlich als sie ganz nahe waren, packte einer von den vordersten Kathlin am Haar; da wurden die Kinder auf einmal von Schrecken ergriffen und rannten schreiend auf ihr Haus zu. Kathlin wand sich los und lief auch davon, aber ihre Verfolger waren ihr dicht auf den Fersen — nicht einer oder zwei, sondern der ganze Haufe mit lautem Geschrei. Sie betraten das Haus gleichzeitig

mit den Kindern, die dahin fliehen wollten, wohin alle rechten Kinder ihre Zuflucht nehmen, in die Arme ihrer Eltern. Aber grausame Leute liefen vor ihnen in ihrer Eltern Zimmer, es wurde mit Schwertern und Speeren nach ihnen geschlagen und geworfen, und sie wurden von der heulenden Menge hin und her geschleucht. Kathlin kroch unter ein Bett; Mildred versteckte sich unter einem Kissen auf dem Bett. Sie wußten von nichts, nur daß die Leute im Hause wie losgelassene wilde Tiere waren, die nach Menschenblut düsteten. Das Haus war voll Geschrei; jammernde Hülferrufe vermischten sich mit dem Heulen der grausamen, triumphierenden Menge. Dann hörten sie keine bekannte Stimme mehr, nur noch chinesische Rufe; zuletzt rannte jemand an ihnen vorüber und schrie: „Wir haben alle fremden Teufel tot geschlagen.“

Allmählich wurde das Getümmel leiser und leiser, bis es in der Ferne erstarb; da kroch Kathlin zitternd, krank vor Furcht und mit tiefbekümmertem Herzen aus ihrem Versteck hervor. Rings umher war es schrecklich still — ein Schweigen, wie sie es nie vorher gekannt hatte, das Schweigen des Todes. Nirgends ein Zeichen des Lebens, kein Ton, außer einem schwachen Seufzen von Mildred auf dem Bett. Dann zischte es und knackte es näher und näher, und der Gedanke fuhr ihr durch den Kopf: die bösen Menschen haben das Haus angesteckt, um ihr Zerstörungswerk zu vollenden! Sie konnte nicht an sich selbst denken; ihr einziger Gedanke war ihre arme Schwester, die ohnmächtig und aus einer großen Wunde am Knie und vielen andern schrecklichen Wunden blutend da lag; sie mußte aus dem brennenden Hause gerettet werden.

Kathlin war selbst voller Striemen und Quetschungen, und sie war die jüngere Schwester; aber ihr wackeres Herz gab den jungen Armen Kraft, sie trug ihre verwundete Schwester hinaus und legte sie in einiger Entfernung nieder. Sobald Mildred in Sicherheit war, sprang Kathlin wieder in das brennende Haus, denn sie hörte ein ganz leises, schwaches Seufzen und erkannte die Stimme. Ihre Eltern lagen da blaß und stumm, mit Wunden und Blut bedeckt, sie wußte nur zu gut, daß sie nie wieder reden würden! Ihr



Herbert und Evan Stewart.

Herz brach vor Entsetzen und Angst, aber sie hatte keine Zeit nachzudenken, sie mußte handeln. Sie mußte unter allen Umständen das kleine, stöhnende Kind finden. Und richtig, da fand sie in der Kinderstube ihren kleinen dreijährigen Bruder Evan krank und voller Wunden, schleppte ihn hinaus und legte ihn neben die arme, ohnmächtige Mildred. Das wackere, kaum elfjährige Mädchen eilte zum drittenmal zurück in das brennende Haus mit seinen blutüberströmten Leichen. Diesmal galt es das kleine Geburtstagskind zu retten, das noch

zwei Stunden vorher so glücklich und vergnügt gespielt hatte, nun lag es zum Tode wund da mit schrecklichen Wunden. Kathlin schloß es in ihre mitleidigen Arme und trug es aus den Flammen heraus. Und noch einmal mußte das Kind hinein in das Feuermeer; wo war nur ihr kleinste Schwesterchen, der kleine, einjährige Liebling? Unter dem Leichnam des Rindermädchens fand sie ihn, das ihn mit seinem Leben geschützt hatte. Nur mit Mühe konnte sie ihn unter der Toten hervorziehen, ach das kleine Würmchen hatte eine klaffende Wunde über dem Auge!

Nun hatte sie nichts mehr zu retten, es war niemand mehr am Leben in dem brennenden Hause. Die Flammen konnten ihr Werk thun. Aber Kathlins Werk war noch nicht zu Ende. Die Sonne schien heiß und sengend; ihre verwundeten Brüder und die Schwester mußten unter ein schützendes Obdach gebracht werden, sonst konnten sie in der Sonnenglut sterben; sie waren ja ohnehin schon halb tot. Da war noch das Haus der Missionschwester, war nur niemand darin, der ihr helfen konnte? Am Morgen — war's nur derselbe Morgen? —, als sie ausgingen, hatten die Missionarinnen sie so fröhlich begrüßt und dem Geburtstagskind gewünscht, daß es diesen Tag noch recht oft erlebe. Es war Kathlin weh, als sie daran dachte, nun

war alles still, so schrecklich still! Aber sie ließ sich nicht abschrecken; einen nach dem andern trug sie hinüber nach dem schweigenden Hause, erst ihren sechsjährigen sterbenden Bruder, dann den kleinen dreijährigen und zuletzt das Baby. Es dauerte nicht lange, da kam eine von den Missionarinnen zurück, die ziemlich gut davongekommen war, und sie fanden eine zweite schwer verwundet — das waren die beiden einzigen, die von den acht Missionarinnen am Morgen noch am Leben waren.

Später am Tage kam mehr Hilfe und ein Arzt für die Verwundeten. Aber dem kleinen Geburtstagskind war nicht mehr zu helfen; ehe die Sonne unterging, war es mit seinem Vater und seiner Mutter vereinigt in dem Lande, wo kein Schmerz noch Geschrei mehr ist. Auch das Baby ist gestorben, und vielleicht wird Mildred ihnen bald nachfolgen. Die arme, brave Kathlin! Sie hat durch ihren Mut und ihre Ausdauer das Leben ihrer Geschwister nicht retten können. Welch trüber Schatten ist in ihr junges Leben gefallen! Des Vaters, der Mutter, der Geschwister beraubt, eine elternlose Waise mit einem Herzen voll unsagbar schrecklicher Erinnerungen! Gott, der Vater der Waisen, nehme das arme Kind sonderlich in seinen Schutz und erfülle ihr Herz mit Frieden und Trost!

Chronicle.

Der Untergang des Moskito-Staates.

Vom Herausgeber.

Die evang. Mission hat mit der Politik nichts zu schaffen; es ist für beide Teile um so besser, je reinlicher sie ihre Wirkungsgebiete abgeteilt haben. Das schließt aber nicht aus, daß die Missionsarbeit von dem Lauf der politischen Ereignisse mit fortgerissen, gehemmt oder gefördert wird. Wir können es deshalb nicht umgehen, gelegentlich auch von politischen Wirren zu reden, wenn dieselben für die Zukunft von Missionsgebieten von ausschlaggebender Bedeutung sind.

Der Moskito-Staat wird vielen unserer Leser sogar dem Namen nach unbekannt sein. Seitdem der Bau des von Ferdinand von Lesseps geplanten Panama-Kanals ins Stokfen geraten und aufgegeben ist, rückt ein

anderes Projekt, Mittelamerika durch einen Kanal zu durchschneiden, in den Vordergrund des Interesses. Die centralamerikanische Republik Nicaragua soll von Südosten nach Nordwesten durchquert, und der große Nicaragua-See das centrale Wasserbecken des Kanals werden. Der geplante Kanal wird nach Osten zu im Mündungsgebiete des Rio-San-Juan bei der Stadt Greytown den Atlantischen Ocean, genauer das Karaimische Meer erreichen. Ein paar Meilen nördlich von dieser Stadt Greytown begann bis zum vorigen Jahre (1894) der Moskito-Staat und zog sich längs der Ostgrenze des Nicaragua-Staates bis in die Gegend von Cap Gracias a Dios hin. Die Hauptstadt war Bluefields, eine zweite fröh-

lich auftretende Handelsstadt Magdala oder Pearl Lagoon (sprich Pärլ Legun).

Vor 60 Jahren war dieses weite, ebene Prärien- und Urwaldgebiet von kriegslustigen Indianerstämmen bewohnt, die man unter dem Namen der Miskitos oder Moskitos zusammenfaßte, obgleich die drei mächtigsten Stämme, die Tawira, Sambu und Blanco in bitterster Feindschaft lebten. Im Jahre 1848 ließen sich die Missionare der Brüdergemeinde in dem friedlosen Lande nieder, und ihrer treuen Arbeit und hingebenden Liebe gelang es, nicht allein den größeren Teil der Indianer für das Christentum zu gewinnen und ein Netz von Missionsstationen über das Land auszuspannen, sondern auch friedliche Zustände anzubahnen und ein geordnetes Gemeinwesen herzustellen.

bemühte sich in Verbindung mit seinen roten und schwarzen Staatsräten sein Land nach weisen Gesetzen ruhig und friedlich zu regieren. Besonders zwei Glieder seines Rates, der Mulatte Cuthbert und der Indianer Paterson, waren Ehrenmänner und aufrichtige Christen. Der kleine Moskito-Staat war ein christliches Idyll mitten im wüsten Centralamerika, ein Beweis zugleich, welches Aufschwungs auch die Indianer fähig sind.

Gerade dieser auftretende Wohlstand des Moskito-Landes erregte den Neid und die Eifersucht des mächtigen Nachbarstaates Nicaragua. Dieses Land war wie die andern centralamerikanischen Republiken von Parteien zerrissen, in regelmäßigen Zeiträumen von Revolutionen heimgesucht und von ge-



Bluefields, die Hauptstadt der Moskitoküste.

Sie hielten sich grundsätzlich von der Politik fern, aber die von ihnen vertretenen christlichen Grundsätze und Anschauungen bildeten die Grundlage und das Rückgrat, auf und an denen sich der auftretende Moskito-Staat aufbaute. Als Ruhe und Sicherheit im Lande eingekehrt waren, ließen sich auch Ausländer, Mulatten aus Jamaica und andern Inseln des englischen Westindien und Weiße aus Nordamerika in Bluefields und Magdala nieder, es entwickelte sich ein lebhafter Handel, und durch ihn strömte Wohlstand in das Indianer-Ländchen hinein. Das mächtige England breitete seine Fittiche über den kleinen Staat und sicherte seine Unabhängigkeit gegen das begehrliche Nicaragua. Der Oberhäuptling oder Chief (sprich Tschif) Robert Clarence, ein Vollblut-Indianer,

wissenlosen Beamten ausgeplündert. Es wollte nicht ruhig mit ansehen, daß unmittelbar vor seiner Thür ein kleiner Staat in tiefstem Frieden sich gesunden Gedeihens erfreute; es glaubte auch seine zerrütteten Finanzen durch die Annexion des Indianerstaates aufbessern zu können.

Wer beschreibt den Schrecken der Einwohner von Bluefields, als sie am 12. Febr. 1894 erwachten und ihre Stadt in den Händen der Nicaraguaner fanden. Die Feinde hatten sich durch einen Handstreich bei Nacht und Nebel der in Frieden schlafenden Stadt bemächtigt, die Moskito-Fahne war heruntergerissen und die Fahne Nicaraguas gehißt. Auch nicht ein Schein des Rechts lag für diese plötzliche Annexion vor. Die Nicaraguaner machten auch nur

einen sehr schüchternen, kläglichen Versuch, ihr rücksichtsloses Vorgehen zu rechtfertigen. Sie verbreiteten eine Proklamation, in der es hieß: Der Präsident des im Norden angrenzenden Staates Honduras sei ein gräßlicher Tyrann, er habe sich auch den Titel „Herrscher von Moskito“ beigelegt und wolle sich Moskitos bemächtigen. Nur dadurch, daß Nicaragua ihn besiegt habe, sei Moskito gerettet worden. Gleichwohl bestehe noch die Gefahr, daß seine Horden sich des Hafens von Bluefields bemächtigen könnten. Deshalb sei es die heilige Pflicht Nicaraguas, Moskito zu schützen!

Sobald sich die Einwohner von Bluefields von dem ersten Schrecken erholt hatten, trat an sie die Frage heran, was

ihre eigenen Polizisten gegen sie empörten. Da glaubten sich der Chief Clarence und seine Räte berechtigt, die Zügel der Regierung wieder in die Hand zu nehmen und den ungebetenen Gästen die Thür zu weisen.

Aber das Schicksal des Ländchens lag in den Händen der Großmächte. Die Moskito-Regierung hoffte steif und fest, England werde sich wie früher, so auch diesmal ihrer gegen ihre Feinde annehmen und werde nicht zugeben, daß Nicaragua sich das ganze Ländchen einverleibe. Und es wird den Engländern auch nicht am guten Willen gefehlt haben; hatten sie doch bei der weiten Ausdehnung ihrer Besitzungen in Mittelamerika ein Interesse daran,

daß der englische Name in Ruhm und Ehren bleibe. Sie sandten deshalb sogleich ein englisches Kriegsschiff nach Bluefields, um die Interessen Englands und Moskitos zu wahren. Aber England war gebunden. Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte ihre Hände im Spiel. Die Vereinigten Staaten hatten beschlossen, den oben erwähnten Nicaragua-Kanal auf Staatskosten zu bauen, der Kanal sollte aber, obwohl er quer durch



Heidnische Indianer von der Moskito-Küste.

num werden sollte. Der Chief Robert Clarence und seine Ratgeber waren sogleich so verständig, einzusehen, daß sie aus ihrer Macht nicht imstande seien, sich der Nicaraguaner zu erwehren. Sie waren besonders auch deshalb in einer mißlichen Lage, weil thatsächlich schon seit drei Jahrzehnten dem Staate Nicaragua eine Art Oberherrschaft über Moskito zugestanden war. Jede bewaffnete Gegenwehr wäre ihnen deshalb als Empörung und Hochverrat ausgelegt worden und hätte nur namenloses Elend über das Land gebracht. Trotzdem lagen einige Wochen die Verhältnisse für sie günstig; die feindlichen Eindringlinge erwiesen sich so unfähig, eine vorläufige Regierung zustande zu bringen, daß sich am 5. Juli

Nicaragua geht, nicht Eigentum dieses Staates, sondern international bleiben und unter der Aufsicht der Union stehen. Da mußte die Union dem Staate Nicaragua einen entsprechenden Ersatz bieten, um sich seiner Dienste zu versichern. Wie konnte das die Union billiger haben, als wenn es seine stillschweigende Erlaubnis gab, daß Nicaragua das ganze Moskito-Land annektiere? Der Handel hat allerdings eine fatale Ähnlichkeit mit der Geschichte vom Lamm des armen Mannes, die der Prophet Nathan dem König David erzählte. Aber was konnte das arme Moskito-Land thun, um der Union die Spitze zu bieten? Und soweit ging die Freundschaft Englands für die Moskitos auch nicht, daß es um ihret-

willen die Freundschaft der Union aufs Spiel setzte. Gegen das eine Kriegsschiff Englands sandte die Regierung der Union deren zwei, und diese blieben so lange im Hafen von Bluefields vor Anker, bis die Nicaraguaner fest im Sattel saßen.

Damit war das Los Moskitos besiegelt. Es war schutzlos an Nicaragua ausgeliefert. Der Chief Robert Clarence hat sich von den Engländern nach Jamaica in Sicherheit bringen lassen, die Staatsräte sind meist des Landes verwiesen. In der Hauptstadt Bluefields ist die Verfassung Rica-

annehmlichkeiten, von angstvollen Tagen und schlaflosen Nächten ist den Missionaren kein Leid widerfahren. Ob die Mission unter der Herrschaft Nicaraguas ebenso friedlich und segensreich arbeiten kann wie bisher unter dem Indianer-Regiment, weiß Gott allein. Augenblicklich ist in Nicaragua die liberale Partei am Ruder, welche auch in religiöser Hinsicht einen weiteren Gesichtskreis hat. Aber was soll werden, wenn wieder die mit den Jesuiten verbündete, konservative Partei die Herrschaft an sich reißt? In einer Beziehung müssen wir



Chief Rob. Clarence, König der Moskito-Küste, mit Würdenträgern
Ch. Patterson James Guthbert.

raguas proklamiert, die Bevollmächtigten Nicaraguas haben die Zügel der Regierung in die Hand genommen. Sogar der alte Name Reserva Mosquita hat dem neuen, Zelaya, weichen müssen.

Die Mission der Brüdergemeinde, um deren willen uns diese politischen Verwicklungen besonders interessieren, ist durch alle diese Klippen und Stürme unverfehrt hindurchgegangen. Auch die neuen Gewalthaber sind bisher so vorsichtig und rücksichtsvoll gewesen, die Missionsarbeit weder zu hindern noch zu stören. Abgesehen von vielen persönlichen Scherereien und Un-

staunend Gottes wunderbare Weisheit auch in diesen uns dunklen Wegen rühmen. Die Brüdermission hat seit Jahren gewünscht, ihr Arbeitsfeld im Norden über die Grenze der Moskito-Reserve nach Nicaragua hinein auszudehnen. Alle früheren Versuche waren gescheitert. Gerade im Jahre 1894 aber, im Jahre der Annexion Moskitos, ist mit ausdrücklicher Genehmigung der Behörden Nicaraguas die Station Dakura jenseits der Grenze Moskitos angelegt und damit der Fuß in das katholische Nicaragua gesetzt worden.

Vom großen Missionsfelde.

Aufhebung der Rheinischen Missionsstation Dampier-Insel in Kaiser-Wilhelmsland. Eine Reihe unvorhergesehener, schmerzlicher Unglücksfälle wird wahrscheinlich zur Aufhebung der Missionsstation auf der Dampier-Insel führen. Daß diese Insel vulkanisch sei, wußte man schon lange, allein da der Vulkan seit Jahrzehnten geruht hatte, glaubte man, er sei erloschen. Jetzt ist er wieder in ziemlich lebhafter Thätigkeit getreten. Missionar Dassel schreibt darüber von der Insel: „Seit dem 17. Juni hält

Ausbruch glutflüssiger Lava ist es indes bis jetzt noch nicht gekommen. Die Eingeborenen, welche von ihren Urgroßvätern her die Kunde von einem solchen Ausbruch noch im Gedächtnis haben, wobei in Folge des Aschenregens Taro, Bananen und selbst Kokosnüsse verdarben, so daß sie nichts zu essen hatten, meinten zwar, in unserm, mit Wellblech bedeckten Hause eine Zuflucht finden zu können, aber sie kennen jedenfalls die zerstörenden Wirkungen eines förmlichen Ausbruches des Kraters nicht. Wenn Gott,



Dampierhaus mit Miss. Kunze und den Ruderern (Salomonseilen).

uns der Ausbruch des Kraters, an dessen Fuße unsere Station liegt, fast ständig in Aufregung. Bei Tage entsteigen dicke Rauchwolken mit oft geradezu graufigem Aussehen dem Feuerschlunde und überziehen den ganzen nordwestlichen Himmel, während bei Nacht zuweilen der ganze obere Regal des Berges von einem Feuerschein umgeben ist. Ein anhaltendes Donnern und Rollen mahnt uns beständig an die große Gefahr, in der wir schweben. Bisher hat der Herr uns noch gnädig bewahrt. An einem Tage, als die Luft voller Asche war, befürchteten wir schon das Schlimmste. Zu einem förmlichen

zu dem wir in heißen Gebeten gefleht haben, uns nicht bis heute bewahrt hätte, wäre uns kein Ausweg geblieben. Die zur Zeit vom Ostmonsun heftig bewegte, fast stets mit gewaltigen Wellen brandende See, dazu unser letztes, schon fast seeuntüchtiges Boot ließen uns wenig Aussicht auf Rettung. Die Isabel, das Schiff der Neu-Guinea-Compagnie, konnte bei dem hohen Seegange nicht landen und mußte unverrichteter Sache umkehren. Da unser Proviant an Reis zu Ende ging, entschlossen wir uns, den Miolesen, unsern Arbeitsleuten, unter denen einige zuverlässige und tüchtige Burschen sind,

die Fahrt mit unserem fragwürdigen Boote nach Siar, der andern Missionsstation, freizustellen. Mit Freuden nahmen sie das Anerbieten an, da sie gerne die Einsamkeit auf Dampier verließen. Aber am nächsten Morgen, als wir sie schon in der Nähe von Siar glaubten, waren sie alle und zwar wohlbehalten wieder da. Nicht weit von Madagas, bei Kap Croisilles, hatten sie einen heftigen Gegenwind und hohe See gehabt, gegen welche kein Aufkommen gewesen sei. Mit vieler Mühe erreichten die armen Burschen vor Sonnenaufgang unsere Bucht; aber nachdem sie gegessen hatten, waren sie im Umsehen wieder abgefahren. Dieses Mal glückte es ihnen besser, sodaß sie am nächsten Nachmittag Siar erreichten, wo sie den Brüdern Kunde von dem Stande der Dinge bringen konnten.

Nach siebentägigem Warten kam am 2. Juli Missionar Barfemeyer mit dem schlechten Boote der Mission hier an; er hatte auch sehr mit Wind und Wetter zu kämpfen gehabt und erreichte erst 10 Uhr abends die Station. Eine sehr anstrengende, saure Fahrt hatte der liebe Bruder mit Gottes Hilfe hinter sich.

Da täglich ein Ausbruch des Vulkans zu erwarten war, blieb Missionar Barfemeyer vorläufig auf Dampier. Ende Juli packte ihn jedoch das Fieber und fesselte ihn mehrere Tage an das Bett. Am 2. August war er wieder soweit hergestellt, daß er am andern Morgen auf die Jagd ging, um eine Taube oder ein Waldbuhn zu schießen, doch kehrte er ohne Jagdbeute zurück. Aus Versehen hatte er die Patrone im Lauf stecken lassen. Als er das Gewehr vor dem Missionshause ablegte, entlud es sich auf unerklärliche Weise. Der Schuß zerfetzte die Kleider und durchbohrte Barfemeyer vom Rücken her durch die rechte Bauchseite. Die beiden andern Missionare stürzten auf den dumpfen Knall sogleich

aus dem Hause und fanden Barfemeyer hoffnungslos verwundet. Nur zwei Stunden währte der schwere Todeskampf, da mußten sie dem lieben Bruder mit zerrissenem Herzen das Auge zudrücken.

Diese Aufregung, verbunden mit der steten Angst vor dem Kraterausbruch, streckte auch die beiden überlebenden Missionare Dassel und Helmich auf das Krankenbett und zwang sie, vorläufig die Dampier-Insel zu verlassen. Da obendrein unter den Eingeborenen der Insel die Pocken ausgebrochen sind, und die Eingeborenen schwerlich auf der Insel bleiben, wenn der Krater ausbricht, so ist wenig Hoffnung, daß die Missionare je dorthin zurückkehren werden.

Vier Gräber von Missionsgehwistern bleiben auf der Insel zurück als Zeugen der vierjährigen, scheinbar vergeblichen Missionsarbeit, als Zeugen der vielen Thränen und Gebete, die von dieser Stätte in der Wildnis des Heidentums aufgestiegen sind zum Throne der Gnade. Rhein. Ver.

Das Weihnachtslied: „O du fröhliche!“ in der Dualla-Sprache (Kamerun):

1. Bunya ba yabe la Sango Jesu
Tag der Geburt des Herrn Jesu
bue nde bunya ba munyenge!
ist der Tag der Freude.
Was' ee ta nyama, Kristo a yabe.
Welt, sie war verdorben, Christ ward geboren.
Sesa, sesa mo na munyenge!
Ehre, ehre ihn mit Freuden!
2. Bunya ba yabe la Sango Jesu
Tag der Geburt des Herrn Jesu
bue nde bunya ba munyenge,
ist der Tag der Freude.
na Kristo a poi O sungo bato.
Christus erschien zu retten die Menschen.
Sesa, sesa mo na munyenge!
Ehre, ehre ihn mit Freuden!
3. Bunya ba yabe la Sango Jesu
Tag der Geburt des Herrn Jesu
bue nde bunya ba munyenge.
ist der Tag der Freude.
A Musungeri, Sango na ndolo,
Du Erretter, Herr der Liebe,
di sese, die sese oa na mutam!
wir ehren, wir ehren dich mit Ergötzen!

Bücherbesprechungen.

Gerade rechtzeitig für den Weihnachtstisch erscheint ein **neuer Missionsatlas** von **D. Grundemann**, dem bedeutendsten und zuverlässigsten Kartographen der evang. Mission. D. Grundemann hat es als ein Stück seiner Lebensaufgabe angesehen, die evangelische Christenheit mit wissenschaftlich genauen Karten zu versehen, um ihr den Fortschritt der evangelischen Missionsarbeit anschaulich vor Augen zu stellen. Ihm verdanken wir die erste

große Missionsweltkarte, ihm den „Allgemeinen Missionsatlas“, ein Werk erstaunlicher Gelehrsamkeit und bewundernswürdigen Fleißes. Als dieses große Kartenwerk durch das schnelle Wachstum der evangelischen Mission überholt wurde und veraltete, zeichnete er für den Handgebrauch den „Kleinen Missionsatlas“, gleichsam eine Abschlagszahlung für ein neues größeres Werk. Jetzt hat er vier Jahre großen Fleißes und eifriger Arbeit

darin gesetzt, um der evangelischen Christenheit noch einmal die Größe ihres Missionswerkes vor Augen zu malen. Man merkt an dem ganzen „Neuen Missionsatlas“, daß er mit viel Liebe gezeichnet ist. Wenn man sich von D. Grundemann durch die weite Welt führen läßt und jeden Erdteil mit Missionsstationen übersät sieht, da ist kein Raum mehr für kleinmütige Verzagtheit, da merkt man, das Evangelium ist auch heute noch die Kraft Gottes selig zu machen alle, die daran glauben. Murray M'Cheyne, einer der Väter der schottischen Freikirche, sagte zu seinen Missionsfreunden: „Geht mir eine Missionskarte, daß ich darüber beten kann.“ Möchte dieser Missionsatlas vielen evangelischen Missionsfreunden ein Antrieb werden, betende Hände für die Mission zu erheben. Der „neue Missionsatlas“ hat 35 Karten; eine flüchtige Durchsicht genügt aber, um den Leser zu überzeugen, daß in Wirklichkeit die Zahl der Karten mehr als doppelt so groß ist, da mit Sorgfalt jeder Raum ausgenutzt ist, um durch Specialarten einzelne Missionsgebiete in größerem Format darzustellen. In erster Linie sind die deutschen Missionen berücksichtigt; besondere Sorgfalt ist unsern Kolonien zugewandt. Wir wüßten unsern Lesern nichts Besseres für den Weihnachtsfest zu empfehlen. Der Preis (broch. 8 M., in Halbfranz geb. 9,20 M.) ist im Verhältnis zu dem Reichtum des Inhalts und der Solidität der Ausführung sehr mäßig.

Verlagswechsel. Wir teilen unsern Lesern hierdurch mit, daß vom 1. Januar 1896 an im Verlage der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“, herausgegeben von D. Gustav Warned, ein Wechsel eintritt. Nach freundschaftlichem Übereinkommen mit dem bisherigen Verleger wird der Sohn des Herausgebers, Buchhändler Martin Warned (Inh. von Hugo Rother's theologischer Buchhandlung) in Berlin das Blatt übernehmen. Wir können dieser Zeitschrift nur wünschen, daß ihr Vertrieb in der gleich rührigen und interessierten

Weise wie vom bisherigen Besitzer, C. Bertelsmann, fortgeführt wird. Möge ihre Abonnentenzahl stetig weiter wachsen. Dieses Fachblatt kann den Missionsfreunden garnicht warm genug empfohlen werden. Warned's blaue Hefte müßten von jedem, der sich in Missionsfachen ein gründliches Urtheil verschaffen will, gelesen werden.

Quittung.

Bei der Geschäftsstelle der „Evang. Missionen“ sind ferner folgende Liebesgaben eingegangen

Für die Hungernden in Ostafrika: R. N. 3 M., P. A. in Blasbach 3,80 M.; F. B. 5 M., aus Dölkau 5 M., P. B. in W. 3 M., aus Kaunheim 187 M., aus Waldginner 2 M., P. em. 3.-Dresden 3 M., v. Feldter Jungfr. 20 M., aus Gütersloh 20 M., P. Dr. G. in Verlau 20 M., vom Frauen-Miss.-Verein in Ragsburg 80 M., P. Schm. Weimar 5 M., aus Narva 6 Rub. = 13,20 M., Sup. Georgi-Treffurt 20 M., R. R. in Sch. 6 M., W. G. Dr. 10 M., aus d. Gemeinde Blasbach 15 M., U. d. F. 10 M., Miss.-Frauen-Verein Neusalz a. D. 10 M. (zus. 1152,52 M.)

Rheinische Mission: P. em. Kurzb.-Eimbirf. 22 M. (zus. 42 M.)

Gohner'sche Mission: Aus d. Büchern der Kirche Feuerfen 100 M., G. Berner-Dakota 20,61 M., durch P. Uhrig-Altenstadt (W. B. 3 M., 3. R. 2 M., U. 5 M.) = 10 M., von e. Missionsfreundin 1 M., W. G. Dr. 5 M., aus der Gemeinde Blasbach 4,50 M., R. St. Eibed 20 M., P. em. Kurzb.-Eimbirf. 22 M. (zus. 612,11 M.)

Berliner Miss.-Ges. I.: P. em. Kurzb.-Eimbirf. 22 M. (zus. 111,80 M.)

Deutscher Frauenverein: G. Berner-Dakota 20,61 M. **Berliner Miss.-Ges. III.:** Aus den Büchern der Kirche in Feuerfen 44,60 M., P. em. Kurzb.-Eimbirf. 22 M. (zus. 66,60 M.)

Herzlichen Dank.

Gütersloh, 15. Nov. 1895. C. Bertelsmann.

Briefkasten.

B. in D. Für Ihre freundliche Bemühung um die Verbreitung unseres Blattes danken wir Ihnen herzlich. Die uns von allen Seiten gewordene freundliche Zustimmung ermuntert uns, auf Verbesserungen unausgesetzt bedacht zu sein. An unsere Freunde dürfen wir wohl von neuem die Bitte richten, uns in der Verbreitung durch Werben unter Bekannten nach Kräften zu unterstützen.

Inhalt: Pfannschmidt-Deutner: Advent. Gedicht. — Sering: Bei den Buddhisten Japans. — Stöck: Weihnachten in Trankbar. — Ein wackeres Kind. — Richter: Untergang d. Moskitothaates. Vom großen Missionsfelde. Bücherbesprechungen.

Für Hausfrauen!

Annahme aller Wollfachen aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- und Mantelstoffen, Damentüchern, Fußsüß, Strickwolle, Portiören, Schlaf- und Teppichdecken, i. den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch

R. Eichmann,
Ballenstedt a. Harz.

Leistungsfähigste Firma.
Must. umgehend franco.

Waschechte Kleiderstoffe.

Buckskin, Pferde- u. Schlafdecke, sowie Teppiche und Portiören bekommen Sie billig, wenn Sie Ihre alten Wollfachen u. Wolle in der Grünberger Wollweberel G. Allmendinger, Grünberg, Hessen, umarbeiten lassen. Spec. Einrichtung f. Wolle zu Cheviot, Buckskin und Flanellen.
Muster gratis.

Billige Buckskin-Reste.

Die in der Versand-Abtl. unserer Fabrik täglich entstehenden und daher stets in großer Menge vorrätigen Reste Cheviots, Loden, Kammgarn-Anzüge und Paletot-Stoffen verschiedener Länge und Qualitäten werden ganz enorm billig abgegeben und verlangen man, darauf reflektierend, die Fracht-Zufendung v. Reiterproben. Ebenso steht unsere über 500 verschiedene Dessins enth. Musterkollektion hochgeleganter Neuheiten in einfach soliden bis zu den hochfeinsten Stoffen, wovon jedes Maß zu Fabrikpreisen abgeben, franco zu Diensten.

Janssen & Co. Tuchfabrik, Oldenburg i. Gr. C. 45.

Goldene Medaille Lübeck 1895. I. Preis Bremen 1895, außerdem prämiert mit 9 goldenen u. silbernen Medaillen und Ehrenpreisen. Lieferanten verschiedener Staats- und Eisenbahn-Behörden.

Bestellungen auf die Einbanddecke des Blattes (Preis 80 Pf., m. Porto 1 M.) werden umgehend erbeten.

Neu! Für nur 6 M. (Fabrikpreis) versch. 1. brillante, extra solid gebaute, ca. 36 cm groß: **Konzert-Zug-Harmonika** mit: 10 Tasten, 2 Registerzügen, 2 doppelten Pässen, vollständ. ff. Nickelbesch. u. Zuhälter, ff. Ausstattung, starken, breiten, unzerbrechlichen pat. Zonzungen, schöner, voller, dopp.-höriger Orgelmusik, gr. u. weit ausziehbar. Stach. Doppelbalg; jede Falte ist mit Stahlscheiteln versehen, wodurch Beschädigung unmögl. Wirkl. großes, aus bestem Material gearbeitetes **Pracht-Instrument** (keine sogen. Export- od. Marktware). Jed. Käufer erh. auch eine neue praktische Schule z. Selbstlernen **umsonst**, wonach gleich die schönsten Lieder, Tänze, Märsche, Choräle etc. gehiebt werden können. Umtausch gestattet. Garantiefchein wird beigelegt. **O. C. F. Miether, Hannover. Harmonika- u. Musikinstr.-Fabrik in Hannover II, Steinthorfeldstr. 19.**

NB. Allen werthen Bestellern gebe noch 1 H. Musikinstr. **umsonst**, nur damit Sie sich von d. Güte u. Preiswürdigkeit meiner Fabrikate überzeugen. sollen. D. D.

Herausgegeben von Pastor **Justus Richter** in Rheinsberg (Mark).

Druck und Verlag von **C. Bertelsmann** in Gütersloh.

7.6.01

204.

Gum / Gum



3 2400 00276 4581

THREE DAY

6691

Die evangelischen missionen

v.1

1895

THREE DAY

6691

EARL MORSE WILBUR LIBRARY
STARR KING SCHOOL FOR THE MINISTRY
2441 LE CONTE AVENUE
BERKELEY, CALIFORNIA 94709

